This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 4UKN I

Harvard Depository
Brittle Book

Das

Frommel-Gedenkwerk

Zweiter Band

Frommels Lebensbild

Zweiter Band:

Vom Wupperthal zur Kaiserstadt

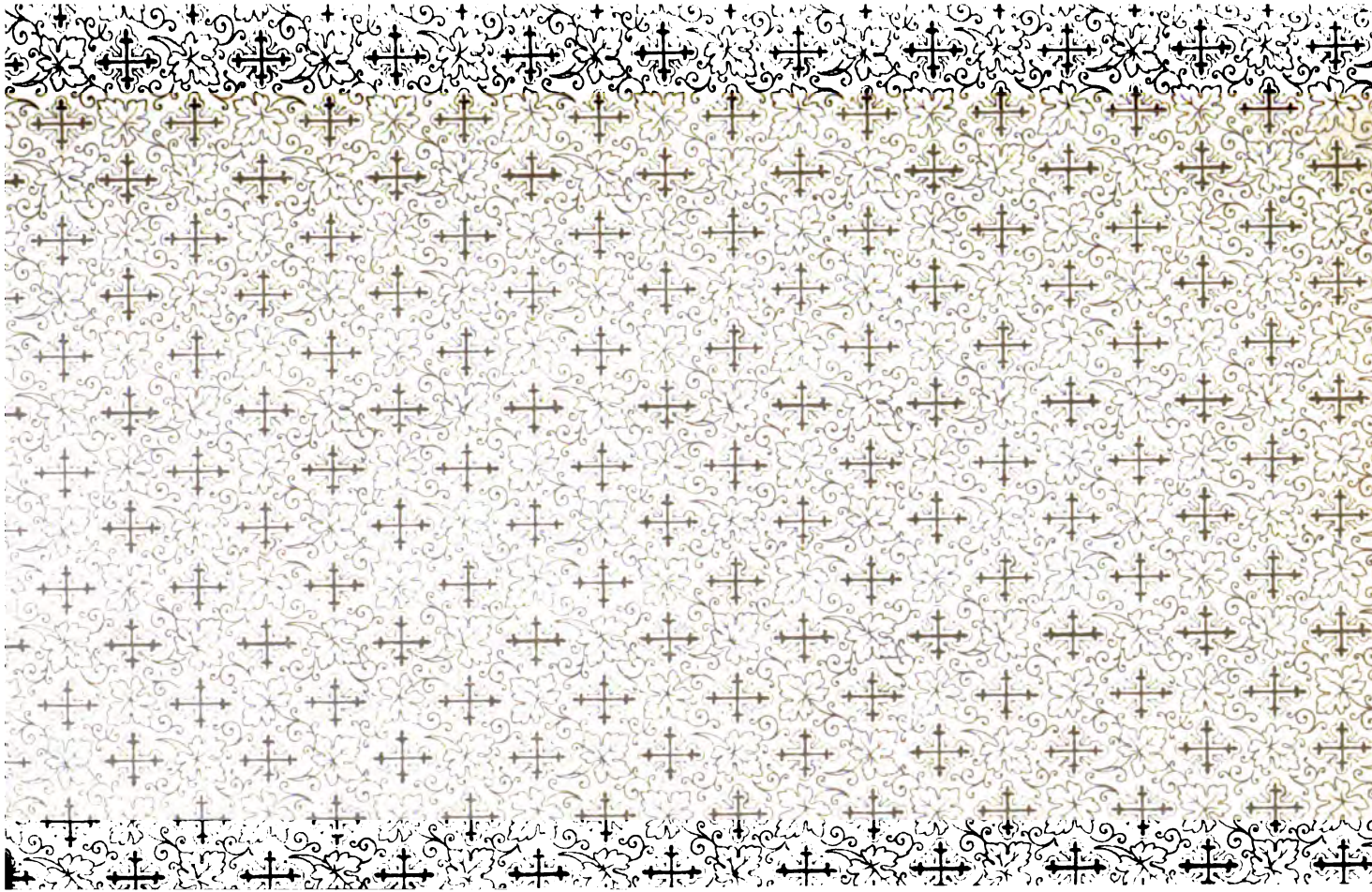
von

Dr. Otto Frommel

Pfarrer

E. S. Mittler & Sohn Königl. Hofbuchhandlung
Berlin 1901.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY



3 3 4 3 5 $\frac{a2}{2}$

Das Trommel-Gedenkwerk.

Herausgegeben

von der Familie.

Zweiter Band.

Berlin 1901.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Frommels Lebensbild.

Zweiter Band:

Vom Wupperthal zur Kaiserstadt.

Von

Dr. Otto D. Frommel,
Pfarrer.

Mit zwei Bildnissen.

Berlin 1901.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

893
F932fr
1900
v.2

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel. **Das Wupperthal** . . . . . 1—10
Das Laienelement und die Kirchenluft des Thales S. 1. — Die Collenbuschianer S. 4. — Die Jünglingsvereine S. 6. — Die Presbyter S. 7. — Die „Strengen" im Thale S. 8.

Zweites Kapitel. **Einzug und Anfänge in Barmen** . . . . 10—40
Frommels Einholung S. 11. — Begrüßung der Gemeinde und Antrittspredigt S. 12. — Neue Freudigkeit im Amte S. 15. — Der Mutter Frommels seliger Heimgang S. 17. — Fremdlingsgedanken S. 19. — Frommel und der Jünglingsverein S. 20. — D. Fabri S. 21. — F. W. Doerpfeld und die Stillen im Lande S. 22. — Schriftstudium S. 24. — Eine gute Lektion S. 25. — Ein Urtheil über Frommels Predigtweise S. 26. — Unter den Konfirmanden S. 28. — Ein anonymer Brief S. 30. — Die beiden Kollegen im Amt. Frommels Beliebtheit S. 32. — Henhöfers Lebensbild S. 35. — Der Ruf nach Köln S. 36. — Frommels Ablehnung S. 37. — Dank der Gemeinde S. 40.

Drittes Kapitel. **Der Kampf um die Kunst** . . . . . 40—49
Gründung des Kirchenchors S. 41. — Vortrag über die Kunst im täglichen Leben S. 43. — Die Kunst in der Kirche S. 44. — Josephsons Gegenpredigt S. 45. — Frommel besucht die Passionsmusik S. 46. — Ein freundschaftliches Memento P. Schultzes S. 47.

Viertes Kapitel. **Ein schweres Jahr** . . . . . 49—59
Der Krieg 1866 S. 49. — Die Pocken in Barmen S. 50. — Bruder Max in Barmen S. 53. — Die Geburt des „Mausle". Die Cholera S. 54. — Hirte oder Miethling? Wie Frommel den Schlag aus dem Versteck parirt S. 57.

Seite

Fünftes Kapitel. **Vor und nach dem Kirchbau** . . . . . 59— 72
Frommels Eintreten für den Kirchbau S. 60. — Pastor Barthels Geist S. 61. — Grundsteinlegung der Kirche in Barmen-Heckinghausen S. 63. — Frommel in Berlin S. 65. — Wiedersehen mit Maler Pfannschmidt S. 67. — Der „Heinerle von Lindelbronn" S. 68. — Eine Elsässerin über Frommels Schriftstellerei S. 70. — Letzte Barmer Erfahrungen S. 72.

Sechstes Kapitel. **Abschiedssturm** . . . . . 73— 82
Ruf nach Köln und Ablehnung. Der Ruf nach Berlin S. 73. — Frommels Schreiben an Feldpropst Thielen S. 74. — Ein Brief Max Frommels S. 78. — Die Abschiedspredigt S. 81.

Siebentes Kapitel. **Berliner Anfänge** . . . . . 83—101
Frommels Einholung in Berlin S. 83. — Frommels Antrittspredigt S. 84. — Garnisonpfarrer Strauß S. 85. — Allerhand Lektionen in der Technik des Militärpfarramts S. 86. — Rogge. Müllensiefen. Kögel S. 87. — Berliner geistliches und kirchliches Leben S. 89. — Die Kriegserklärung S. 92. — Abendmahlsfeiern und Trauungen vor dem Abmarsch S. 94. — Eine verweigerte Trauung S. 96. — Frommel bittet um Entsendung ins Feld S. 99. — v. Bismarck-Bohlen bittet um einen Geistlichen S. 101.

Achtes Kapitel. **Im Felde (1870/71)** . . . . . 102—143
Das schwarze Armeekorps S. 102. — Bunte Reisegesellschaft. Einkehr in Karlsruhe S. 104. — Professor Godet. Die hellblauen Preußen S. 106. — Ankunft in Hagenau. Nachricht von Sedan S. 108. — Konferenzen mit elsässischen Geistlichen S. 111. — Stimmung und Zustände im Elsaß S. 112. — Die Kapitulation Straßburgs S. 119. — Die Feier in der Thomaskirche S. 121. — Professor Baum und General v. Werder S. 125. — General v. Ollech. Ein englischer Brief S. 125. — Frommel als Vermittler S. 127. — Aufruf zum Besten der „Neuen Kirche" S. 128. — Ideen zum Neubau der evangelischen Kirche des Elsaß S. 129. — Reorganisation des Direktoriums S. 132. — Soll Frommel in die Verwaltung? S. 133. — Straßburger Weihnacht S. 135. — Bourbakis Einfall S. 137. — Protestantische und katholische Feindseligkeiten S. 139. — Abschied von Straßburg S. 140. — Rückblick S. 141. — Humor im Felde. Schriftstellerarbeit S. 142.

Seite

Neuntes Kapitel. **Friedensarbeit des Garnisonpfarrers von Berlin (1871—1876)** . . . . . 143 - 180
Dankgottesdienst in der alten Garnisonkirche S. 143. — Die Oktoberkonferenz S. 144. — Frommels Konferenzvortrag S. 146. — Der Sturm im Wasserglase S. 148. — Ein Ausfall aus dem Lager der Konfessionellen S. 150. — Ruf nach Hamburg S. 152. — Ernennung zum Hofprediger. Schriftstellerarbeit S. 153. — Umschwung in der Gemeinde. Der Kulturkampf S. 156. — Die außerordentliche Generalsynode S. 159. — Frommel und die Mittelpartei S. 160. — Eine nichtgehaltene Synodalrede S. 161. — D. Brückner über Frommel S. 171. — Schriftstellerei: O Straßburg. In des Königs Rock ꝛc. S. 172. — Frommels Amtsjubiläum S. 175.

Zehntes Kapitel. **Vom Jahre 1877 bis zum Dreikaiserjahr** 181—219
Die Trebnitzer Kirchenvisitation S. 181. — Eindrücke des ersten Visitationstages S. 183. — Frommels Katechesen S. 185. — Schlußansprache an die Brüder S. 187. — Der Ruf nach Baden-Baden S. 188. — Die Attentate auf Kaiser Wilhelm S. 190. — Frommels silberne Hochzeit S. 191. — Einsegnung der Zwillinge S. 194. — Brief an Prinz Friedrich Karl wegen Prinz Friedrich Leopold S. 196. — Ein Veto Kaiser Wilhelms S. 199. — Max Frommels Rücktritt in die (luth.) Landeskirche S. 200. — Das Luther-Jubiläum S. 201. — Frommel zum Doktor der Theologie promovirt S. 205. — Karl Frommels Hochzeit S. 206. — Onkel Gambsens Heimgang S. 208. — Neue Rufe S. 209. — Frommel lehnt die Feldpropststelle ab S. 210. — Eine Predigtreise in die badische Heimath S. 211. — Schriftstellerei: Ampelschein, Abr. Strauß, Treue Herzen ꝛc. S. 214. — Christenthum und Humor S. 217.

Elftes Kapitel. **In Bädern und Sommerfrischen** . . . . 220—242
Die Kunst des Reisens S. 220. — Das „Waldhorn" in Schönmünzach S. 223. — Allerhand Reisegesellschaften S. 224. — Frommels Schlagfertigkeit S. 226. — Auf Hundseck im Schwarzwald S. 227. — Karlsbader Erlebnisse und Stimmungen S. 236.

Zwölftes Kapitel. **In Gastein (1872—1884)** . . . . . 242—270
Die Stiftung der evangelischen Kapelle. Frommels erste Gastein-Fahrt S. 243. — Der Einweihungsgottesdienst S. 247. — Frommel und die „Bellevue" S. 250. — Predigt und

Seite

Seelsorge in Gastein S. 253. — v. Hases Urtheil über Frommel S. 256. — Ludwig Richter S. 258. — Eine Unterredung mit Kaiser Wilhelm S. 259. — Der Kaiser und die Steiermärker S. 260. — Die Gasteiner Gesellschaft S. 263. — Bei den Bauern in Wald und Gaishorn S. 265. — Das Proellsche Haus. L. Heye S. 267. — Wieder ein Stück Gasteiner Seelsorge S. 268.

Dreizehntes Kapitel. **Sebaldus Nothanker und sein Berliner Arbeitstag** . . . . . 270—300
Wer Nothanker war S. 271. — Frommels Studirzimmer S. 273. — Ein Berliner Morgen S. 277. — Allerhand Störenfriede S. 278. — In der Sprechstunde S. 283. — Frommel als Seelsorger S. 284. — Die Kritik der reinen Vernunft im Garnisonlazareth S. 288. — Frommel und der christliche Verein junger Männer S. 291. — Zur Mitternacht unter den Kellnern S. 293. — Unter den Droschkenkutschern S. 294. — Ansprache bei dem Feste einer Anstalt zur Pflege verlassener Kinder. „Do ut des“ S. 296.

Vierzehntes Kapitel. **Auf der Kanzel und am Altar** . . 300—320
Der Quell der Frommelschen Predigt S. 301. — Ziel und Charakter seiner Predigt S. 302. — Textwahl und Methode S. 304. — Der Künstler und Dichter auf der Kanzel S. 306. — Der Soldatenprediger S. 310. — Licht- und Schattenseiten des Militärpfarramtes S. 312. — Frommel als Festprediger S. 314. — Frommel als Liturg S. 317.

Fünfzehntes Kapitel. **Auf Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen** . . . . . 320—340
Frommel und die Kinder S. 321. — Das Persönliche in Frommels Ansprachen S. 323. — Das Individualisiren in Text und Rede S. 335. — Ein Denkzettel für unruhige Hochzeitsgäste S. 327. — Eine abgebrochene Trauung S. 329. — Frommels Tischreden bei Hochzeitsfesten S. 331. — Tischreden bei der Taufe S. 335. — Frommels Grabreden S. 336. — Gottestrost aus Schrift und Leben S. 339.

Sechzehntes Kapitel. **Unter den Konfirmanden** . . . . 341—356
Ziel und Methode des Unterrichts S. 342. — Bibellesen. Behandlung des kirchlichen Dogmas S. 344. — Die Lehre von der Versöhnung und den Gnadenmitteln S. 346. —

Seite

Praktische Rathschläge des Seelsorgers S. 348. — Liebessaat und Ernte S. 350. — Die Konfirmation S. 353. — Bibelstunden im Mädchenpensionat S. 354.

Siebzehntes Kapitel. **Ein Sonntag Abend in der Neuen Friedrichstraße** . . . . . 356—366

Gesellschaft und Geselligkeit S. 356. — Studiosus „Holzbock". Hofdame und Hofschauspieler S. 358. — Allerhand Hausmusik S. 360. — Das allgemeine Gespräch S. 363. — Diogenes' Leuchte und Weihnachts-Laterna magica S. 364.

Achtzehntes Kapitel. **Vom Dreikaiserjahr bis zur Schulkonferenz des Jahres 1890** . . . . . 366—404

Kögels Epiphaniengedicht S. 366. — Zwei Kaisergräber S. 368. — Frommel und Kronprinz Wilhelm S. 369. — Die Prinzchen S. 371. — Frommels Ernennung zum Oberpfarrer S. 372. — Frommels Stellung zum Kirchenregiment S. 374. — Rede zum Besten des Berliner Luther-Denkmals S. 376. — Max Frommels Heimgang S. 378. — Zum Gedächtniß der Kaiserin Augusta S. 381. — Neue Verluste S. 382. — Fürst Bismarcks Abschied S. 383. — Die Reichstagswahlen des Jahres 1890 S. 384. — Eine soziale Predigt S. 386. — Schriftstellerei S. 388. — Frommel über die Engländer S. 390. — Der Kaiser und die Schulkonferenz S. 393. — Frommels Konferenzrede S. 397.

Neunzehntes Kapitel. **Letzte Berliner Jahre in Haus und Amt** . . . . . 404—443

Der 5. Januar 1890 S. 404. — Mutter Baehrs Heimgang S. 406. — Elisabeth und Maria Frommels Hochzeit S. 408. — Die Erinnerungen aus „Lenz und Herbst". Frommel und sein Freund Gerok S. 411. — Arbeit am Lukas S. 419. — Der Religionsunterricht bei den Prinzen. N. Fries † S. 421. Frommel auf der „Hohenzollern" und in Abbazia S. 422. — Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum S. 423. — Frommels Erkrankung. Die Operation S. 427. — Frommel und die Seinen S. 428. — Im Garnisonlazareth zu Potsdam S. 429. — Frommels Ausscheiden aus dem Militärpfarramt S. 432. — Abschied von den Amtsbrüdern S. 434. — Abschied von den Freunden S. 436. — Dr. Lohmeyers Trinkspruch S. 437. — Rückblick auf Berlin S. 439. — Frommels Bedeutung und Persönlichkeit S. 441.

Seite

Zwanzigſtes Kapitel. **Plön und das Ende** . . . . . 443—458
Ankunft im neuen Heim S. 443. — Einweihung des Prinzenhauſes S. 444. — Neue Freunde und alte Treue S. 445. — Frommel und die Prinzen. R. Kögels Heimgang S. 448. — Vor der zweiten Operation S. 449. — Frommels letzte Stunden S. 452. — Der letzte Wille S. 453. — Die Leichenfeiern in Plön und Berlin S. 456.

Perſonenregiſter . . . . . 459—462

Sachregiſter . . . . . 462—465

Erstes Kapitel.

Das Wupperthal.

Nicht als ein Unbekannter zog Frommel am 2. November des Jahres 1864 in Barmen-Wupperfeld ein. Man hatte ihn gehört und seine Schriften gelesen; er selbst wußte genug von dem neuen Boden, auf den ihn Gottes Ruf und die einstimmige Wahl der Gemeinde versetzt hatte, um sich zu sagen: Es geht auf einen neuen Kampfplatz, aber auch auf ein Ackerfeld, das einer redlichen Arbeit seine Frucht nicht versagen wird. Versuchen auch wir, den neuen Heimathboden Frommels nach seiner äußeren und inneren Gestaltung kennen und verstehen zu lernen.

Da wo die Wupper, die im ersten Drittel ihres Laufes durchaus nordwärts fließt, sich entschieden nach Westen wendet, beginnt jener schmale Thalstreifen, den der Volksmund ausschließlich als das „Wupperthal" bezeichnet, obgleich das emsige Flüßchen im Ganzen eine Thalstrecke von 13 Meilen zu durchlaufen hat, das Gebiet der beiden Schwesterstädte Elberfeld und Barmen.*)

In der That kommt die ganze Eigenart des Menschenschlages, der sich längs der Wupper angesiedelt, dort am kräf-

*) Noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts bot Barmen ein durchaus ländliches Bild. Malerisch zwischen zwei Bergabhängen gelegen, nach Norden leise aufsteigend, umfaßte es fünf räumlich geschiedene, in ihren Namen noch heute erhaltene kleine Ortschaften: Wichlinghausen, Rittershausen, Heckinghausen, Wupperfeld, Gemarke — die beiden letzteren wohl die ältesten Kleinstädte in der werdenden Großstadt.

tigsten zur Geltung. Es ist ein reges, eifrig ringendes Völkchen, das in den beiden Industriestädten sein Wesen treibt. Vom größten Arbeitgeber und Finanzmann bis zum geringsten Handlanger lautet die Losung: „Arbeit". Was Schillers Glocke von dem Adel menschlichen Schaffens sagt:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König, seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!"

das hat man mit Recht als den Wahrspruch des Wupperthales bezeichnet. Durch Unternehmungsgeist, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, durch unermüdlichen Eifer, der keine Mühe scheut, ist dort die Industrie zu einer Höhe der Entwickelung gediehen, daß man ihr den Ruhm lassen muß, den einst ein Barmer Kind in die Worte gefaßt: „Barmer Artikel erobern die Welt."*)

Aber nicht die Arbeit allein ist im Wupperthal zu Hause. Neben dem Arbeiten hat man das Beten nicht vergessen. Geistliches Leben blüht im Thale seit Jahrhunderten. Schon Goethe stellt den Leuten das schöne Zeugniß aus, daß sie, „mit irdischem Erwerb beschäftigt, die himmlischen Güter nicht außer Acht lassen". Früh fand denn auch die Reformation im Thale Eingang. Magister Adolf Clarenbach, einer der ersten evangelischen Märtyrer,**) dessen Denkmal bei Lüttringhausen noch heute von der „Kirche unterm Kreuz" redet, hat schon im Jahre 1527 auf den Bauernhöfen des Wupperthales die evangelische Wahrheit verkündigt. 30 Jahre später hat Peter von der Lohe, ein Kind des Thales, als Kaplan in Elberfeld und dann auch nach seiner

*) Vergl. Schöttler, Schlichte Bilder aus Emil Frommels Leben. S. 46 ff. Verlag der Wupperthaler Traktatgesellschaft. — Bleicherei, Färberei waren anfänglich die Hauptindustriezweige, bei denen die Wupper und ihre Wiesen redlich an der Arbeit mithalfen. Dann fing man an, die gebleichten und gefärbten Garne an Ort und Stelle zu verarbeiten. Es entstanden die mancherlei Webereien: Bänder, Kordeln, Litzen und Spitzen sind seitdem die eigentlichen „Barmer Artikel", die, in Unzahl gefertigt, in die alte und neue Welt hinausziehen.

**) Clarenbach wurde 1529 in Cöln verbrannt.

Verbannung durch seine Predigt viele Herzen für das Evangelium gewonnen. Seit jenen Tagen fehlte es dem Thale nie an Männern, die in den Fußtapfen der beiden treuen Zeugen wandelten. Daher auch bei Vielen unter Hoch und Niedrig bis zum heutigen Tage die religiösen Fragen das Hauptinteresse bilden, an dem sich alles geistige Leben orientirt, wenn es nicht geradezu darin aufgeht. Der Geistliche gilt als die Hauptperson auch in der politischen Gemeinde, und die Gemeinden lassen ihn nicht darben, weder äußerlich noch innerlich. Freilich nehmen sie dafür auch das Recht in Anspruch, den Geistlichen, namentlich in kleinen Dingen, zu kritisiren, und echt bergisch, freiheitlich, ist es durchaus nicht die Kirche als solche, die allein die geistliche Nahrung bereitet. Man „weidet sich selbst" vielfach, und so sehr auch einzelne Geistliche, nicht immer zum Segen, zeitweilig den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit den Gemeinden aufgedrückt haben, so wenig ist doch die Kirche des Thales jemals eine „Pastorenkirche" gewesen. Von den Zeiten Clarenbachs an hat das Laienelement — wir nennen nur die Namen eines Terstegen*) und Jung-Stilling**) — bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des geistlichen Lebens ausgeübt. So ist auch bis heute die Kirchenluft des Thales von den verschiedensten Strömungen bewegt. Von den Independisten bis zu den Hochkirchlern sind alle Schattirungen vertreten,***) und wie überall, wo geistlich reges Leben ist, fehlt es nicht an allerhand offenem und stillem Sektenwesen.

---

*) Terstegen hatte als Leinweber und Bandwirker bis 1728 seinen Lebensunterhalt gefunden, sich dann von allen Geschäften zurückgezogen, um sich ganz der Arbeit für das Reich Gottes zu widmen. Seine geistlichen Lieder sind eine Frucht dieser Arbeit. Von Mülheim aus unternahm er häufige Reisen ins Bergische und nach Niederland, um die „Erweckten" zu sammeln, und wirkte, namentlich auch unter den arbeitenden Klassen, mit gesegnetem Erfolge.

**) Ueber Jung-Stilling vergl. Goethe, Wahrheit und Dichtung, Bd. II. Geboren 1740 als armer Leute Kind, lebte er bis 1778 eine Zeit lang als Arzt in Elberfeld.

***) Barmen hat heute 4 lutherische, 2 reformirte, 2 unirt-evangelische, eine Baptistenkirche, eine Kirche der Freien Gemeinde, eine Kapelle der Apostolischen Kirche (Irvingianer) und eine katholische Kirche.

Am tiefsten und segensreichsten hat wohl der württembergische Pietismus eingewirkt. Die Namen Collenbusch,*) Hasencamp,**) Menken***) bezeichnen den Weg, auf dem diese Richtung im Thale Eingang gefunden. In den herrschenden kirchlichen Kreisen hatte der Name Collenbusch, Collenbuschianer, einen üblen Klang, und doch, was dieser Mann angestrebt und die durch ihn mittelbar beeinflußten Barmer Kreise ihm dankten, das war in erster Linie keine eigenthümliche Theologie (wie Collenbusch sie für sich selbst allerdings ausgebildet), sondern einfach: Bibelstudium, Leben im und aus dem Wort. „Etwas Ganzes vom Evangelium", dieser Titel des Oetingerschen Buches, war für jene Männer zugleich das Programm ihres Christenthums. Aus dieser Gesammtanschauung folgte dann das Bestreben, dem Ganzen in all seinen Theilen durch fleißiges Bibelforschen nachzugehen, um Gottes Rettungs- und Erziehungswege mit der Menschheit sowie mit jedem Einzelnen zu erkennen und das eigene Leben und Thun danach zu richten. Auf diesem Wege kamen sie dahin, manche von der Kirche vernachlässigte Wahrheit in den Vordergrund zu stellen†) und sich selbst in den Verdacht der Ketzerei zu bringen. Und doch waren sie alles Andere als Sektirer und „Mucker", wie sie gern bezeichnet wurden, vielmehr frische, fröhliche Christenleute, die eben nur mit dem Christenthum Ernst machten und an der Quelle prüften, was ihnen Kirche und Predigt als Wasser des Lebens darboten.††)

*) Samuel Collenbusch, geb. 1724 in Wichlinghausen bei Barmen gest. als Arzt in Barmen 1803.

**) Friedrich Arnold Hasencamp, geb. 1747, gest. 1795 in Duisburg.

***) Dr. Gottfried Menken, geb. in Bremen 1768, gest. daselbst als Pfarrer 1831.

†) Vergl. hierüber das folgende Kapitel.

††) Bezeichnend und lehrreich ist, was ein Freund jener Kreise, F. W. Doerpfeld, einmal schreibt (mitgetheilt in der interessanten Lebensbeschreibung D's von seiner Tochter A. Carnap): „Als mein Lebensweg mich vor 41 Jahren nach Barmen führte, wurde ich dort mit einigen Männern seltener Art bekannt und befreundet: Es waren Geschäftsleute. Sie gehörten mit zu dem Wahlkollegium, das mich berufen hatte. Ihr ernster Sinn, ihre Intelligenz und gesammte Haltung zogen mich an. Als Christen betonten

Ein einheitliches Bild des kirchlichen und geistigen Lebens im Thale, insonderheit der Gemeinde, an der Frommel zu wirken hatte, läßt sich schwer geben. Gerade hier traten Gegensätze hervor, wie sie größer nicht gedacht werden können.

Die Gemeinde Barmen-Wupperfeld war im Jahre 1778 von der zu Wichlinghausen abgezweigt und ist stiftungsgemäß lutherischen Bekenntnisses.*) Trotzdem ist das kirchliche Gepräge

sie, daß der echte Glaube sich an den Früchten zeigen müsse. Dabei hatten sie in ihrer Lebenspraxis noch einen besonderen Grundsatz, der sich auf die vorkommenden Widrigkeiten bezog. Er lautete: Wenn Einem etwas quer kommt, sei es im Geschäftsverkehr, sei es im Hause oder von Nachbarn, so darf die erste Frage nicht sein: Wie schaffe ich mir dies Uebel vom Halse? sondern: Warum läßt mir der himmlische Vater das widerfahren? Es handelt sich deshalb in solchen Fällen zuerst darum, Verstimmung und Aerger nicht aufkommen zu lassen, sondern sich selbst zu besinnen, was Gott uns sagen will, mit sich ins Gericht zu gehen; es gilt, an unserm alten Menschen erst einmal Zucht zu üben und so das Erlebniß »moralisch zu verdauen«. Ist das geschehen, so kann man mit gutem Muth und Gewissen auch das Uebrige thun, was Verstand und Recht in der Sache anrathen. So die Selbsterziehungspraxis jener Barmer Freunde." Es war ein ungemein selbständiges religiöses Leben in diesen Köpfen, und auch sonst fehlte es nicht an Originalen bei diesen „Stillen im Lande", die sich namentlich aus den mittleren Bürgerkreisen, vor Allem aber aus dem der kleinen Handwerker rekrutirten. „Wer noch Gelegenheit gehabt", sagt Doerpfeld, „diese Ueberreste der alten bergischen Philosophen aus dem Handwerkerstande kennen zu lernen und ihren Gesprächen zuzuhören, wird zugeben, daß es nicht uninteressante Leute waren. Ihr Trieb zum Nachforschen war eine Gottesgabe". Auch andere spekulirende Köpfe konnte man finden, die sich mit Eifer auf Mathematik, Mechanik ꝛc. legten, aus reiner Liebe zur Sache, wo der Eine das „perpetuum mobile" sucht, der Andere am Stein der Weisen laborirt, ein Dritter (durch die Schriften Jakob Boehmes beeinflußt) auf religiösem Gebiet spekulirt und theosophirt, Andere wieder einem wissenschaft-feindlichen Pietismus folgen — eine buntgemischte Gesellschaft". Mit Recht hebt Doerpfeld neben diesen sonderlichen Liebhabereien die allgemein, namentlich in Handwerkerkreisen verbreitete Liebe zum Volksgesang, den musikalischen Sinn der Leute hervor, wie denn ein altes bergisches Gesangbuch den bezeichnenden Namen trägt: „Die singenden und klingenden Berge", und allerorten kleine Gesangvereine entstanden, von Lehrern, aber oft auch von Handwerksmeistern geleitet.

*) Sie war in ihrer Bildung wie Wichlinghausen von der lutherischen Gemeinde Schwelm, also von Westfalen, ausgegangen.

das sie trägt, nach Licht und Schatten vielmehr das reformirte. Gegründet von Pastor Barthels, einem Manne mit seltener Organisationsgabe, unter den schwersten Opfern und Kämpfen zur festen Gestaltung gekommen, hatte sich die Gemeinde mit Recht in vieler Hinsicht den Ruhm einer Mustergemeinde erworben, einer „Stadt auf dem Berge", weithin leuchtend durch das Beispiel ihres Opfersinnes, ihrer Zucht und Lebendigkeit.

Max Frommel, der den Bruder im Jahre 1867 besuchte,*) konnte die Schilderung, die Emil ihm von dem Wupperthal vorher gemacht, nur bestätigen: „Ich habe das Thal gesehen, zwar nicht in seinem eigentlichen Staat, wie in der »Festwoche« geistlicherweise oder wie im Maienmond kreatürlicherweise, doch immerhin in seiner Eigenthümlichkeit. Dieser Eindruck war ein ganz bedeutender und hat mir viel zu prüfen gegeben. Die Größe der Leistungen, die agile Lebendigkeit, die Mannigfaltigkeit christlicher Liebesthätigkeit — so viel Schornsteine so viel Vereine —, die Macht des Wortes, unter der das ganze Thal steht, all das gewährt mir einen ehrwürdigen Anblick."

Frommel selbst war durch den Vorgänger Schultze bis ins Einzelne eingehend über sein neues Wirkungsfeld unterrichtet. Es ist zum Verständniß der folgenden Kapitel gut, wenn wir die Hauptstellen des Briefes mittheilen, den Schultze nach Karlsruhe schrieb, nachdem Frommel die Wahl angenommen:

„Wupperfeld", so schreibt er, „hat nicht nur den Namen, daß es lebe. Ich habe hier schon in der kurzen Zeit eine große Schar von Seelen kennen gelernt, denen der Friede Gottes in Christo aus den Augen leuchtete, besonders in dem kleinen Bürgerstande, der sich aus den verschiedenen, so sehr gesegneten Jünglingsvereinen rekrutirt. Es ist nicht zu sagen, wieviel Verständniß der Schrift, wieviel ernstes Forschen, wieviel treuer Wandel mit Christo in Gott bei diesen einfachen Leuten zu finden ist, wie sie die Schrift kennen und durchsuchen, wie sie im Joh. Arndt und anderen Büchern beschlagen sind, wie sie für sich

*) Ueber diesen Besuch vergl. Kap. IV.

studiren. Es dauert auch nicht fünf Minuten, so ist man mit ihnen in irgend einem Hauptstück christlicher Lehre oder geistlicher Erfahrung. In diesen Schichten blüht auch die Missionssache. Man trifft die Leute in ihren Mußestunden an den Krankenbetten der Armen, wo sie zu je Zweien die Nacht hindurch wachen und beten. Sie kommen zum Pastor (wohl ohne ihren Namen zu nennen) und holen ihn zu den Sterbenden, geben ihm dabei die eingehendsten Winke über die Verhältnisse, namentlich über den geistlichen Zustand des Kranken, versichern dem Pastor, daß sie ihn mit ihrer Fürbitte dahin begleiten und tragen wollen. Das sind köstliche Erfahrungen. Und ich könnte Dir von den etwa 200 Familien, die ich bis jetzt kennen gelernt, reichlich 60 bis 70 nennen, wo ich den Eindruck habe, daß es wahrhaftig bekehrte Menschen sind.

Die Aeußerlichkeiten in der Gemeindeverwaltung, worunter die Pastoren im Osten vielfach zu leiden haben, werden hier dem Pfarrer durch das Presbyterium fast völlig abgenommen. Mit Kassenwesen, statistischen Arbeiten, Listen ꝛc. ist das geistliche Amt hier nicht beschwert. In der Armenpflege gehen die Pastoren mit den Presbytern Hand in Hand; sie schlagen die Bedürftigen vor, die sich zur Unterstützung melden, der betreffende Provisor (kirchlicher Armenpfleger), in dessen Bezirk der Arme wohnt, untersucht die näheren Verhältnisse persönlich, erstattet dann dem Presbyterium Bericht, und das Letztere beschließt über Art und Höhe der Unterstützung. Es hat doch etwas Imponirendes, wenn so ein Mann, der über Millionen gebietet, in eigner Person die Hütten und Spelunken der Elenden durchschreitet und die Verhältnisse erfragt, oder wenn er, von dem Hunderte ihren Erwerb nehmen, Sonntags mit dem Teller an der Kirchenthür steht und die Dreier und Pfennige der Armen einsammelt, oder wenn er, falls seine Vorschläge im Presbyterium angefochten und als zu hoch befunden werden, einfach den Anderen zuruft: »Ich bin Provisor für die Armen und nicht für die Reichen, mir liegen die am Herzen, die da empfangen, und nicht, die da geben!« Und bei aller freien, offenen Aussprache habe ich nirgends so viel

Respekt vor dem Amt, so viel achtungsvolle Unterordnung unter die Autorität desselben gefunden, als gerade im Schoß des Presbyteriums.

Was die christliche Lehre betrifft, so werden hier die objektiven, thatsächlichen Heilsverbürgungen doch über den schwankenden Sandgründen innerer Gewißheit und Versiegelung, ich will nicht sagen vergessen, aber doch zurückgestellt. Daran krankt hier im Allgemeinen das geistliche Leben. Die innere Versiegelung der Seligkeit, das ist und bleibt den Meisten das Ziel alles Christenlebens. Daher bei viel Glauben doch ein so geringes Maß von Glaubensfreudigkeit: viel ernstes, treues, wahrhaftiges Bekümmertsein um die Seele, aber wenig getrostes Ruhen in der Gnade. Wie oft habe ich schon denen, die mich besuchten nach der Predigt, um mir ihr Herz auszuschütten, wie oft habe ich ihnen schon sagen müssen: Baue doch Dein Heil nicht auf Dein Herz, sondern auf des Herrn felsenfeste Gnade: siehe doch nicht auf die innere Versiegelung, sondern auf das Wort, aufs Sakrament, da liegen Deine Anker! Es mag hiermit zusammenhängen die ungeheure Menge von Gemüthskranken, die hier zu finden sind; ihre Zahl erschreckt uns. Kaum eine Familie, wo nicht dergleichen vorgekommen ist oder noch vorliegt. Doch meinen die Aerzte — notabene die christlichen —, daß auch klimatische Einflüsse, die schwere, gedrückte Luft u. A. dabei im Spiele sind, was ja wohl sein mag.

Einen ungeheuren Vorsprung haben die Pastoren hier darin, daß auch die Predigt wirklich gehört wird. Jede Predigt hier im Thale ist eine That. Die Leute hören zu, sie nehmen den Prediger beim Wort, sie achten genau auf die Auslegung. Sie nehmen Alles hier als bare Münze, das ich so sage. Man muß sich daher zusammenfassen und genau studiren. Die Predigt wird durchgesprochen, aber nicht bloß das; sie gilt in allen Theilen als ein festes Fundament der Lehre, worauf man sich verlassen darf, natürlich wenn sie erst überhaupt durchgefühlt haben, daß es ein gläubiger Prediger ist.

Ein Uebelstand ist freilich dabei. Das Volk hier hat

reflektirenden Charakter und sucht daher auch in Allem, was man sagt, eine Absicht, eine Tendenz. Das stört bei den so verschiedenen christlichen Richtungen in der Gemeinde die Unbefangenheit, die man sich hier besonders von Gott erbitten muß, weil man sie besonders nöthig hat."

Schultze spricht hier von einem Uebelstand, einen andern hatte er vorher schon angedeutet. Wir müssen, um Licht und Schatten gerecht im Bilde zu vertheilen, noch einmal den Finger darauf legen. Wir meinen den Mangel an Glaubensfreudigkeit bei soviel Glaubenseifer. Das Wupperthaler kirchliche Christenthum, wenn wir es einmal so im Unterschied von dem der „Stillen im Lande", der gesunden Pietisten, bezeichnen dürfen, trug und trägt, wir sagten es schon, trotz des lutherischen Namens der Gemeinde reformirten Charakter und hat sich bis zum heutigen Tage von zeitweiligen Anwandlungen eines weltflüchtigen Geistes, eines ängstlich-schroffen Pietismus, nicht frei zu halten vermocht. Geselligkeit und Kunst, ja letztere gerade dann, wenn sie religiösen Zwecken dient, erscheint solchem Christenthum als ein Stück „Welt", von dem sich vor Allem der Geistliche fern zu halten hat.*) Für eine Persönlichkeit wie die Frommels, eine schwer zu erfüllende Forderung, ein Joch, gegen das übrigens schon Pastor Schultze im Interesse der gesunden Entwickelung der Gemeinde selbst gelegentlich sich aufgelehnt hatte, während der ältere Kollege Josephson, ein Mann von großer Pflichttreue und noch größerem Glaubenseifer, von der Schuld nicht freizusprechen ist, durch Wort und Beispiel den Geist des Thales nach dieser Seite hin wesentlich verengt zu haben. Eine wenn auch gewiß unbeabsichtigte Wirkung dieses gesetzlichen Geistes der „Strengen" im Thale war, daß die gutgesinnten Weltleute, die vielleicht zu gewinnen gewesen wären, um so energischer der Kirche den Rücken wandten. Noch mehr, es erfolgte ein Rückschlag eines Theils der jüngeren Generation, besonders in dem schon sozialdemokratisch verhetzten

*) Die Verwandtschaft dieser Richtung mit dem Badischen „Stundenhalterthum" hat wohl hauptsächlich zu der Bezeichnung „Badisches Wupperthal" geführt, die wir am Ende des I. Bandes erwähnten.

Arbeiterstande, aber nicht bei ihm allein, in bitterste Feindschaft gegen das Christenthum, ja in offenen Abfall von Religion und Sitte bis zum Hohn und Spott auf alles Heilige im Himmel und auf Erden — ein Rückschlag, wie er überall da unvermeidlich ist, wo in Religion und Leben der Bogen zu straff gespannt und der Weg natürlicher Entwickelung durch zu viel Warnungstafeln gehemmt wird.

So fehlte es denn auf dem neuen Boden, den Frommel zu betreten hatte, nicht an Leben aller Art, aber auch nicht an Gegensätzen und Klippen, durch die es zu steuern galt mit sicherm Kurs, um sich nicht selbst zu verlieren, sondern Allen Alles zu werden, um ihrer Etliche zu gewinnen.

„Vor Allem", schreibt Frommel nach Jahren einem Amtsbruder, der sich im Thale zur Wahl gestellt, „ist Charakterfestigkeit noth. Es ist eine Schule, eine Hoch- und Tiefschule da unten, und ich möchte nicht einen Tag in Berlin sein — ohne jene Schule durchgekostet zu haben."

Zweites Kapitel.

Einzug und Anfänge in Barmen.

„Wir sind wie die Träumenden, bei aller Freude doch ein tiefes Weh im Herzen. Nun liegen die schwersten Tage hinter mir, die Tage des ersten Anfangs. Der Eindruck war freilich überwältigend, so schnell heraus aus der theuren Gemeinde, aus Allem, was uns lieb, und hinein in das Thal mit fremdem Angesicht. Aber der Herr ist es, der hierher geführt, das fühle ich trotzdem, wenngleich ich noch nicht zur inneren Freudigkeit gekommen bin, die doch so noth ist, um sein Amt recht zu führen. Könntest Du uns aber sehen in unserm kleinen heimlichen Häuslein, es würde Dir doch wohl zu Muthe werden. Die

große Kirche neben uns, hinten der Garten und die große weite Gemeinde mit ihren Schieferhäusern, das ist so ganz anders als daheim, kleiner und größer, wie Du willst."

So heißt es in einem Brief an eine liebe badische Konfirmandin, vom 8. November 1864. Am selben Tage beschreibt Frommel der Mutter zu ihrem Geburtstage die ersten Erlebnisse und Eindrücke in der neuen Heimath. Nachdem er die theure Mutter ihrem und seinem Herrn befohlen, Gott bittend, daß er ihre „Hannah- und Zebedäimutter-Fürbitte erhöre": „daß wir, Max und ich, Deine Donnerskinder werden und einst Theil haben, wenn auch nicht zur Rechten und Linken des Menschensohnes, so doch an einem Plätzlein im Himmel mit Dir und all den Lieben, die droben sind" —, erzählt er seinen Auszug aus Karlsruhe am 31. Oktober (tags zuvor hatte er noch konfirmirt), seine Fahrt über Cöln nach Düsseldorf, wo der Wupperfelder Amtsbruder Josephson und zwei Kirchmeister (Mitglieder des Gemeindekirchenrathes) Schulte und v. Eynern, ihn empfangen, um tags darauf mit ihrem neuen Pastor nach Wupperfeld zu fahren.

„Wie war mir", schreibt er, „als ich einfuhr! Es überfiel mich ein schweres Weinen, ich konnte es nicht fassen, daß ich wirklich aus Vaterland und Freundschaft gegangen. Ich kam auf dem Bahnhof an, dort waren die Mitglieder des Presbyteriums, die in herzlicher Anrede mich begrüßten, dann wurde ich in einer Equipage nach Hause geführt, wo wie auf dem Bahnhof eine große Menschenmasse sich um mich sammelte. Im Hause Begrüßung durch den Kirchmeister, mit dem Wunsche und der Bitte, daß der Segen dieses Hauses, in dem so viel für mich gebetet worden,*) über mich käme." Das Haus von oben bis unten wohnlich eingerichtet, alles blink und blank, gefüllt mit allerlei Vorräthen, geschmückt mit Spiegeln und Gardinen, einem Bücherschrank für Malchen und in meinem Studirzimmer ein herrlicher

*) Es war das Pfarrhaus, in dem bis dahin Pastor Schultze gewohnt hatte.

Schreibtisch — Alles Geschenke zum Einstand — kurz, ich stand wie ein Kind am Christtage!

Um 2 Uhr wurde ich zum Festessen abgeholt, wo die Repräsentation (die Gemeindevertretung) meiner wartete. Ich wurde im untern Saal mit einer Rede empfangen, auf die ich antwortete, dann in den oberen geführt, wo etwa 700 Menschen zu Tische saßen. Ich war geblendet vom Glanz, aber ergreifend war es nun, wie die ganze Versammlung aufstand und unter Begleitung einer prachtvollen Orgel sang: »Lobe den Herren.« Ich sprach das Tischgebet von meinem Sessel aus, der, wie Malchens Stuhl, bekränzt war. Die Festgesänge waren gedruckt. Nun kamen die Toaste: auf den König, drei Begrüßungen an mich; die letzte mit einem Toast auf mich, den Oberbürgermeister Bredt ausbrachte. Begrüßt haben mich die Pastoren Josephson namens der Gemeinde, Kirschstein namens der Synode, Voßwinkel namens Wichlinghausen, Banning namens Unterbarmen, Köllner für Lutherisch-Elberfeld, Krafft für Reformirt-Elberfeld.

Ich hatte nach dem Toast des Oberbürgermeisters zu antworten und sagte etwa: »Freude und Leid sind nicht weit voneinander im Leben. Beides geht ineinander über, und die Thränen sind uns für Beides gegeben. So ist mir. Weß das Herz voll, deß geht der Mund, und wenn nicht der Mund, so doch das Auge über. Es ist heute Allerseelentag. Auch für mich. Ich lege einen Kranz auf das frische Grab der Vergangenheit, einen Kranz aber auch auf die Zukunft, die mich hoffen läßt, daß die zurückgelassene Liebe mir hier wieder aufs Neue erstehen wird. So grüße ich Dich, liebe Gemeinde, und Euch Pastoren. Welchen Segen habt Ihr doch, daß, wie bei den Patriarchen, das hohe Alter der Gemeinde eine treue Tradition in ihr erhalten. Nehmt mich auf in Liebe! Mit den bürgerlichen Behörden aber will ich bauen wie Esra und Nehemia bauten, der Priester und der Laie. Ich will hier Pilgrim und Fremdling sein, der der Stadt Bestes sucht, Aller Seelen aber helfen hinaufzubringen ins ewige Vaterhaus. Das walte Gott! Amen.

Um 7 Uhr Feier im Vereinshause, wo mehr der mittlere Bürgerstand und der Kern der christlichen Gemeinde versammelt war. Dort wurde ich von vier Vereinen begrüßt: dem evangelischen, dem vaterländischen, dem Jünglings- und Lehrerverein, auf deren Ansprachen ich sämmtlich zu antworten hatte. Ich that es, indem ich Alles zusammenfaßte und gelobte, den Kindern ein Kind, den Jünglingen ein Jüngling, den Männern ein Mann zu sein. Sprach vom Allerseelentag in Rom, von der Kapuzinerkapelle*) und wünschte den Segen des Geistes, der lebendig macht.

Es war ein reicher unvergeßlicher Tag, dieser erste Tag im Wupperfeld, dessen Losung lautete: »Die Weissagung wird ja noch erfüllt werden zu seiner Zeit und wird endlich frei an den Tag kommen. Ob sie aber verzieht, so harre ihrer, sie wird gewiß kommen und nicht ausbleiben« (Offenb. XXI, 3) und: »Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen«. — Ja, Herr, mache das wahr, so betete ich in meinem Herzen.

Abends um 11 Uhr kam ich heim, immer noch wie ein Träumender, mich fragend, ob es wahr sei. Die folgenden Tage hatte ich nun auszupacken und an meine Predigt zu denken. Aber die vielfache Aufregung, der Kontrast des Abschiedes und des Empfanges, das war über meine Kräfte gegangen; ich war aufs Aeußerste erschöpft und schlief am Samstag keine Stunde in der Nacht. Ich erinnere mich kaum einer Predigt, die ich in solcher Noth gemacht hätte! Aber so will's am Ende der Herr haben, daß er seine Werkzeuge zerbricht, ehe er mit ihnen arbeitet.

Ich wurde der Gemeinde durch den Superintendenten Dürselen vorgestellt mit dem Wort aus Jesaia 55 »Mein Wort soll nicht leer zurückkommen« und predigte dann über den Text aus Römer I, 16: »Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht . . .« — als einen Kinderspruch und eine Manneslosung, als das Minimum und Maximum, was die Ge-

*) Eine unterirdische Gruft, die in eine Kapelle umgewandelt ist, in der die Gerippe der Mönche, in ihre Kutten gekleidet, und Altar, Kreuzgewölbe, Lampen und Wandschmuck, mehr kunstvoll als schön aus Knochen gefertigt, zu sehen sind.

meinde verlangen kann von ihrem Pastor, denn in diesem Spruch sei 1. die Seligkeit (Evangelium), 2. die Macht (Kraft Gottes), 3. der Umfang (Allen) meines Berufes gezeigt.

Nach der Predigt der Eid auf den König und das Amt, danach großer Empfang bei dem ersten Kirchmeister, abends Begrüßungspredigt meines Amtsbruders Josephson (über I. Thess. 5): »Erkennet, die an euch arbeiten« — die klar und schön und eindringlich war. Zur Nacht hatten wir die Pastoren bei uns, wo wir des lieben Max Gedicht lasen, das Alle herzlich erquickte. Meine Seele aber war voll Lobes und Dankes, daß der Herr so weit geholfen."

Die Antrittspredigt*) sandte Frommel in der Handschrift an Bruder Max, der voll Freude bald darauf (am 12. Dez. 1864) zurückschreibt:

„Es weht ein frischer fröhlicher Zeugengeist durch Deine Predigt, mehr als in allen, die ich von Dir kenne. Es ist mir, als spürte ich es Dir an, wie Dir Dein Amt wieder theuer geworden sei seit Deinem Umzug, und zwar sowohl seine innere Herrlichkeit, Seelen selig zu machen durchs Evangelium, als auch für Dich selbst. Lese ich richtig in Deiner Seele, wenn ich sage, es gab eine Zeit, wo das Amt als Amt Dir eine fast unerträgliche Last gewesen ist? Vielleicht sag' ich zuviel, aber manchmal dacht' ich, ob Du in einem andern Lebensberuf Dich glücklicher gefühlt hättest, etwa als Künstler, als Dichter . . . Aber ich sagte mir auch damals: es wäre doch im besten Falle ein „Trompeter von Säckingen" aus Dir geworden (wie aus unserm Joseph Scheffel). Jetzt aber siehst Du und ich, wie wunderbar Gottes gnädige Wege mit Dir und mir gewesen sind, daß weder Du ein Dichter noch ich ein Künstler geworden bin, sondern wir Beide Zeugen Jesu Christi und Knechte Gottes. Und dabei ist doch Predigen das allerhöchste und tiefste Dichten, denn es ist sinnendes Schildern der höchsten und tiefsten Wahrheit, — und

*) Die Predigt ist in dem Bändchen ausgewählter Predigten E. Frommels enthalten.

Predigen so recht tief aus innerster Seele heraus, das ist Malen des herrlichsten Bildes, des Ebenbildes Gottes in Christo und durch Ihn wieder hergestellt in uns, ist schönste Architektur, weil Erbauung der Seelen, ist Saitenspiel und Hochgesang vom Namen Jesu und von der ewigen Liebe. Und Predigen ist auch das rechte Doktorsein,*) — kurz, der Herr hat Alles wohlgemacht und Alles Alles wohlbedacht, gebt unserm Gott die Ehre."

Die Freudigkeit, die Bruder Max als besonderes Kennzeichen der ersten Wupperfelder Predigt hervorhebt, bezeichnet auch die ersten Schritte Frommels im neuen Amt. Sie ließ ihm keine Arbeit zu groß erscheinen. Schon am zweiten Sonntage sprach er auf dem Stiftungsfest des Wupperfelder Jünglingsvereins, am dritten auf dem Fest des Erziehungsvereins, am vierten im Verein der jungen Kaufleute, am fünften auf dem Jünglingsverein in Gemarke, zwischendrin ist er Festdichter bei der Einführungsfeier eines Amtsbruders und bei dem Ordinationsjubiläum Josephsons.

Ueber Alles das hat er der Mutter nicht mehr berichtet, — sie würde wahrscheinlich den Finger aufgehoben haben, wie so oft in Karlsruhe, indem sie ihren Sohn vor Zersplitterung warnte, vor zu großer Nachgiebigkeit gegen allerhand Anforderungen, die Vereine und Einzelne an ihn stellten. Als Frommel den Ruf nach Barmen erhielt, schrieb sie ihm von Ispringen aus:

„Max und mir wird es immer klarer, daß Du den Ruf annehmen sollst. Vor Allem das Heil der Seele, das geistige Leben; — ich glaube, ich könnte mich eher über Deinen und Maxens Tod trösten, als über Eure geistige Abnahme durch mechanische Geschäfte ꝛc. Tu te dépenses en petite monnaie à Karlsruhe, und ich hoffe, das wird in Barmen nicht sein, wenn Du auf Dein Amt dich beschränkst und keine Festpredigten außerhalb annimmst. Der Herr gebe Dir Weisheit, auch die Leute Dich nicht überlaufen und aussaugen zu lassen, sie abzuhalten in aller Liebe und Ernst."

*) Max F. bezieht sich hier wohl auf Emils frühere Neigung, Mediziner zu werden.

In Barmen sah es bald so aus, als ob solche Warnung nothwendig würde. Bezeichnend ist nun, wie hier die Gemeinde selbst — oder doch Einer aus ihrer Mitte es übernahm, freilich ohne den Namen zu nennen, an die Stelle der Mutter zu treten; es erschien in einer Zeitung folgendes „Eingesandt":

„Es ist allgemein bekannt, daß Herr Pastor Schultze während seines Hierseins von den vielen Vereinen und deren Privatangelegenheiten überhäuft wurde und sich überbürden ließ und deshalb seine Pastoral-Amtspflichten kaum mehr erfüllen konnte und oft und öffentlich die Klage aussprach: »Ich werde von aller Arbeit aufgerieben, man geht unter.« Weshalb er auch wohl so bald ausgeschieden ist. Soll es nun mit unserm lieben Pastor Frommel ähnlich so werden? Der liebe Mann ist kaum in die Gemeinde eingetreten und kennt den Umfang seiner Amtsarbeit noch nicht, so hört und liest man schon in den Tages- und Vereinsblättern von übernommenen Geschäften und Vorträgen. Gewiß werden die vielen Anträge von Privaten in der Gemeinde sowie die sonstigen Vereine nicht auf sich warten lassen. Wir hoffen, daß Herr Pastor Frommel die Arbeit seines Pastoralamtes, worauf er sich mit der Gemeinde verbunden, erst recht ansehen und übersehen wird, bevor er sich in äußere Arbeiten verstricken läßt, zweifeln auch nicht, daß er in Verbindung mit seinen beiden Herren Kollegen, soviel Zeit und Kraft es erlauben, sich den Vereinen und Anstalten in Gott wohlgefälliger Weise zuwenden wird."

Es scheint nicht, daß jene Mahnung von großem Erfolg gewesen ist. Am 19. Januar des neuen Jahres 1865 hörte man Frommel schon wieder für den Jünglingsverein in der Concordia über Rom, Anfang Februar zum Besten der inneren Mission über badische Kirchengeschichte der letzten 50 Jahre sprechen.

Mitten hinein traf ihn die schmerzliche Botschaft von der Erkrankung der geliebten Mutter. Er war sogleich nach Ispringen abgereist, fand die Mutter sehr schwach, konnte aber doch ein paar köstliche Tage mit ihr verleben. Am 14. Januar kam eine zweite telegraphische Nachricht; als Frommel tags darauf eintraf,

war die Mutter schon entschlafen. Tiefergriffen schreibt er der Gattin:

„Ich fand die liebe Mutter nicht mehr am Leben. Als ich in den Bahnhof zu Ispringen kam, traute ich mich nicht zu fragen. Der Bahnwart sah mich aber so ernst an und sagte dann nach einer Pause: »Sie werden's schon wissen, daß die Mutter todt ist.« Ich konnte nichts sagen, nicht weinen, aber auch fast nicht mehr gehen, so fuhr mir der Schreck in die Glieder. Ich ging hin durch den Schnee in der Mutter Haus, ganz allein. Da konnte ich erst einmal recht weinen, und es flog Alles durch meine Seele, was ich diesem treuen Herzen zu danken hatte, wo ich es betrübt und ihm weh gethan. Nun kamen Max und Thora und Tante. Keiner war beim Sterben gewesen; es war ihr den Abend noch so wohl, daß sie die Andern zu Bette schickte. »Bittet nur, daß der Herr bald kommt« hatte sie noch gesagt. Dann sprach sie wenig mehr, nur vor sich hin sprach sie immer leise: »Herr hilf mir, komme bald.« So schlummerte sie ein, ohne daß es die Mädchen sahen, nur einmal hob sich das Haupt, und es war vollendet. Wir legten die Mutter herunter, wo Vater auch gelegen. Die Züge, die erst etwas entstellt waren,*) wurden des Abends freundlich, und der Ausdruck war lieblich und schön. Bis in die Nacht schrieben wir Briefe; das tiefe Weh, die kalte Reise, Alles regte mich so auf, daß ich kein Auge zugethan. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Muth. Es wird einsam, geliebtes Herz; wie Viele sind schon heimgegangen von unsern Lieben!

Cäcilie **) brachte eine weiße, blühende Calla, die legten wir ihr aufs Herz, wie lieb sah sie aus, die theure Mutter!

Sie hatte noch viel gelitten unter der Last der Beschwerden, aber ihre Seele war friedevoller und stiller denn je zuvor; harrend und sehnend auf den Heimgang gerichtet und betend, daß doch der Herr ihre Hütte sanft abbreche. Obgleich sie 6 Wochen lang nur im Lehnstuhl zubringen konnte, hat sie Gott nur gelobt,

*) Es war schließlich Wassersucht hinzugekommen.

**) Vergl. Band I, S. 277.

und es träumte ihr oft, als ruhe sie in einer guten Wiege wie ein Kind. Vor 8 Tagen empfing sie das heilige Abendmahl; seitdem war sie nur mit der Ewigkeit beschäftigt. Als ihre Augen zu schwellen begannen, sagte sie ruhig und gelassen:

»Laß vergehen das Gesicht,
Hören, Schmecken, Fühlen weichen,
Laß das letzte Lebenslicht
Mich auf dieser Welt erreichen,
Wenn des Lebens Faden bricht:
Meinen Jesum laß ich nicht!«

Vor Allem sagte sie oft den Vers:

»Laß Deines guten Geistes Licht

und immer mit gehobener Stimme:

Und dein hellglänzend Angesicht
Erleuchten mein Herz und Gemüth
O Brunnen unerschöpfter Güt'!«

Wir kommen vom Grab der Mutter, da ruht sie neben dem seligen Vater nach kurzer Trennung. Ihr Gebet ist erhört, der Herr hat ihre Hütte sanft abgebrochen. So wollen auch wir ihr die Bitte erfüllen und »Lobe den Herrn, meine Seele« singen. »Keiner soll trauern an meinem Grabe« hatte sie einmal gesagt. Ja, wir können loben, auch im Blick auf uns selbst, daß Gott uns eine solche Mutter gegeben und gelassen hat bis ins Mannesalter hinein. Das Größte aber, was Gott durch sie gethan, war doch, daß sie das Werkzeug wurde, wodurch der Name des Herrn Jesu eine Macht in unserm Hause geworden ist. Ihr haben wir's, nächst dem Herrn, zu danken, daß wir den sicheren Trost haben, daß der selige Vater mit seinen Kindern im Glauben heimgegangen ist; ihr haben wir beide, Max und ich es zu danken, daß wir gewürdigt sind, das Amt der Versöhnung zu treiben, und in der Ewigkeit wird sich's noch zeigen, was wir den Gebeten der Mutter verdanken. Des Lebens Werth besteht darin, selig zu werden und Andere selig zu machen, sie zur Seligkeit zu führen. Wer das verfehlt, der hat sein Leben verfehlt. Von ihr können wir's sagen, sie hat Beides erreicht. Vom Sterbebett unserer Lieben ist ein Glanz ausgegangen, in

dessen herrlichen Strahlen von Glaubenskraft und Sterbensfreudigkeit wir uns erquicken, und ob es gleich Abend geworden in unserm Haus und der Tag sich geneigt, so ist doch ein stiller Emmaus-Glanz bei uns eingekehrt, der unsere Herzen brennen macht. Leert sich auch das Haus hier unten, so füllt sich der Himmel droben. Die Glocken läuten Feierabend, aber sie läuten auch das Wort: »Siehe, ich will euch trösten, wie Einen seine Mutter tröstet.« Darum wollen wir alle sagen und singen: »Lobe den Herrn meine Seele«."

So kehrte Frommel, Trauer und Trost im Herzen, vom Grabe heim. An Freund Schultze aber schrieb er:

„Das war ein tiefes Weh, es riß ein starkes Band, das mich noch festgebunden an die Heimath. Bald habe ich wenig Verwandte mehr und wird mir die Heimath zur Fremde werden. Aber so muß es am Ende kommen, daß wir wahre Pilgrime und Fremdlinge werden. Der Gärtner gräbt ja auch die Wurzeln sachte los, eine nach der andern, bis er mit dem letzten Ruck den Baum herauszieht, ohne ihn zu verletzen. So wird's gehen, wenn es heißt:

»Und werd' ich verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Darauf wir alle warten,
Freue dich fein's Blümelein.«

Ich sehe auch hier mein Wupperfeld an: Station Wupperfeld-Rittershausen aussteigen, und an einem schönen Tage steigen wir wieder ein, sei's auch zur letzten Fahrt."

Dann fährt er fort: „Mit der Arbeit hier thue ich langsam und fahre wie eine Lokomotive aus dem Bahnhof und lasse mich auch nicht drängen. Ich habe eben noch manche Schlappe von Karlsruhe her und muß mich hüten und mit meiner Kraft langsam thun, sonst bin ich bald am Ende."

Die letzten Worte wären nicht zu verstehen nach dem, was wir oben sahen von der Thätigkeit Frommels in den ersten Monaten, wenn man sich nicht sagen müßte, daß ihm nach den

aufreibenden Karlsruher Kampfeszeiten Alles, was er hier zu thun hatte, zunächst wie ein Kinderspiel vorkam. So ist es denn kein Widerspruch mit seinem Vorsatz des „Langsamthuns", wenn wir ihn bald nach seiner Rückkehr nach Barmen in neuer Arbeit finden, die er sich zur eben begonnenen suchte. Vielleicht auch um sich selbst zum regelmäßigen Bibelstudium zu zwingen, aber auch um der Gemeinde einen Dienst zu thun, erbot er sich, an den predigtfreien Sonntagen alle vier Wochen eine Bibelstunde im Gemarker Vereinshaus, ebenso bei den „Jünglingen" in Wupperfeld und „Auf der Heyd" zu halten.

Auch in der Woche erschien er, oft mit seiner Gattin, auf den Vereinsabenden im Wupperfelder Jünglingsverein. War es doch Sitte, daß neben den eigentlichen „Jünglingen" auch die früheren Mitglieder und Ehrenmitglieder des Vereins mit Weib und Kind zu diesen Abenden kamen, wo zwischen Kaffee und Butterbrot allerlei Nützliches gehört werden konnte, auch musizirt wurde. Da holte denn Frommel Altes und Neues aus dem reichen Schatz seines nie versagenden Gedächtnisses hervor und wurde unter der Jugend selbst zum Jüngling, den man bald mit offenen Armen begrüßte. Seine Hauptaufgabe im Verein, dessen Vorsitzender, der treffliche August Hermann Francke, Frommel vom ersten Augenblicke an herzlich zugethan war, erkannte er darin: zur Gesundheit im Glauben zu erziehen. Hier hatte Schultze, wie wir oben andeuteten, schon mit Erfolg vorgearbeitet und bei den jüngeren Elementen den Boden für eine Einwirkung wie diejenige, die sie jetzt durch Frommel erfuhren, vorbereitet. Anders stand es bei einem Theil der älteren Freunde und Förderer des Vereins, die sich um Pastor Josephson scharten; in ihrer Art gewiß sehr achtungswerthe Leute, aber ängstlich und verängstigt in ihrem engen Christenthum, das sich ein Gewissen über Dinge machte, die mit dem Kern unseres Christenglaubens wenig oder nichts zu thun haben. Immerhin, die Mehrzahl im Verein war bald auf Frommels Seite, und nachdem sie das Vertrauen zu seinem Glaubensstandpunkt gewonnen, ertrug sie gern das Fremdartige, Neue, das er ihr brachte, und Viele haben

ihm noch nach Jahren dafür gedankt, daß er sie zu frischen fröhlichen Christenmenschen gemacht habe.

Anfang 1865 thaten sich Frommel, Missionsinspektor Fabri*) und Pastor Ernst mit einigen Laien zu einem Bibelkränzchen zusammen. Mit diesen beiden Theologen verband Frommel je länger je mehr eine innige Geistesgemeinschaft. Zwei freiheitliche, innerlich gerichtete Naturen, sahen sie, wie Frommel, im Kirchlichen als solchem weniger als in persönlich lebendiger Frömmigkeit das Heil, und ein gewisser gesunder mystischer Realismus ließ sie mit jenen oben gezeichneten „Stillen im Lande", den Bibelchristen, die der Leser gut thun wird, von den „Strengen" im Wupperthal auseinander zu halten, Fühlung suchen. In dieser Bezeichnung war der schon genannte ausgezeichnete Schulmann F. W. Doerpfeld der Dritte im Bunde. Er war Frommels Hausnachbar und kam als Vicepräsident der Barmer Bibelgesellschaft,**) die Frommel im Februar 1865 zu ihrem Vorsitzenden gewählt, auch amtlich mit ihm in vielfache Berührung. Ein wahrhaft weiser Mann, ein Lehrer nach dem Herzen Frommels, der sonst in seinem Leben bekanntlich manch hartes Wort über die „Schulmeister"***) geredet, ein geborener Erzieher, der zeitlebens

*) Barmen-Wupperfeld war der Sitz der rheinischen Missionsgesellschaft. Dr. Fabri, dem wir noch öfters begegnen werden, zuletzt als Vertrauensmann des Fürsten Bismarck, mit dem er viel über koloniale, aber auch über religiöse und kirchliche Fragen verhandelt hat, war eine jener vielseitigen Naturen, die vermöge ihrer überreichen Begabung überall und nirgends hinpaßten. Am besten hätte er sich wohl zum Professor der Theologie oder Philosophie geeignet. Unseres Wissens ist auch einmal ein Ruf an ihn ergangen, aber zu spät, als daß er sich entschließen konnte, ihn anzunehmen. Seine bedeutendste Schrift: „Briefe gegen den Materialismus."

**) Die Barmer Bibelgesellschaft war in einem gewissen Gegensatz zur Allgemeinen Bergischen gegründet worden, welche die Apokryphen nicht mitdrucken ließ.

***) Wir brauchen das Wort hier absichtlich, obwohl es Frommel viel Feindschaft bei den Lehrern und Philologen eingetragen hat. In Süddeutschland wird das Wort immer ohne jeden Nebengedanken gebraucht. Luther spricht nie anders von diesem Stande, den er nächst dem geistlichen für den höchsten hielt. Was kann es auch Höheres geben, als ein Meister

trotz vielseitiger Begabung die Volksschule als das schönste Arbeitsfeld eines Pädagogen ansah (denn er hielt „die Arbeit an den Kleinen für etwas Großes"), hat dieser Mann auf beschränktem Gebiet Vollkommenes geleistet und durch schriftstellerische Thätigkeit auf das gesammte Schulwesen in bedeutsamer Weise eingewirkt. Wir verstehen, wie Frommel einem solchen Geist und Charakter mit der größten Achtung entgegenkam.

In Doerpfelds Haus trafen zwei jener „Stillen", der Kaufmann S. und der Glaser- und Anstreichermeister B., mit ihren Familien öfters zusammen. Denn das war das Bezeichnende in jenen Kreisen, daß man die Frau als ebenbürtige Genossin im Ringen und Suchen nach Erkenntniß ansah, wenn auch das „mulier taceat" insofern beobachtet wurde, als sich die Theilnahme der Frauen, wie es scheint, wesentlich auf das Fragen beschränkte. Da trieb es denn auch öfters den Nachbar und Freund Frommel herüber. „Ich erinnere mich", schreibt die Biographin Doerpfelds,*) „daß Pastor Frommel einmal an einem solchen Abend bei uns theilnahm und bei der Begrüßung (auf das Odium anspielend, in dem diese Versammlungen selbst bei den kirchlichen Kreisen standen) in seinem bekannten Humor sagte: »Da komme ich ja in eine anrüchige Gesellschaft!«" „Er theilte", fährt die Erzählerin fort, „darin das Loos unseres Vaters, daß auch er stark in den Verdacht des »Collenbuschianismus« gekommen war. Ebenso ging es ja dem mit Vater und Frommel befreundeten Pastor Ernst, dem Missionsinspektor Fabri und dem einige Jahre als Hülfsprediger im Thal angestellten späteren Missionsdirektor Zahn."

Gerade die Beziehungen zu den Collenbuschianern und Menkianern haben Frommel die ersten anonymen Briefe — im

der Schule zu sein, kein Lehrling oder Pfuscher, ein Meister wie unsere großen Maler und Komponisten? So pflegte Frommel wohl zu antworten, wenn sich Einer oder der Andere durch jenen Ausdruck zurückgesetzt fühlte. „Ich liebe die Lehrer", schreibt er einmal, „wenn sie zugleich Meister sind!"

*) Carnap, Anna geb. Doerpfeld „Friedrich Wilhelm Doerpfeld (S. 320)." Gütersloh 1897. Bertelsmann.

Wupperthale eine sehr beliebte Sitte -- eingetragen. Wiederholt wurde schon in dem ersten Jahre dieser oder jener Punkt in seinen Predigten, hinter dem man eine Irrlehre witterte, meist in aller Freundschaft, aber immer namenlos angegriffen. Frommel, dem Offenheit über Alles ging, verstimmten zuerst diese anonymen Angriffe, dann aber half ihm sein Humor und die damit zusammenhängende Fähigkeit, „Dinge von sich abzuschütteln", auch über diese Fußangeln hinweg. So äußerte er einmal zu Doerpfeld: „Wenn es möglich wäre, so würde man am liebsten einen großen Scheiterhaufen auf dem Karlsplatze errichten, um meinen Freund Ernst und mich sammt einigen Schulmeistern darauf zu verbrennen, aber bis jetzt leben wir alle noch." Gewiß, wer jene Zeit mit durchlebt hat, und nur der, welcher die geschichtlichen und persönlichen Einflüsse und Beziehungen kennt, wird die damals zu Tage tretenden Gegensätze völlig verstehen können, auch in ihrer späteren friedlichen Lösung.

Wir gehen mit der Annahme wohl nicht fehl, daß zu dieser Versöhnung der Gegensätze Frommels befreiendes und Allen gleich offenes Wesen und Wirken in erster Linie mit beigetragen hat. Wir sahen oben,*) wie diese Männer der Collenbusch-Menkenschen Richtung nichts Absonderliches, Neues herausgefunden haben wollten; wohl aber glaubten sie manche von der Kirche wenig beachtete Schriftwahrheit, so den „Christus der Herrlichkeit" und den Gedanken der Vollendung des Reiches Gottes, den „Christus in uns", der dann auch, wie sie sagten, „aus uns heraus" kommen muß, wieder zu Ehren bringen zu sollen.**) Wer Frommels Predigten kennt und liest, nicht etwa nur die in Barmen gehaltenen, wird diese Gedanken überall an- und durchklingen hören. Er scheute sich hier eben so wenig, von diesen schlichten Leuten und mit ihnen zu lernen, als er es unter seiner pastoralen Würde gehalten, von seinen Lusheimer Bäuerlein so manche Lektionen hinterm Pflug an-

*) S. 2.

**) Als Meister B. in späteren Jahren gefragt wurde, wie es doch komme, daß die Collenbuschianer offenbar im Aussterben und kein Nachwuchs da sei, antwortete er: „Wir sind nicht mehr nöthig, denn von fast allen Kanzeln kann man jetzt hören, was wir angestrebt."

zunehmen. Ja er freute sich, bei seinen lieben „Bibelfreunden" nicht wie sonst ein Gebender nur, sondern auch ein Empfangender sein zu dürfen. Sie suchten ihn, er sie auf bei ihrer Arbeit, und wie oft kam es vor, daß er, zwischen prosaischen Farbentöpfen auf einem leeren Fasse sitzend, mit Meister B. über die höchsten Dinge verhandelte, während der Meister, der seine Bibel in- und auswendig wußte, ruhig weiter pinselte.

Wie jene „Namenlosen", um sie kurz so zu nennen, haben diese Stillen im Lande Frommel den großen Dienst geleistet, daß sie ihn zwangen, sich immer mehr in die Schrift zu vertiefen.

Schließlich war aber jeder Mann in der Gemeinde, welcher Richtung er auch angehören mochte, ein kleiner Schriftgelehrter. Kirchmeister und Presbyter wußten im Gotteswort ebenso, wenn nicht besser Bescheid als mancher Gemeindekirchenrath in der Gemeinde- und Synodalordnung. Da galt es für den Geistlichen, selber bibelfest zu werden, und wäre es auch nur aus dem Grunde gewesen — bei Frommel war es das nicht allein — daß man sich keine Blöße gab. Als einen Segen, den er dem Wupperthale nie genug danken könne, hat Frommel allezeit es angesehen, daß er durch die Gemeinde in die Schrift getrieben wurde.*) „Das war", sagt er bei seinem Jubiläum in Berlin, „meine Hochschule. Gottes Wort allein giebt freien Blick, große weite Gedanken und Hoffnungen. Da sieht man Alpenhöhen und hört das unendliche Meer rauschen. Kirchenzeitungen sind

*) Vergleiche dazu die Stelle in einem Briefe an einen Amtsbruder im Jahre 1883: „Ich hatte mich (in Karlsruhe) zu viel auf meine seelischen Gaben und Talente verlassen, nicht auf Gottes Kraft, mehr auf Menschen als auf den Herrn allein gesehen. Meiner Predigt fehlte die Tiefe göttlicher Gedanken, es war so menschliches Wohlmeinen und psychisches Zeug. Ich habe lernen müssen, die Bücher lassen, das Buch aller Bücher nehmen und mein Herz dazu zu legen, bis in seine tiefsten Falten, und mir war geholfen. Mir hat Menken große Dienste gethan und Heinrich Rieger; das sind Menschen des Gewissens, der Demuth. »Wer in der Demuth vor Gott bleibt, erspart sich die Demüthigungen von Menschen« sagte oft mein rothfärbender Freund. Auch am Vortrag fehlte es mir, ich war zu hastig, unruhig, nicht wohlthuend, kurz, es mußte in die Tiefe."

dagegen meist Gucklöcher, aus denen man kaum eine Viertelstunde weit sieht." An anderer Stelle hat er erzählt, wie seine Zuhörer ihm auch im Einzelnen nachgingen, ihn, wie Freund Schultze vorhergesagt, beim Wort nehmend.

„Ich hatte", erzählt er, „über Nikodemus gepredigt, der bei Nacht zu Jesu kommt, und gesagt, hier treffe einmal nicht zu, was die Schrift sonst sagt: »Die Nacht ist keines Menschen Freund«, denn sie decke den milden Schleier über die zaghaften und noch schwachen Jünger. Am folgenden Tage kam einer der Presbyter zu mir und sagte: »Wo steht der Spruch, den Sie gestern in Ihrer Predigt angeführt haben, daß die Nacht Niemandes Freund sei?« »Ei«, sagte ich, »der — der steht in den Sprüchen Salomos«. »Ach bitte, hier ist eine Bibel, wollen Sie mir die Stelle nicht aufschlagen?« Ich fand nichts. »Na, dann steht er im Sirach«. »Ach bitte, schlagen Sie 'mal auf!« Wieder nichts. Endlich sagte ich in meiner Verzweiflung: »Aber er muß doch irgendwo stehen!« Da sagte der Mann: »Ja, ich will Ihnen sagen, wo das steht, das steht in Seumes Spaziergang nach Syrakus.« Das war eine gute Lektion." „Ich bin überzeugt", fuhr Frommel damals fort, „hier in Berlin könnte man ganz getrost sagen: »Das steht in den Sprüchen Salomos«, kein Berliner würde sich hier irgend welchen Skrupel machen. Aber meine Leute dort verstanden das besser."

Seine Kirche füllte sich zusehends; Viele, die bis dahin sich außerhalb ihres Schattens wohler gefühlt, fanden den Weg ins Gotteshaus zurück. Man freute sich, und Viele athmeten dabei auf, eine Frühlingsstimme zu hören, wie sie bis dahin nur selten auf der Wupperfelder Kanzel erklungen war. „Gerade daß er nicht in dem engen Gleise des hergebrachten Wesens fuhr, sondern immer auf der Höhe stand, wo der Blick frei ist und die Seele weit wird, daß er nicht nur den einen Weg an die Gewissen wußte, den Weg der methodistischen Frage: »Bist du bekehrt?« sondern daß er es verstand, Jedem auf seine Art beizukommen, das zog die Menschen zu ihm und gewann ihm das Vertrauen. Was nach Jahr und Tag, als der Barmer Pastor längst Garnisonpfarrer von Berlin geworden und vor den Thoren

Straßburgs lag, ein Wupperthaler Kind von der Plückersburg, das Frommel begegnete, in seiner Herzensfreude ausrief: „Kiek es, dat is ja use Pastohr!", das war die Stimmung, die bei dem größten Theil der Gemeinde für ihn herrschte: „Unser Pastor", es galt von ihm in einem Sinne, wie es nur Wenige sich zueignen durften.*)

Hören wir einen Zeugen aus jener Zeit, der den beiden Gegensätzen, denn das waren die beiden Amtsbrüder Frommel und Josephson, in gleicher Weise gerecht zu werden versucht:

„Die Gemeinde war durch den Kollegen Josephson bereits seit 1845 an erweckliche Predigten gewöhnt. Seine Art war es, besonders die herrschenden Volkssünden hervorzuheben, die Gewissen zu wecken, und zu einem neuen Leben in Gott zu ermahnen. So konnte die Frommelsche Art der Verkündigung des Liebesrathes Gottes in Christo Jesu gewissermaßen eine Ergänzung der Josephsonschen Ansprachen sein, indem sie in seiner ihm eigenen Weise nun alle die Edelsteine glänzen ließ, die das Glaubensleben des aus seinen Sünden erwachten neuen Menschen zieren sollen, im inneren Wachsthum, im Ausbau des neuen Lebens, die neue, herrliche Welt des Seins und Lebens in Christo, der Friede und besonders die Freude am Herrn**) und seiner Gemeinschaft, die Seligkeit des Gebetsumganges, das Mannwerden in Christo; dann aber auch die Länge, Breite, Höhe aller Gottesoffenbarungen, der Christus für uns und der Christus in uns, der Christus der Herrlichkeit in den mannigfachen Gaben der Gemeinde, deren Haupt er ist, und den Ausgang des Reiches Jesu durch die Welt des Kampfes bis zum endlichen Siege, wo Gott Alles in Allem sein wird, wo, um mit Frommel zu reden, das Hallelujah der Seinen in das große Finale austönt: »Nun sind die Reiche Gottes und seines Christ geworden.« Dies Alles brachte Frommel in seiner lebendigen Weise so zum Ausdruck, daß ein großer Umschwung sich Bahn brach

*) Nach Schöttler, a. a. O.

**) Vergl. Kap. XIV: Auf der Kanzel und am Altar.

und unverkennbar eine größere Freudigkeit und Lebendigkeit in den Herzen einzog." . . . „Seine Kirchen waren denn auch oft so voll, daß dem Presbyter beim Klingelbeutel-Einsammeln im Gedränge der Rockschoß abgerissen wurde. Es gingen ihm wohl auch seine Gemeindeglieder nach, wenn er einen Kollegen zu vertreten hatte. Als Jemand sich da einmal besonders freute, ihn in Elberfeld im Frühgottesdienst und dann um 10 Uhr in Wupperfeld zu hören, mußte Frommel es sich freilich gefallen lassen, daß der Betreffende seine Verwunderung darüber aussprach, wie er denn ein und dieselbe Predigt zweimal halten könne; er erhielt eine sehr passende, Scherz mit Ernst würzende Antwort, die wir uns denken können."

Diesen oder Jenen mag, wie ein anderer Barmer Freund schreibt, Frommels freie ungezwungene Predigtweise befremdet haben, der — namentlich im Anfang, wenn ihn während der Predigt ein neuer Gedanke überfiel, und er mit den eingangs angekündigten drei oder vier Theilen die Dauer der Predigt wesentlich zu überschreiten in Gefahr kam — ganz ruhig sagen konnte: „So meine Lieben, den letzten Theil gebe ich Euch mit nach Hause, damit Ihr selbst darüber nachdenken könnt." „Aber", so fügt unser Wupperfelder Gewährsmann hinzu, „es hat ihm dies doch Keiner übelgenommen, sondern mit seiner süddeutschen Originalität gern entschuldigt."

In der That scheint es, daß man im Wupperthale bei sonst sehr geringen Anforderungen an den Kunstsinn im täglichen Leben, vor Allem aber im Gottesdienst, doch die Kunst in der Predigt sehr zu schätzen wußte. Nicht, als ob der Inhalt nicht die Hauptsache gewesen, das war für das Thal selbstverständlich, aber man liebte auch in der Form Abrundung, Symmetrie, kurz, ein gewisses künstlerisches oder doch kunstvolles Ebenmaß. Frommel machte die Erfüllung solcher Wünsche keine Schwierigkeit; er hat entschieden in Wupperfeld seine Predigten wie im Gedanken, so auch in der Form genauer ausgearbeitet als je zuvor und nachher. Gefeilt freilich wurde nie an einer Rede; darin war er von seinem Bruder Max ebenso wie von seinem späteren Freunde

Kögel grundverschieden, deren Predigten man bei aller ursprünglichen Gedankentiefe und Fülle doch den Meißel anfühlt, der an dem Werke, nachdem es im Rohbau fertig stand, noch lange in der Werkstatt gearbeitet.

Als Frommel nach Barmen kam, fand er eine kleine Schar von Katechumenen vor, die ihm Freund Schultze hinterlassen, nachdem er die letzten Konfirmanden vor seinem Weggange eingesegnet. Die kleine Zahl wuchs bald nach Frommels Ankunft bis zur Höhe von 150 Schülern und Schülerinnen. Der Jugendunterricht war ja von jeher Frommels Lieblingsaufgabe gewesen, und die jungen Herzen flogen ihm auch hier ungesucht zu. Wie in Baden, so kam es ihm auch im Thale weniger darauf an, viel auswendig lernen zu lassen, sondern „inwendig" sollten die Kinder lernen. Seine Art war den Wupperfeldern neu; aber sie ist verstanden worden und hat Früchte getragen. Vielleicht hört der Leser gern eine Stimme aus der Barmer Konfirmandenschar; sie stammt aus dem Kreise der ersten Schülerinnen Frommels und erzählt:

„Mit großem Mißtrauen sahen wir Konfirmanden der Ankunft des neuen Pastors entgegen. Daß Jemand unsern vielgeliebten Herrn P. Schultze ersetzen könnte, das dünkte uns unmöglich. Neugierig hatten wir uns am Tage der Ankunft der Familie in ein Nachbarhaus versteckt. Kaum ein paar Minuten, nachdem der Wagen fortgefahren, trat der Herr Pastor aus dem Hause und begrüßte die große Kinderschar mit den Worten: »Grüß Euch Gott, Ihr Kinder!« unter allseitigem Händeschütteln. So etwas hatten wir noch nicht erlebt. Im Sturm waren die Kinderherzen gewonnen, und so ist es geblieben bei den Konfirmanden; wir waren ihm treu ergeben, folgten ihm durch Dick und Dünn, es war kein Weg zu weit, kein Wetter zu unfreundlich, wo wir eine Bibelstunde hören oder eine Predigt in einem Nachbarorte mitnehmen konnten. Wir hatten seit einem halben Jahr keinen regelmäßigen Unterricht genossen, und mußte Vieles nachgeholt werden. So richtete der Herr Pastor in seinem Hause noch eine besondere Unterrichtsstunde ein, um in der nahen ersten

Prüfung einen Stamm zu haben, auf den er sich verlassen könnte. Unvergeßlich sind Allen diese Stunden geblieben. Zu Weihnachten hatten wir durch Herrn Pastor noch eine besondere Freude. Er hörte, daß wir bei unserer Stricklehrerin eine Bescherung für arme Kinder veranstalteten, und bot sich an, auch zu kommen und unser Fest durch seine Gegenwart zu verschönen und zu vertiefen. Jedes Jahr, so lange er in Barmen weilte, kam er, und dies war ein Lichtpunkt im Leben des alten einsamen Fräuleins. — Nach der Konfirmation im Jahre 1865, die am Gründonnerstag stattfand, hielt Herr Pastor Sonntag nachmittags Christenlehren, wo Alt und Jung katechesirt wurden. Die fleißig im Besuch derselben waren, erhielten ein Gedenkblatt, das »eine Freundin von mir«, wie er sagte, »entworfen hat«; wir mußten den Spruch selbst schreiben, und er schrieb eine Widmung darauf. Drei Jahre hat diese Christenlehre bestanden, dann mußte sie eingestellt werden, weil Gegner derselben da waren und es als eine Neuerung betrachtet wurde. Dem Herrn Pastor that das sehr leid, denn er betrachtete es als ein Band, das ihn mit den Konfirmanden verknüpfte. Doch ist etwas Aehnliches hier im Thal erstanden, eine Bibelbesprechung, von fast allen Pastoren eingerichtet, die dasselbe bezweckt. So wurde denn später anerkannt, was anfangs unterdrückt worden war." —

Sehr schwer wurden Frommel während der ganzen Barmer Zeit die Amtshandlungen, namentlich die Taufen, die durchgängig in den Häusern, nicht in der Kirche gehalten wurden. Was ihn dabei störte, ist ebenso bezeichnend für ihn wie für das Thal: es war die ungeheure Formlosigkeit in allen Dingen des kirchlichen Dekorums. Besonders in den Arbeiterkreisen trat sie ihm entgegen. Wenn er da zum Beispiel einmal statt eines Taufbeckens eine zerbrochene Waschschüssel vorfand und Niemand von der Familie sich auch nur entschuldigte, so begreift man wohl, wie ein Mann mit seinem feinen künstlerischen und kirchlichen Gefühl tiefinnerlich verletzt und ergrimmt von solcher Amtshandlung nach Hause kam. Hier bei den Casualien — es gab ja noch kein Civilstandsgesetz, das den Geistlichen von Amts-

handlungen an offenbar kirchenfeindlichen Gemeindegliedern ganz von selbst enthob — machte Frommel auch sonst seine zum Theil recht demüthigenden Erfahrungen. Sie ließen ihn aber nicht den Muth verlieren, auch nicht den Glauben an die Menschheit, der allezeit eine seiner beneidenswerthen Eigenschaften gewesen ist. Das zeigt jene Geschichte, die er in „Lenz und Herbst" erzählt und die ihm in den ersten Barmer Jahren begegnet ist.

„Es galt", schreibt er,*) „eine Kindtaufe zu halten in einer gebildeten, aber völlig unkirchlichen Familie. Musik, Kunst, Malerei waren die eigentlichen Hauspenaten, und gegenseitiger Familienweihrauch war der »Ortsheilige« oder ›genius loci‹, der die Räume durchduftete. Eine Stunde vor der Taufe empfing ich nachstehenden Brief:

»Hochwürdiger Herr! Sie werden heute in der Familie N. N. taufen. Wir bitten Sie, dort nichts trinken zu wollen, denn man wird Sie vergiften. So ist es schon in der Familie des Taufvaters geschehen an einem Ihrer Amtsbrüder, der gleich nach der Taufe sich plötzlich unwohl fühlte und von da an zu siechen begann und nach einem Vierteljahre starb. Aber in der Familie, in der Sie taufen, haßt man die Geistlichen. Darum nehmen Sie sich in Acht. Mehrere Gemeindeglieder.«

Einen Augenblick überkam mich, ich gestehe es gern, ein leises Gruseln. Dann ging ich getrost dahin, wußte ich mich doch im besten Schutze und hatte keinen Grund, die bereits angenommene, überall übliche Einladung abzulehnen. Zum Texte hatte ich gewählt, schon vor dem Briefe, das Wort des Predigers: »Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt«, um den trotz aller Poesie pessimistisch angehauchten Menschen — das waren sie nebenher — zu zeigen, wie doch Geburt und Leben nur wahrhaft erfreulich werde durch die Gnade Gottes, die in der heiligen Taufe dem Menschen ein neues Leben, das den Tod überwindet, einhauchen und versiegeln will. Die Taufversammlung war

*) S. 177 ff.

durchaus gehalten und andächtig, der Hausherr drückte mir warm die Hand. Ich setzte mich zu Tische, aß und trank wie die Andern. Vor dem Abschied bat ich den Hausherrn allein auf einen Augenblick in die Nebenstube. Ich reichte ihm den Brief. Eine dunkle Röthe zog beim Lesen ihm über das Antlitz, und er gab mir schweigend ihn zurück. »Sie sehen«, sagte ich zu ihm, »daß ich ein besseres Zutrauen zu Ihnen habe. Die Liebe glaubt Alles, und darum glaubt sie nichts, nämlich nichts Böses. Schmerzlich ist es nur, daß Menschen Sie dessen fähig halten. Wir stehen ja wehrlos solchen Briefen gegenüber, und darum werden Sie nicht bitter. Den schlagendsten Beweis werde ich nun selber dadurch liefern, daß mir nichts fehlt, und Sie können am besten beweisen, daß Sie die Geistlichen nicht hassen, wenn Sie fortan mich und meine Amtsbrüder ein Bißchen lieb haben.« Wir schieden in Liebe voneinander an jenem Abend und blieben auch weiter verbunden, wenngleich auch eine eigenthümliche kleine »Luftschicht« sich zwischen uns legte, bis der Tod des Einen uns trennte."

Ein großer Mißstand war die in Wupperfeld damals noch mangelnde Eintheilung der Gemeinde in verschiedene Parochien; so wechselten sich die drei Geistlichen mit den Amtshandlungen wochenweise ab, die Folge war eine Ueberbürdung des jeweiligen amtirenden Pastors, in der Woche, wo er „Dienst" hatte, aber auch die Unmöglichkeit, den einzelnen Familien näherzukommen. Aehnlich wechselte die Feier der Konfirmation; in einem Jahre hatte Josephson, im anderen Kirschstein, im dritten Frommel sie zu halten. Es gelang ihm nach einigen Kämpfen im Presbyterium, die Parochialeintheilung durchzusetzen; sie hat sich seitdem als eine segensreiche Einrichtung bewährt.

Von äußeren Geschäften, wir hörten es, sind die Geistlichen im Thale wie im ganzen Rheinland, weise verschont; wenn man die Sitzungen der Repräsentation abrechnet, die nun auch Frommel, abwechselnd mit den Brüdern zu leiten hatte. Seine Kenntniß des badischen Parlamentarismus kam ihm dabei zu statten, aber oft auch sein Humor, mit dem er, wie wir später noch sehen werden, die mitunter etwas langsam auf „Neuerungen" eingehenden

Kollegen und Mitglieder der Gemeindevertretung zu dem zu bewegen verstand, was er im Interesse der Gemeinde für nothwendig und wünschenswerth hielt. Schon damals, im zweiten Jahre der Wirksamkeit Frommels, stellte sich das Bedürfniß eines Kirchenbaues heraus, aber auch damals schon ließen sich manche Schwierigkeiten ahnen, mit denen dieser Gedanke zu kämpfen haben würde. Frommel schreckten sie nicht, wie denn Furcht vor Menschen oder vor Dingen nicht in seiner Natur lag.

Das zeigte er auch gegenüber den Amtsbrüdern, die an derselben Kirche mit ihm zu wirken hatten. Er sagte es offen heraus, wo ihm Etwas nicht recht gethan schien, und beklagte es nur, daß man ihm seine Offenheit nicht mit gleicher Münze vergelte. Von Anfang an war Frommel entschlossen, sich an die unzweifelhaften guten und trefflichen Seiten der beiden Brüder zu halten und das „Andere" liegen zu lassen. Er bekennt selbst, daß er namentlich den Kollegen Kirschstein je länger je lieber gewonnen, und im Blick auf den anderen schrieb er später: „Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, und wo uns einmal unser Herrgott ein Joch auflegt, da juckt man dran, bis es paßt und bequemer sitzt, und das Tragen wird er schon erleichtern."

Für die Anfeindungen, die Frommel von einigen namenlosen Anhängern des älteren Amtsbruders späterhin erfahren hat, trifft Josephson doch nur mittelbar die Schuld, sofern er den richterischen Geist, der jene Aeußerungen „christlicher Bosheit", von denen wir noch zu reden haben werden, hervorrief, bei seinen ihm anhängenden Gemeindegliedern nicht zu bekämpfen sich die Mühe gab. Dadurch mußte zum mindesten der Schein entstehen, als ob er das Vorgehen jener Dunkelmänner gegen Frommel billigte. Frommel selbst wäre nichts lieber gewesen, als mit dem Bruder so herzlich zu stehen wie mit dem Vorgänger und mit den beiden Freunden Ernst und Fabri. Zunächst versuchte er die Kollegen untereinander sich näher zu bringen, indem er an Josephsons Jubiläum sie dahin brachte, sich gegenseitig und ebenso ihm selbst „Du" zu sagen, was bis dahin in Wupperfeld nicht Sitte war. Auch Frommels Gattin that das Ihre zur Annäherung,

indem sie zwischen den beiden Pfarrfrauen, so gut es ging, zu vermitteln suchte.

Es konnte ja nicht ausbleiben, daß Frommel hier und da Zweifel kamen, ob das Thal für ihn der rechte Platz und er der rechte Mann für das Thal sei. „Ich habe", schreibt er im Blick auf den ersten Punkt an Max Frommel, „mit Ausnahme von Fabri und Ernst wenig Anknüpfung fürs innere Leben. Wer die Geschichte, das Gewordensein eines Menschen nicht kennt, dem ist schwer etwas mittheilen. Meine ganze Vergangenheit steht hinter mir wie abgeschlossen, den Anderen ein Geheimniß. Und doch will ich alle Tage mein Angesicht salben, ehe ich unter die Leute gehe, und mich stärken in meines Gottes Wort und Wille; es ist nicht Wehleidigkeit, aber es wird Dir in Rheinswalde vielleicht ähnlich gegangen sein, wenngleich dort die Verhältnisse anders waren. Weißt Du, der ganze Boden, die ganze Natur macht schon viel aus. Das heimelte einen eben zu Hause Alles an. Ich lasse, wie billig, nichts aufkommen von Weh, aber Dir darf ich's ja schon sagen."

Frommel war ja freilich nur zu kurz in der neuen Stellung, um hier abschließend zu urtheilen. Das sollten auch jene Worte nicht. Dagegen konnte ihn Freund Schultze schon jetzt über den ersten Punkt, die Frage, ob er seiner ganzen Natur nach sich für das Thal eigene, völlig beruhigen. Er schreibt unter Anderem:

„Mehr als Einer aus der Gemeinde hat mir schon die Hoffnung ausgesprochen, Du werdest so fortfahren, wie Du begonnen, und nicht fremde Rüstung anlegen. Du glaubst nicht, mein Bruder, wie lieb sie Dich haben, wie herzlich sie von Dir erquickt sind, wie auch diejenigen, die da zweifelten, nun zu mir sagen: »Du hast doch Recht gehabt«. Vor Allem aber wissen die »Stillen im Lande«, unsere lieben Bibelfreunde, nicht genug des Lobes zu sagen. Kurz, ich hoffe, daß man bald auch von irgend einer Seite auf Dich schimpft oder doch schilt, indessen das wird sich schon finden mit der Zeit und ist ja nach Deinem Bericht auch schon dagewesen".

So konnte Frommel doch auf das Barmer Jahr nur mit Dank gegen Gott zurückschauen, der es ihm über Erwarten hatte gelingen lassen. Wohl steht er nicht mehr nur wie ein Kind am Christtag unterm Weihnachtsbaum, das wirkliche Leben hat ihn gefaßt und ihm auch die Nadeln und Stacheln am Baum gezeigt. Aber dafür fing so manche frühere Wunde an, still zu vernarben, und voll guter Zuversicht konnte er am Tage der Vereinigung Preußens mit der Rheinprovinz, am 20. April 1865, an Freund Beyschlag*) schreiben:

„Seitdem geht es mir denn auch hier recht gut und wohl, und fühle mich unter den Flügeln des preußischen Adlers gut aufgehoben. Wie bin ich erleichtert, von all dem Streit nichts mehr zu hören und herausgekommen zu sein aus einer Lage, die auf die Dauer nur demoralisirend wirkt. Denn es geht auch mit den Freunden am Ende in die Partei hinein, mit all ihren schlimmen Folgen für Herz und Charakter. Das hast Du ja auch erfahren. Da ist dann Alles vergessen, was man vordem geleistet und geduldet, wenn man einmal eine andere Anschauung hat. Hier ist man freier. Wir haben einen sehr netten Kreis von Freunden gefunden, der einen nicht zum Versauern kommen läßt. Dazu der Wupperthaler Geist, der im Ganzen längst nicht so schroff, wie ich gedacht, und die Anforderungen weit geringer als in Karlsruhe. Ich habe hier stille und ruhige Tage dagegen und kann wieder an ein Studium und ans Schreiben gehen."

Seine Studien galten vor Allem der Exegese, in der ihm noch Vieles fehlte, seine Schriftstellerei dem Anfang einer „Hauschronik", in der er die Absicht hatte, die Erlebnisse des Vaters und der eigenen Jugend nach und nach für Steinkopfs Volks- und Jugendbibliothek aufzuzeichnen. „Wie taucht da so Vieles auf", schreibt er aus der Arbeit an dem Büchlein heraus an Bruder Max, „und wird mir wohl und weh dabei! Nun, es giebt eine bleibende Heimath im Licht, nach der wollen wir uns

*) Vergl. Bd. I, S. 253.

sehnen, wo nicht nur lieb Vater und lieb Mutter, sondern „Gott Vater und Gott Sohn und Gott heiliger Geist ist.“*)

Ein Dankesgruß an die badische Heimath war es auch, den er Ende 1865 in dem großen Lebensbild Dr. Aloys Henhöfers**) hinaussandte. Ein Stück badische Kirchengeschichte, vor Allem ein Trostbuch sollte das umfangreiche Werk sein, dessen Verfasser in der Vorrede sagt, daß er darauf gefaßt sei, von Einigen wegen seiner zu großen Liebe und Nachsicht getadelt zu werden. „Aber wenn ich Henhöfer nicht lieb gehabt hätte“, setzt er hinzu, „so hätte ich nicht über ihn geschrieben. Die Liebe allein ist der Schlüssel zum Verständniß der Anderen wie zur Erkenntniß Gottes.“ Bei alledem ist das Buch kein Volksbuch und wollte es auch nicht sein. Der Quellenwerth ist vielleicht größer als der schriftstellerische. Aber auch vom Leben Henhöfers geben die Seiten des Werkes ebenso wie das spätere Volksbüchlein über Henhöfer nur Bilder, wie Frommel selbst im Vorwort sagt:

„Es bleibt noch Vieles übrig zu sagen, und das Beste wird er uns droben erzählen! Darum ist das Buch ein Stückwerk wie alle unsere Bücher und all unser Wissen von Gott und uns und Andern.“

Eines vor Allem mußte Frommel verschweigen, — es war die Tragödie im Leben Henhöfers, — seine Heirath und Ehe. Als Frommel schrieb, lebte die Gattin Henhöfers noch, sie, die er auf Zureden der Freunde ohne innere Neigung heimgeführt, weil er glaubte, es seinem Amte schuldig zu sein und weil er um die, die er liebte und die ihn liebte, nicht zu werben wagte. Frau Henhöfer wurde das Kreuz des Mannes, das er geduldig und gewiß sich selbst und Vielen zum Segen getragen; aus Henhöfers Grabe aber ist dieser am Irdischen haftenden Seele noch ein Segen erwachsen; sie schien bald wie umgewandelt und hat in der Gemeinde durch allerlei Wohlthun noch Vieles gutmachen können, bis sie im Frieden heimging.

*) Aus dem süddeutschen Volksliede: „Da droben, da droben an der himmlischen Thür.“

**) Vergl. Bd. I, S. 515 ff.

Einen schweren inneren Kampf sollte Frommel das Ende des Jahres 1865 bringen. Er hatte am 18. Oktober auf dem Gustav-Adolf-Fest zu Duisburg die Festpredigt gehalten. Dort hatten ihn einige Gemeindeglieder und Vertreter der evangelischen Kirche in Köln gehört, die damals gerade vor die Wahl eines vierten Geistlichen gestellt war. Ohne je vorher an Frommel gedacht zu haben, weil man dessen Wahl in der nach ihrer Mehrzahl frei gerichteten Gemeindevertretung kaum durchzusetzen hoffte, schlug einer der Herren vor, Frommels Namen auf die Wahlliste zu setzen, und fand gegen Erwarten sofort freudige Zustimmung. Er schrieb an Frommel und fragte bei ihm an, ob er eine auf ihn fallende Wahl annehmen würde. Ohne sich lange zu besinnen, lehnte er kurzer Hand ab und hielt damit die Angelegenheit für erledigt. Nicht so die Kölner Gemeinde; seinen Grund, daß er Wupperfeld nach so kurzer Zeit nicht verlassen dürfe, ließ man nicht gelten. „Im Thal", so hieß es, „ist das Evangelium und kommt auch wieder hin, wenn Frommel geht, aber hier darben wir". Man schritt zur Wahl, und die große Mehrheit der Stimmen fiel auf Frommel.

Es war wieder ein zweiter November, ein „Allerseelentag", als man ihm von Köln aus das Wahlergebniß mittheilte. Es folgten Briefe auf Briefe, sowohl aus dem Kreis der Gemeinde und ihrer Vertretung als aus der Mitte der dortigen und benachbarten Amtsbrüder, die ihm die Annahme der Wahl, die so offenbar unter göttlicher Leitung erfolgt sei, zur Gewissenspflicht machten. In Köln, der Hochburg des Katholizismus, dem deutschen Rom, wo bisher das Evangelium von den Kanzeln so wenig machtvolle und begeisternde Vertretung gefunden, sei ein Mann wie er auf dem gewiesenen Platz, und um der guten Sache willen dürfe er nicht ablehnen. Den schriftlichen Bitten schlossen sich Abordnungen der Gemeinde und des Kirchenrathes an, die ihn bestürmten. Sie sagten ihm, wie schwere Kämpfe das kleine Häuflein ernster und lebendiger Christen vor der Wahl zu bestehen gehabt, wie sie geharrt und ausgeschaut, ob die Wasser sich nicht endlich verliefen und Gott ihnen dann die Friedenstaube

gezeigt, indem Er sie auf Frommel gewiesen. Das Alles ging ihm hart an die Seele.

Gerade damals hatte er mit dem älteren Amtsbruder einen Strauß auszufechten — das nächste Kapitel wird davon erzählen — und bei aller Liebe, die er in Barmen gefunden, war es doch nicht zu leugnen, daß die Kölner Stellung innerlich und äußerlich viel Verlockendes hatte. Dazu diese wunderbare oder doch scheinbare Fügung der Umstände, die auf seine Wahl geführt — — Alles kam zusammen, um Frommel im tiefsten Innern zu bewegen und zu beunruhigen. Aber je länger er überlegte, desto weniger Freudigkeit empfand er; nicht als einen Wink, sondern eher als eine Versuchung konnte er jene Anfrage der Gemeinde verstehen. Dem Gemeinde-Kirchenrath zu Köln aber schrieb er am 17. November:

„Unter dem Ersten ist mir die Anzeige meiner Wahl als vierter Pastor an der evangelischen Gemeinde zu Köln zugegangen. Mögen Sie, hochverehrte Herren und Brüder, daran, daß ich bis zum heutigen Tage Bedenkzeit genommen, ersehen, wie Ihre Wahl und das darin bekundete reiche Vertrauen mir einen ernsten Kampf bereitet hat. Unter anderen Umständen und bei einer anderen Gemeinde würde der Entschluß einer Ablehnung in mir schneller gereift sein. Da Ihre Repräsentation aber trotz meines vor der Wahl geschriebenen Absagebriefes mich dennoch mit so bedeutender Stimmenmehrheit wählte, so mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich unter so veränderten Verhältnissen meine erste Absage aufrecht halten dürfe. Ich will nicht reden von dem, was Ihre Stadt und Gemeinde mir persönlich Angenehmes und Liebes bietet, wissend, daß danach in letzter Linie zu fragen ist, noch von der Bedeutung Ihrer Gemeinde und der Arbeit in ihr, welch letztere doch immerhin allein an Gottes Segen hängt. Aber was seit jenen Tagen durch Deputationen aus Ihrer Mitte und Besuche einzelner Gemeindeglieder, durch mündliches und schriftliches Wort mir so ernst und dringend ans Herz gelegt wurde, mußte in mir die Ueberzeugung wecken, daß Ihre Gemeinde, falls ich mich entschlösse, zu ihr zu kommen, in der Mehrzahl ihrer Glieder

mich mit einem seltenen Vertrauen aufnehmen und mir dadurch Stellung und Arbeit wesentlich erleichtern würde. Ich sah mich mit einem Worte vor die Frage gestellt, ob ich nicht in Ihrem Rufe auch einen Ruf Gottes zu erblicken habe. Die Entscheidung wurde mir um so schwerer, als auch meine jetzige Gemeinde durch Presbyterium und Repräsentation mich ihres völligen Vertrauens versicherte, viel Beweise treuester Anhänglichkeit aus der Gemeinde ungesucht mir entgegengebracht wurden und dringende Bitten an mich und Gebet zu dem Herrn der Kirche um mein Bleiben geschahen.

So von beiden Seiten gedrängt und gebeten, mußte ich zuletzt allein mit meinem Gott und meinem Gewissen zu Rathe gehen. Denn was von menschlichem Rath und Bitten geschehen konnte, war von beiden Seiten aufs Herzlichste und Ernsteste geschehen.

Hier aber ist mir klar geworden, daß, nachdem ich aus Heimath und Freundschaft, aus der unvergeßlichen Gemeinde meiner Vaterstadt mit blutendem Herzen gegangen, es nicht die Absicht der Führung meines Gottes sein könne, mich nach einem Jahre schon in ein anderes Arbeitsfeld zu rufen und, eben eingelebt in eine mir völlig fremde Individualität, mich wieder nach Jahresfrist in eine neue einzuleben. Ich sehe ab von der kaum angefangenen Arbeit an meiner Gemeinde und der noch völlig ungelösten Aufgabe an ihr, wiewohl der Herr der Kirche an keinen Menschen gebunden und zu jeder Zeit aus dem Weinberge rufen kann; aber meine innigste Ueberzeugung ist, daß ein Mensch und vornehmlich ein Geistlicher nur das leisten kann, was er selbst unter seines Gottes Leitung geworden ist, und nur das Anderen zu bieten vermag, was als reife Frucht seines eigenen Lebens in Gott gewachsen ist. Dazu gehört aber eine gewisse Stetigkeit der Verhältnisse, eine stille ruhige Arbeit an sich und Anderen, die, zu bald unterbrochen, den inneren Entwickelungsgang stören, dem eigenen innersten Leben schaden müssen.

Hochverehrte Herren und Brüder! Nachdem Sie mir den innersten Grund Ihrer Bitte um mein Kommen so offen dar-

gelegt, hielt ich es für meine Pflicht, ebenso offen Ihnen den innersten Grund meiner Ablehnung zu sagen und von den äußerlichen Gründen zu schweigen. Eben darum haben mich Ihre Vorstellungen, weil aufs Innerste gerichtet, so tief bewegt und habe sie hochgehalten. Mögen Sie denn auch meine Bitte, von mir abzusehen, ebenso würdigen und als Männer, die die geistlichen Dinge auch geistlich richten, mein Gewissen achten, wie ich das Ihre achte.

Lassen Sie mich aber nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen den innigsten Dank zu sagen für Ihr und der Gemeinde Vertrauen und für den Segen, den ich aus diesem Kampfe gehabt. Zu solchem rechne ich, mit so viel trefflichen Männern Ihrer Gemeinde in Berührung gekommen zu sein und ein bleibendes Interesse am Wohl der Gemeinde haben zu dürfen. Ich bitte von Grund meines Herzens, daß Gott Ihnen einen Mann nach Seinem Herzen, ausgerüstet mit der Fülle Seines Geistes der Wahrheit und der Kraft senden möge, der Ihre Gemeinde baue zu einem lebendigen Dome, zum Preise Seines heiligen Namens. Sein Friede sei zwischen Ihnen und mir. Ihr ergebenster

Frommel."

Würdig und schön antwortete ihm zwei Tage darauf die Repräsentation:

„Köln, am 21. November 1865.

Ihre Erklärung vom 17., hochverehrter Herr Pastor, die uns, nachdem sie am 18. hier eingegangen, sofort kundgegeben wurde und am 19. zur Kenntniß der Gemeinde, die an jenem Sonntage die dritte Verkündigung Ihrer Wahl zu erwarten hatte, gebracht worden ist, hat einen tief erschütternden Eindruck hervorgerufen. In unserer gestrigen Sitzung ist uns das Schreiben in seinem ganzen Inhalt vorgelegt worden, und da müssen wir die Beweggründe, von denen Sie sich leiten lassen, ehrend anerkennen, wie schmerzlich wir auch den ablehnenden Bescheid zu bedauern haben, was uns gerade durch die Fassung Ihrer Zuschrift um so fühlbarer geworden ist. Haben Sie Dank für die Offenheit, womit Sie sich aussprachen.

Wir scheiden von Ihnen mit Liebe und Verehrung und mit herzlichem Segenswunsch. Ja, Friede sei zwischen Ihnen und uns!

Das Presbyterium der evangelischen Gemeinde.

(Gez.) Engels, z. Z. Präses."

Groß war bis zuletzt die Spannung der Wupperfelder Gemeinde gewesen, wie Frommel sich entscheiden würde. Rührend und beweglich aber war der Dank für seine Ablehnung. Auch in äußeren Zeichen und Gaben suchte er Ausdruck und fand ihn in besonders sinniger Weise — in der Weise der Liebe, die sich in den Anderen hineinversetzt und ihm schenkt, was ihm Freude macht. Gerade die künstlerische Neigung Frommels, die man an ihm mehr trug als verstehen konnte, gab den Gedanken zu der Dankesgabe: während er von einem der befreundeten Kirchmeister eingeladen wurde, mit ihm und der Gattin einen Spaziergang zu machen, hatte man ihm in seiner Wohnung ein prächtiges Bechsteinsches Pianino, eine vergoldete Bronzestanduhr und zwei silberne Schalen sammt einem silbernen Theebrett aufgestellt. Gleichzeitig fand er 300 Thaler von unbekannter Hand, als Beitrag zum Kirchbau und als Dank für sein Bleiben vor.

So beweglich ihm das Alles war, das beste Geschenk war doch die Gewißheit, die er gewonnen, daß er recht gethan, zu bleiben und nicht „aus der Schule zu laufen", bis er seine Aufgabe gelöst und — seine Lektion gelernt hatte.

Drittes Kapitel.

Der Kampf um die Kunst.

Frommel fühlte, daß das Thal an ihm, aber auch daß er am Thale eine Aufgabe habe; er erkannte sie darin, mit Wort, Schrift und Beispiel für die freudige, weltoffene Auffassung des

Christenthums zu wirken, wie sie durch die Herkunft aus dem Künstlerhause, das unsere Leser kennen, sich in ihm gebildet und kein Geringerer als Dr. Luther ihn gelehrt hatte. Der Kampf um das Recht heiliger Kunst in der Kirche gehörte ihm wesentlich mit zu solcher Aufgabe. Daß es in der That einen Kampf geben würde, stand ihm von vornherein fest. Er suchte ihn nicht, aber er scheute ihn auch nicht.

Gleich am ersten Weihnachtsmorgen des Jahres 1864 führte Frommel eine „Neuerung" ein; er hielt eine liturgische Feier mit Transparent und Chorgesang. „Das war doch köstlich", schreibt er von Straßburg aus in Erinnerung jener Feier einem Barmer Freunde, der damals im Chore mitgewirkt, „trotz allen Widerspruches der hohen Klerisei! Es wird wohl jetzt anständiger« zugehen, ohne »Kunst« — doch das trifft nicht Dich. Du hast es ja verstanden, was ich mit alledem wollte, daß doch manches Herz wenigstens einen Weihnachtsschimmer bekam, wenn auch keinen Glanz." Aus dem Quartett das bei jener Christmette sang, entwickelte sich Anfang 1865 ein Kirchenchor, an dem vor Allem Frommels Konfirmanden theilnahmen. Die ersten die sich meldeten und bis zuletzt die Stützen der Oberstimmen bildeten, waren die Töchter des Meisters B., den wir oben als einen der „Stillen" kennen gelernt haben. Nach und nach wurde der Chor größer und immer leistungsfähiger. Frommel aber blieb die Seele des Vereins, er wählte die Lieder und Chöre und fehlte selten bei den Proben. So oft er später nach Barmen kam, ließ es der Gesangverein sich nicht nehmen, vor seinem Begründer und Freunde zu singen. So hallte denn zum ersten Male im Wupperthal auch die Kirche, nicht nur der Konzertsaal wie bisher, von den herrlichen Weisen der alten Meister des Sanges wieder, und die Bahn war freigemacht, auf der man, wenn man wollte, weitergehen konnte.

Als eine That des Barmer Pastors aber ist es, freilich nicht in geistlichen wohl aber in Laienkreisen, empfunden und ausgesprochen worden, daß er es wagte, im Oktober 1865 auf dem Gesangsfeste der evangelischen Lehrer des Regierungsbezirkes

Düsseldorf in der Kirche zu Unterbarmen von „Sanges Recht und Pflicht" zu reden und das: „Alles ist Euer" nicht nur als eine selige Erlaubniß, sondern als eine heilige Verpflichtung hinzustellen.

„Mit dem Schriftwort", heißt es in jener Rede, „»Alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird« sowie mit dem ihm verwandten Wort: »Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi«, löst der Apostel jene auch unter uns viel besprochene Frage über das Verhältniß des schöpferisch Geordneten, Kreatürlichen zum Reiche der Gnade. Ein wahrhaft erlöstes Kind Gottes ist wiederum ein Herr der Kreatur geworden, in deren Knechtschaft und Dienst es vorher stand. Ihm gehört von Rechts wegen die Welt, und was darin webt und lebt, soll ihm zu Dienst und eigen sein. Was aus des Vaters Hand als gute Kreatur und Gabe hervorging, kann nicht im Reich des Sohnes verloren gehen, noch viel weniger ausgerottet und zerstört werden. Das mag der Mensch in seiner Sünde thun, nimmermehr aber der Herr, der gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu erlösen und zu heiligen. Es ist mit Recht gesagt worden, daß der Gott der Schöpfung auch der Gott der Erlösung sei; wenn es aber der Friedens- und Liebesgedanke dieses Gottes ist, daß der Mensch in der Erlösung wiederhergestellt werde zur ersten ursprünglichen Herrlichkeit, so darf auch nichts undurchdrungen bleiben und ungeheiligt, was er in die kleine wie in die große Welt schöpferisch gelegt hat, denn alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich. . . Wer dem nachdenkt, was lieblich, was etwa eine Tugend oder ein Lob ist, keinen Keim und Anlage unentwickelt läßt, die Gott in ihn gelegt, der thut nicht Sünde, noch dem Evangelium Widerstrebendes, sondern Gottwohlgefälliges; der sucht die goldene menschliche Fassung für die himmlische Perle, bereitet die silberne Schale für den goldenen Apfel göttlicher Weisheit, ziert das Haus dem zu Ehren, der mit seinem Geist einzieht und Wohnung machen will, und schmücket, wie die Blume, wenn sie sich selbst schmückt, auch den Garten, die Gemeinde des Herrn. Mögen die andern

ihre Gaben mißbrauchen zu eigener Ehre und Eitelkeit, mögen sie ihre entdeckten Sterne auf ihre Brust stecken und die gefundenen Perlen in ihr Haar flechten, das störe uns nicht; es müssen doch am Ende alle jene Sterne zum Kranze sich schließen um Christi königliches Haupt, und am Ende alle jene Perlen dem die Stirne schmücken, der die Dornenkrone für uns getragen, denn »Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi«."

Die gleichen Gedanken lagen zum Theil den Vorträgen zu Grunde, die Frommel bald darauf in der Concordia zu Wuppersfeld und einigen Nachbarstädten hielt über das Thema: „Die Kunst im täglichen Leben." Daß die Kunst, wie alle Kreatur, eine Gabe Gottes und als solche zunächst in den ersten Artikel des christlichen Glaubens gehört, der noch zu Recht besteht neben den beiden andern, das war der Ausgangspunkt des ersten, einleitenden Vortrags.

„Es fragt sich nur, ob die Gabe mit Danksagung empfangen und geheiligt wird durch das Wort Gottes und Gebet. Die Kunst will, wie die hohe Muse der Rede, keine Schwätzer, sondern Priester haben; es kommt darauf an, wie man sie treibt. Die Kunst ist des Geistes, entweder des guten himmlischen Geistes Prophetin oder als ein abgefallener Engel des Lichtes ein Geist aus dem Abgrund. Ein gutes Lied, ein gutes Bild, sind beide von großem sittlichen Einfluß. Sie verscheuchen gesungen, gehört oder gesehen, arge und böse Gedanken und wecken das Bessere selbst im rohesten Menschen. Schlechte Lieder und Bilder dagegen, haften wie dunkle Flecken an der Seele, und man hat Mühe, sie daraus zu verbannen. Die Kunst ist ein Gradmesser nicht nur des ästhetischen, sondern weit mehr noch des sittlichen Geistes*)

*) Von diesem ethisch-religiösen Gesichtspunkt aus hat Frommel zwei Jahre später auch den Vortrag über Händel und Bach gehalten, den er dann, etwas verändert, im Jahre 1868 in Berlin hielt und später bei Wiegandt und Grieben als I. Bändchen seiner gesammelten Werke herausgegeben hat. (Ueber das Buch vergl. Kap. IX.) Unter demselben Gesichtswinkel betrachtete er auch die Kunst Richard Wagners und ihre Wirkung auf die Volksseele; eine Kunst, die er um der ganzen Weltanschauung willen

einer Nation. Wer den Puls der Zeit fühlen will, fühle ihn nicht bloß am Leben der Kirche und des Staates, sondern auch am Kunstleben des Volkes, und zwar an der Kunst im täglichen Leben.

Aber sie hat ihr Recht und ihre Aufgabe auch in der Kirche. Auch hier gilt nur ein Entweder—Oder, schlechte, minderwerthige Kunst oder gute. Ein Drittes gibt es nicht. Selbst der kunstscheue Reformirte kommt ohne sie nicht aus. Aber zu welcher Geschmacklosigkeit hat sich die Kirche nicht schon verstiegen! Hier erwächst denn allen Freunden der Kirche die Aufgabe, mitzuhelfen, daß sie sich losmache von dem Standpunkt jener geschichtslosen Propheten, jener bloß auf die Menge der zu veräußernden Kirchensitze spekulirenden Käufer und Verkäufer, wie der nur ums Geld bauenden und pfuschenden Architekten und Maurermeister, die auf Jahrhunderte hinaus den Geschmack unseres Volkes verderben. Rückkehr zum guten historischen Baustil und zu den alten Ueberlieferungen, soweit sie sich mit dem evangelischen Glauben decken oder vertragen — das muß die Losung sein. Für den richtigen Gebrauch der Kunst in der Kirche tragen vor Allem die Geistlichen die Verantwortung; aber es ist Niemand wie in seinem Herzen, so in seinen Ansichten so schwer zu bekehren wie ein Pfarrer."

---

die in den Musikdramen dieses genialen Meisters zu Worte kommt, nur für verderblich halten konnte. Otto Ehrlich, der Frommels Ansichten kannte, hat, darauf bezugnehmend, an Frommel einen offenen Brief gerichtet und ihn darin als Zeugen gegen Wagner aufgerufen. Hans v. Wolzogen, der bekannte Wagner-Schriftsteller, war über dieses Vorgehen Ehrlichs entrüstet und schrieb darüber an Frommel einen Brief, ihn bittend, die Bestrebungen der Wagner-Gemeinde näher kennen zu lernen. Frommel antwortete ihm: „Hochzuverehrender Herr! Haben Sie zuvörderst herzlichen Dank, daß Sie meiner gedacht und mir so freundlich geschrieben. Ueberlastet wie ich bin, kann ich im Augenblick nicht auf Ihren gütigen Brief eingehen. Aber ich hoffe, bald eine Stunde zu finden, um Sie zu fragen und mich belehren zu lassen. Zu alt, um zu lernen, soll schließlich Keiner sein — und verständige Menschen werden sich auch zu verständigen wissen. Kommen doch, wie der alte Wandsbecker Bote sagt, »alle Mißverständnisse daher, daß man sich nicht versteht«. Mit hochachtungsvollem deutschen Gruße Ihr D. E. F." Leider ist jene Stunde, auf die Frommel hoffte, wie Wolzogen mittheilt, nie gekommen.

Was die „Ansichten" betrifft, so sollte Frommel bald den Beweis vor Augen haben, daß er leider mit seiner Klage recht hatte. Hier nur Eines noch: Bald nachdem der Vortrag gehalten worden, sah sich Frommel veranlaßt, ihn im Druck herauszugeben (Advent 1865). Er mußte es, weil seine mündlichen Aeußerungen vielfach mißverstanden worden waren. Heute liegt das Büchlein, das Max Frommel gewidmet ist, in 6. Auflage vor. Hätte er es nach dem Jahre 1870 geschrieben, so würde er wahrscheinlich da, wo er über schlechte Kunst spricht, noch schärfere Worte gefunden haben; auch hätte er wohl, was ein Kritiker hervorhebt, es nicht unterlassen, die dramatische Kunst, die heutzutage sicher eine der geistigen Mächte ist, die mit am stärksten — im Guten wie im Bösen — auf unser Volk einwirken, in seinem „Streifzug" mit zu berücksichtigen. Aber das hätte ihn schließlich zu weit geführt, und so hat er auch in späteren Auflagen dies Gebiet nicht berührt; er sagte sich: wer Schlüsse zu ziehen versteht, wird sich von selbst die Linien über die gestreiften Gebiete hinaus verlängern.

Eine eigenartige Kritik aber, auf die Frommel, obwohl er das Thal und seine Geister kannte, nicht vorbereitet war, sollte ihm am Sonntag, nachdem er den ersten Vortrag in der Concordia gehalten, zu Theil werden. Sein Amtsbruder Josephson, der den Vortrag nicht selbst, wohl aber von ihm gehört hatte, hielt es für eine Pflicht des Gewissens, vor solchem kunstfreundlichen Christenthum öffentlich zu warnen. Es war gerade sein Predigtsonntag; so bestieg er die Kanzel und predigte, während Frommel unten im Kirchstuhl der Geistlichen, wie es im Thale Sitte ist, zuhören mußte, nach Absingung des Gemeindeliedes: „Prange, Welt mit deinem Wissen" (Vers 2: Mir soll Christi Tod und Pein meine Kunst und Weisheit sein) gegen die sündhafte „Kunst" und ihre Propheten, die die Schmach des Kreuzes Christi verschönern und den Weg zum Himmel breiter machen. — Frommel stellte den Amtsbruder sofort nach der Predigt — hier war ihm denn doch der Humor ausgegangen — und drohte mit einer Klage vor der Repräsentation, wenn sich Aehnliches wieder-

holen sollte. Man werde ihn auf diesem Wege nicht ändern, noch zum Schweigen bringen. Seitdem ist nie wieder gegen Frommel gepredigt worden, und über einen öffentlichen Widerstand hatte sich Frommel bis zum Ende seiner Wupperfelder Amtsthätigkeit nicht zu beklagen.

Aber nicht mit dem Worte nur, auch mit der That und dem Beispiel glaubte Frommel seine Mission erfüllen zu sollen. Er war der erste Geistliche im Wupperthal, der es wagte, ein geistliches Konzert zu besuchen. Während nämlich selbst die Strengen im Thale nichts dabei fanden, im Elberfelder Vereinshause Herren und Damen in großer Gesellschaftstoilette weltliche Musik singen zu hören, — auch die Pastoren durften in diese Konzerte gehen und thaten es — so warf man einen Stein auf die geistlichen Musikaufführungen, vor Allem auf die Passionsmusik, für die sich einige ernste Männer aus den gebildeten Kreisen zusammengethan hatten. Frommels Vorgänger Schultze hatte freilich von diesen Konzerten ebenfalls sich ferngehalten, weil ihm der gesellschaftliche Anstrich, den auch diese Abende trugen, gegen das Gefühl gingen; auch Frommel hätte die Aufführungen lieber in der Kirche gesehen, — aber das war ja ebenso unerhört, wenn nicht noch unerhörter als alles Andere.

Versuchen wir diesen fast unbegreiflichen Widerstand gegen eine gute Sache und das Vorurtheil, das ihm zu Grunde lag, geschichtlich zu verstehen, so ist ja Eines klar: die Kirche des Thales ist wie die ganze rheinische Kirche in den Kampf mit Rom hineingestellt. Was gerade dieses Rom mit seiner unseligen Verquickung von Religion und Kunst an Schaden gestiftet, das bekommen die Diasporagemeinden deutlicher als andere zu sehen und zu fühlen; daher aber auch die Gefahr für sie, in das entgegengesetzte Extrem oder, wie Frommel gern sagte, aus dem rechten in den linken Chausseegraben zu fallen, um des Mißbrauches heiliger Kunst willen auch den rechten Gebrauch zu scheuen. Hier galt es, einen Bann zu brechen und einmal Anstoß zu geben, „um größeren Anstoß zu vermeiden", den solches ängstliche Christenthum mit Recht bei den Ferner-

stehenden erregte. Hier galt es, die Schwachen einmal nicht zu tragen, sondern womöglich zur Gesundheit zu erziehen. Wenn Andere im Gewissen sich gebunden fühlten, anders zu handeln, so wollte Frommel sich, wie der Apostel sagt, „nicht richten lassen von einem fremden Gewissen". Er entschloß sich daher, in der Charwoche 1866 zum ersten Male die Passionsmusik zu hören, nichts Anderes als Widerspruch erwartend, den er dann auch reichlich gefunden. Selbst die Getreuen, die ihm mit ganzer Liebe anhingen und ihn zu verstehen suchten, hoben doch aus Furcht für ihn den Finger auf; es gab einige Püffe, und „es kann sein" schreibt Frommel, „daß sie von mir mit etlichen andern Püffen erwidert wurden".

In dem Briefe an Freund Schultze,*) dem diese Worte entnommen sind, spricht sich Frommel eingehend über die Erfahrungen des letzten Jahres aus; „ich muß hier", sagt er, „mich strammer halten als mir eigentlich drum ist. Wie sehr mein seelischer Mensch bei alledem leidet, kannst Du Dir denken. Hilf Du mir, zanke mich, wenn ich es brauche. Ach, wenn es mir nur Jemand ordentlich ins Gesicht sagte, aber das thun die Wenigsten". Schultze that ihm diesen Liebesdienst. Er, der nicht mehr inmitten der Bewegung der Geister stand, konnte vielleicht nicht so genau, aber doch sehr viel ruhiger das Ganze überschauen. Seine Antwort enthält gewiß manches Beherzigenswerthe, was Frommel ihm gedankt hat, er hätte sonst unter so vielen Briefen nicht gerade diesen aufgehoben und in seine Personalakten gelegt, aus denen wir ihn entnehmen. Schultze schreibt:

„Wie tief mich Deine inneren Nöthe bewegt haben, darf ich Dir nicht erst sagen. Ich kann mich ganz hineinfühlen und stehe doch dem Herde selbst zu fern, um zu beurtheilen, woher das Feuer. Meine Stellung zu Deiner Sache selbst kennst Du hinreichend, und ich kann sie kurz dahin bezeichnen, daß ich Deine

*) Der Brief ist ohne Datum, kann aber seinem Inhalt nach nur aus jener Zeit stammen.

Anschauungen, die Du in Deinem trefflichen Schriftchen*) niedergelegt, vollkommen und ohne Rückhalt theile. Ich bin dessen auch gewiß, daß Du nach dieser Seite hin eine Mission im Thale hast —, und so lange Dir Dein Gewissen Zeugniß giebt: »was ich thue, das thue ich Gott«, soll Dir Niemand ein Haar krümmen. Ein Anderes ist die Methode; — der Feldzugsplan muß ja immer für sich noch bedacht werden, wenn über den Feldzug selbst kein Zweifel mehr ist. Da gilt mir bei Allem, was wir thun, die Regel: ich muß die Beter auf meiner Seite behalten — ich meine nicht die Plauderer, sondern die wahrhaftigen Anbeter, Joh. 4. Gelingt mir das nicht, so halte ich inne und überschlage noch einmal die Kosten, ob ich's habe, hinauszuführen. Das Wort aus 1. Cor.: »Es ist Alles erlaubt« reicht hier natürlich nicht hin, aber auch dann, wenn man — wie in diesem Falle — in thesi hinzusetzen kann: »es frommt«, muß man doch in praxi immer wieder die Sache überrechnen, die Ausgaben und die Einnahmen, ob auch ein »Frommel« dabei bleibt. Jetzt, denkst Du, kommt er endlich auf meine Person! Nein, noch einmal, ich stehe dem Terrain zu fern, um sagen zu können, wie ich über des Feldherrn Details denke. Nur soviel will ich sagen: manchmal ist mir gewesen, als ob Du Gefahr läufst, den Schwerpunkt in jene Sache zu verlegen und dadurch viel Pulver auf einen Feind zu verschießen, der doch jedenfalls nicht unser Hauptfeind ist, bezw. viel Kraft (nicht der Zeit nach, vielleicht aber der inneren Seelenarbeit nach) auf die Erstürmung einer Position zu verwenden, die immerhin nur ein Nebenwerk bildet. Und dann, geliebter Freund, man kann methodistisch Sturm laufen auf die Herzen; man kann's auch theosophisch, auch konfessionell, auch künstlerisch -- und das Letztere soll kein Angriff sein, nein! nur ein »memento« eines Bruders und Freundes zur Prüfung. Die Wasser in Siloah fließen still. Im Reiche Gottes geht Alles durchs Wachsen zum Reifen. Und das bleibt mir auch bei Deiner künstlerischen Mission die Haupt-

*) Kunst im täglichen Leben.

sache: daß die Gestalt Deines eigenthümlichen, für das Thal eine so wichtige Ergänzung bildenden inneren Lebens sich ohne Sturm, ohne zuviel eigenes Wollen, durch Gottes Finger allmählich in der Gemeinde abdrücke. . . .

Du wolltest ein offenes Bruderwort — hier ist es, und zwar aus treuem Herzen. Du wirst es ebenso aufnehmen, ich weiß es. . . . Glaube mir, Dein Wort und Wirken kommt nicht leer zurück, und Deine sichere Burg ist die, in die sich auch mein Herz oft flüchten muß: »Der Herr ist's, der mich richtet.« Gottlob, daß Er reich ist an Barmherzigkeit."

Bald sollte für Frommel, dann auch für die ganze Gemeinde eine Zeit kommen, die in der That die Frage, ob Kunst oder nicht? weit in den Hintergrund rückte, eine Zeit, die mit ihrer Noth es auch ihm zum selbstverständlichen Gebot machte, alle Kraft zu sammeln auf den Dienst am Worte: Die Cholera nahm ihren Einzug in Barmen.

Vorher aber sollte Frommel eine Vorschule der Geduld und des Glaubens durchmachen, die wir deshalb, obwohl noch in den Zeitraum dieses Kapitels gehörend, doch an den Eingang des „schweren Jahres" 1867 setzen, von dem die nächsten Seiten zu berichten haben.

Viertes Kapitel.

Ein schweres Jahr.

Längst bevor die tückische Seuche ins Thal kam, hatte eine gelinde Pockenepidemie Jahre hindurch, bald stärker, bald schwächer auftretend, die Gemeinde heimgesucht. Im Kriegsjahre 1866*) tauchten wieder einzelne Fälle auf. Frommel

*) Wie Frommel zum deutsch-österreichischen Feldzuge stand, zeigt seine in Bd. IV enthaltene Rede am Gedächtnißtage des Gefechts zu Uettingen;

hatte sich dem in Berlin errichteten Bureau der Felddiakonie für den Fall zur Verfügung gestellt, daß Mangel an Lazarethgeistlichen eintreten sollte, und soeben einen Brief aus der Hauptstadt erhalten, der ihn dringend bat, so schnell wie möglich zu kommen, da Noth am Mann sei, als ihn beim Vorbeigehen am Wupperfelder Krankenhaus der Hausvater zu sich rief. Ein Schwerkranker begehre das heilige Abendmahl. Der Geistliche, der in jenem Monat Dienst im Lazareth hatte, war eben auf ein paar Tage verreist. So ging Frommel hinein, kleidete sich um, währenddessen der Hausvater ihm erzählte, es sei ein armer Handwerksbursche aus Hessen, der die Pocken in schrecklicher Weise bekommen habe, er solle sich nicht entsetzen, schön sehe der Mann nicht gerade aus.

„Das war nun zwar wenig einladend", schreibt Frommel,*) „denn aus der Jugendzeit wußte ich, daß die Warnungstafeln an den Häusern hingen: »In diesem Hause sind die Menschenblattern«, und ich hätte sie einmal fast aus lauter Angst gekriegt."

Er ging hinauf, wo der Kranke lag, sprach mit ihm und reichte ihm das hl. Abendmahl. Dankbar schaute ihn der Kranke an und gab ihm die Hand. Frommel wollte ihm nicht wehethun dadurch, daß er sie nicht annahm; aber damit war

---

im Gegensatz zu der Auffassung der meisten ihrer badischen Landsleute hatten sich Max und Emil Frommel gleich zu Anfang des Krieges aus innerster Ueberzeugung auf Preußens Seite gestellt. Ein etwaiger Sieg des katholischen Oesterreich war ihnen ein unerträglicher Gedanke, und daß Gott mit den preußischen Waffen sein werde, war ihnen nicht zweifelhaft. In einem Briefe an einen Freund in Baden hebt Frommel hervor, wie auch das preußische und deutsche Volk diese höhere Leitung seiner Geschicke dadurch anerkenne, daß es trotz aller Siege in der Demuth vor Gott geblieben. In seiner Predigt am Kriegs-Buß- und Bettage hatte er auch seiner Gemeinde nach dieser Seite hin das Gewissen geschärft. Ein keckes Kampflied, das Frommel in jener Zeit dichtete und gleichzeitig in Musik setzte, das Steinmetz-Lied, findet der Leser in der „Sammlung ernster und heiterer Gedichte". Es ist auch in das Liederbuch des Rauhen Hauses aufgenommen und seinerzeit viel gesungen worden.

*) „Aus Lenz und Herbst", Seite 124 ff., dem diese und die folgenden Seiten entnommen sind.

sein Schicksal nun besiegelt. Ihm war gleich darauf so sonderbar zu Muthe, doch vergaß er es über der Arbeit der folgenden Tage. Am neunten Tage brannte ihm der Kopf, und es wurde ihm immer schlechter. Es war Sonnabend, und Sonntag sollte er predigen.

Die Predigt wollte er aus besonderem Grunde nicht abgeben. 14 Tage vorher hatte er nämlich über die Worte der Bergpredigt gesprochen: „Es werden Viele an jenem Tage sagen: »Haben wir nicht in Deinem Namen geweissagt« ꝛc." und hatte ausgeführt, daß alles Thun der Menschen für den Herrn noch keinen Grund zur Gewißheit der Seligkeit abgebe; — daß ein Erfolg, den man im Wirken gehabt, noch kein Bestehen im Gericht verbürge, daß die Täuschung bis in die Ewigkeit hinein den Menschen begleiten könne, wie es der Herr hier sage, und der Tod nicht etwa der gute Mann sei, der Einen von allen Uebeln und aller Täuschung über sich selbst befreie. Das hatte ihm wieder einmal heftige Gegenantworten und anonyme Briefe eingetragen, als hätte er geleugnet, daß ein Mensch seiner Seligkeit gewiß werden könne. Er mußte also warten, bis sein Sonntag kam, um sich zu rechtfertigen, und hatte den Schluß von Röm. 8 genommen: „Ist Gott für uns" — schließend mit dem Wort: „ich bin gewiß". Die Predigt hatte er innerlich fertig, mit der Beantwortung der Frage: Darf und kann ein Mensch seiner Seligkeit gewiß werden? Die Hauptgedanken waren, daß ein Mensch nicht in dem seine Gewißheit habe, was er für den Herrn gethan, sondern in dem, was der Herr für ihn gethan; diese Gewißheit mache ihn sieghaft über Alles, was sich gegen ihn aufthürmen will. Wir haben nicht die Verheißung, daß keine Trübsal noch Fährlichkeit noch desgleichen Etwas sich an uns heranmachen werde — wohl aber die Gewißheit, daß sie uns nicht scheiden sollen von der Liebe Gottes in Christo Jesu unserm Herrn. Größer als keine Anfechtung haben, unendlich größer sei es, in ihr zu überwinden um deßwillen, der uns geliebt hat.. Aber auch kein Ueberwinden, kein noch so gut bestandener Kampf verbürge dem Menschen, der sich darauf

verläßt, eine Krone, sondern allein das selige Ruhen in dem: Gott für uns.

Frommel hatte Sonnabend zu schreiben angefangen, verlor aber bei steigenden Schmerzen immer wieder den Faden, und als Sonntags die Glocken neben ihm eine Stunde läuteten, meinte er, sie schlügen ihm den Kopf entzwei. Des Morgens schleppte er sich zur Kirche, todtenblaß und mit dem Gefühl, seine eigene Leichenrede zu halten. Sein Amtsbruder Kirschstein bot ihm an, wenn es ihm schlecht würde, für ihn einzuspringen. „So betrat ich die Kanzel", schreibt er: „der Kopf brannte, die Gedanken schwirrten um mich her, vor den Augen flimmerte es in bunten Farben. Ich predigte — aber wie ich zum zweiten Theil kam, fühlte ich, daß das Bewußtsein mich verlasse, ich wußte nur noch, daß ich rasch ›Amen‹ sagte."*)

Als der Arzt Montag früh kam, sah er mit einem Blick, was geschehen. „Huh! Die Pocken in optima forma!" rief er aus. Da fiel Frommel der Handwerksbursche ein, und Alles war klar. Die nächsten 8 Tage gingen schlaflos in allerhand Phantasien hin; nach 10 Tagen war die Krisis überstanden. Nun lag er aber 6 Wochen und mußte dann wieder gehen lernen wie ein Kind. „Und doch", schreibt er, „wenn eine Zeit selig war, so war's diese. Lag ich doch ehrlich verwundet wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld und durfte einmal mit gutem Gewissen krank sein. Alles war so still, Niemand kam zu mir,

*) Der Handwerksbursche war zum Wunder genesen und machte eine „Entschuldigungsvisite" darüber, daß er den Herrn Pastor angesteckt; es thue ihm herzlich leid. — „In jene Predigt aber", erzählt Frommel, „war auch ein Professor der Theologie gerathen — der Unglückliche. Er konnte nach dieser Predigt, in der kein Satz nicht mit Pocken durchzogen war, nicht begreifen, was die Gemeinde an mir habe. Nach Jahren erst hat er gehört, daß eine Viertelstunde nachher die Krankheit bei mir ausgebrochen. Ich denke, wenn er eine Vorlesung gehalten, die Pocken im Leibe, und ich gerade hineingefallen wäre, ich auch gedacht hätte: Der hätte auch was Gescheiteres werden können als Professor! Die armen Prediger! Wenn doch manche »andächtigen« Zuhörer wüßten, was dem Mann da oben fehlt! Aber da ergeht ein erbarmungsloses Urtheil."

denn die Leute hatten Respekt vor den Pocken, da war man denn allein mit seinem Gott, und das war herrlich."

Nach 8 Wochen predigte Frommel wieder. Auf der Kanzel lag ein Brief in Röm. 8 zusammengefaltet. Er enthielt in treuen Worten ein Echo aus der Gemeinde alles dessen, was ihn selbst in jener Zeit bewegt hatte, und schloß mit den Versen:

„Dank, Dank der ew'gen Treue
Daß sie's so lind gemacht,
Und Du uns nun aufs Neue
Enthüllst des Glaubens Pracht!
Nun wird's noch heller klingen
Durch manche Finsterniß,
Und sel'ger wirst Du singen
Das Wort: »Ich bin gewiß!«"

Freundlich hatte das Jahr 1867 für Frommel begonnen. Als eine wahre Erquickung schildert er in einem Briefe den Besuch des Bruders Max, der nach einem Vortrag in der Barmer Concordia*) acht Tage bei ihm blieb.

„Noch sonne ich mich", schreibt er an Max, am 24. Januar 1867, „in dem Lobe und Preise, die man Dir bringt; das ist aber doch das Wenigste, am liebsten ist mir Dein Herz, und daß es auch in offenem Tadel und klarer Warnung vor mir sich ausgeschüttet hat, ist mir Beweis Deiner Liebe gewesen.**) Du hast in mein Leben geschaut, und ich habe es Dir auch bloßgelegt in der Predigt. Du siehst mich noch im Kämpfen und Ringen, denn ich bin nicht fest genug hierher gekommen. Ich lebte im Streite, vielleicht auch vom Streite, ich holte aus der Schrift Schwert und Waffe, aber daß sie mir selbst zu allererst gegeben ist zum Seligwerden und zur Förderung, daß Vieles in ihr zum heiligen Bewegen da ist und zur Meditation uns anvertraut, das ging mir hier auf. Ich habe erst hier die volle Freude an Gottes Wort bekommen. Nun gährt's freilich, das Alte und das Neue, ich muß Manches ins Geleise bringen, da und dort hören,

*) Ueber „Gottesreich und Weltreich."

**) Der Tadel bezog sich hauptsächlich auf Frommels Stellung zu den „Strengen" im Thal, denen gegenüber Max ihm mehr Geduld wünschte.

um zu vergessen, kurz der Kampf, der in Baden nach außen ging, geht jetzt nach innen, und das ist mir Segen, vielleicht giebt Gott Gnade, daß Etwas daraus wird, Ihm zu Lobe und Ehre, und ich in der Anfechtung lerne aufs Wort merken."

Wie Max mit ihm, so hatte auch er mit Max ohne Rückhalt geredet und ihm gesagt, was er bei dem Bruder vermisse und ihm wünsche. Beide waren zu dem Schluß gekommen, daß ihre „Konsonanz hundertmal stärker sei als alle noch vorhandene Dissonanz" und daß ihr Austausch von Jahr zu Jahr fruchtbarer geworden.

Das Frühjahr brachte neue Freude ins Pfarrhaus. Am 24. April kann er Freund Schultze schreiben: „Gestern ist uns ein Mägdlein geboren, »schwarzäugig und schwarzlockig, wie eine Tanne schlank«." So hat sie sich zwar nicht weiter entwickelt, sie schlug, was die Statur betrifft, wie die Zwillinge der Art der Mutter nach, aber das „Mausle", das bald zum sonnigen fröhlichen Kind aufwuchs, ist doch sein Verzug geblieben, und der „Nesthocker" durfte sich späterhin manche Freiheit herausnehmen, die die Anderen nicht riskirt hätten.

Frommel konnte in jenem Sommer nicht verreisen, da er das Jahr zuvor zu seiner Erholung nach Baden bei Max, dann zum Familientag in Straßburg und zur silbernen Hochzeit des Onkel Gambs in Schwindratzheim auf Urlaub war.*) So blieb er während der heißen Zeit in Wupperfeld und vertrat seine beiden Kollegen, die in der Sommerfrische waren. Ermattet und erschöpft kam er in die Cholerazeit hinein, die am 29. Juli jenes Jahres anbrach.

Kurz zuvor war in einer Versammlung deutscher Aerzte die Ansicht ausgesprochen worden: „Ins Wupperthal kann die Cholera nicht kommen", sie war schon einmal dagewesen. Nun brach sie mit Macht herein und richtete unter der Bevölkerung, namentlich der oberen Stadttheile, eine grauenhafte Verheerung an. Noch heute zeigt man auf ein kurzes Stückchen Straße, das aus wenigen

*) Vergl. Bd. I, S. 122.

kleinen Häusern besteht. Dort sind bei der Cholera mehr als hundert Menschen gestorben. In den Häusern durften die Todten nicht stehen bleiben, auf den Friedhöfen häuften sie sich so, daß der Todtengräber nicht mehr Schritt halten konnte; es wurden Nothhallen errichtet, in denen an einem Tage 44 Leichen über der Erde standen. Furchtbar schnell war oft der Verlauf der Krankheit, Manche, die Thür an Thür wohnten und sich am Abend noch gesund die Hand gereicht, sahen sich nicht wieder, schon am nächsten Morgen war oft der Eine dahingegangen. Anfang August schreibt Frommel an seinen Bruder:

Dienstag. „Wir haben schreckliche Tage hinter uns, deren ich, dieweil ich lebe, gedenken werde. »Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom«, ja so ist es, bei den Einen ist es der lebendige Eindruck: hier wird durch die Sichel eingeheimst; dort: hier wird abgehauen. Gnade und Gericht ringen an den Betten. Und doch, da David aus dem Gerichtssträuße wählen durfte, erwählte er, in die Hand des Herrn zu fallen, und der Herr ließ die Seuche kommen. Uns geht es noch gut, obwohl ich schon mehrmals am Flauwerden war. O das Grauen, von dem der Psalmist spricht, kennst Du es? Mir ist immer erst ein Kampf mit dem »Geist der Krankheit« durchzukämpfen, und oft muß ich meine Seele mit aller Macht wappnen. Ach, daß wir einen Heiland haben, Bruderherz, das ist was werth! Er halte Dich und Euch am Leben, im Leben, fürs Leben! Wie ist mir so wohl, zu wissen, von einer kleinen Hausgemeinde auf betendem Herzen getragen zu sein!"

Mittwoch. „Der treue Gott erbarme sich, nun rückt es immer näher. Nachdem im Nachbarhause 24 Personen ergriffen, 16 gestorben, bricht es heute auch bei uns im Hause aus. Die Diakonissin, die für ein paar Tage bei uns war, ist erkrankt. Malchen pflegt sie, da unsere Mädchen Furcht haben. Wo es nun endet, wer weiß es? Der Herr nehme mich zu Gnaden an und vergebe mir, wo ich gesündigt, auch gegen Dich. Sei den Meinen eine treue Hülfe, Vater und Bruder. Glaube mir, daß mein einziger Trost in Jesu Blut und Wunden liegt."

So groß auch die Zahl der Sterbenden war, jeder einzelne wurde besucht und an Leib und Seele erquickt. Einer der Pastoren in Wupperfeld wurde für diese Zeit ganz von der Predigt befreit, um nur den Kranken dienen zu können; die anderen wetteiferten mit ihm in treuer, selbstloser Arbeit. Zu Fuße ließen sich die Wege in der weitgestreckten Gemeinde nicht mehr machen, zu Wagen oder auch wohl zu Pferde ging es in die Arbeit hinein, von Haus zu Haus, von Bett zu Bett, von Sterbenden zu Sterbenden. Frommel bat in den befreundeten reicheren Häusern, daß man für die Kranken koche, nahm wohl selbst einen Suppentopf mit, um ihn seinen Kranken zu bringen. „Ach, wenn ich daran denke", schreibt er später einmal, „wie es da galt, die Leute in den Häusern zu besuchen, von oben bis unten aus! Mit welcher Liebe empfing man uns in jener schweren, großen Zeit!"

Daß dies Alles nur möglich war mit äußerster Anspannung der Kräfte, daß die Geistlichen, jeder bis zur Ermattung, zu thun hatten, läßt sich leicht denken. Mancher unter ihnen hat in der Ueberanstrengung jener Tage an seiner Gesundheit einen Stoß bekommen, den er lebenslang nicht wieder verwunden hat. Auch Frommel kam an den Rand seiner Kräfte. Die unaufhörliche Arbeit, die fortgesetzte seelische Erschütterung, der Anblick all dieses herzbrechenden Elends, das gerade er, wie überhaupt jedes körperliche und seelische Leid, mitempfand, als wäre es das eigene, brachte es dahin, daß der Arzt erklärte: „Wenn Sie nicht sofort abreisen und Luftveränderung und Stärkung im Bade suchen, kann ich für nichts einstehen." Schwer entschloß sich Frommel, zu gehen. Aber von den Freunden ermahnt und beruhigt, willigte er schließlich ein. Er reiste nach Holland, wo er im Seebade zu Zandvoort, in der völligen Ruhe und in der stärkenden Luft bald die alte Kraft wiederfand. Aber er war doch nur mit halbem Herzen dort; die Erinnerung an Alles, was er erlebt und gesehen, ließ ihm innerlich keine Ruhe. „In vierzehn Tagen", schreibt er dem Bruder, „600 Menschen todt, und dieser Jammer überall. Was die Cholera überstanden, hat der Typhus weggerafft. Nimmt die Krankheit, die jetzt etwas abgenommen,

wieder zu, so kehre ich auf den Posten zurück." Trotz der Versicherung der Freunde, die ihm jeden zweiten Tag Nachricht geben mußten, die Gefahr sei vorüber und seine Anwesenheit nicht nothwendig, trotz aller Bitten aus der Gemeinde, er solle noch bleiben, hielt es ihn nicht länger als drei Wochen. Hätte er überhaupt gehen sollen? . . . Sein Gewissen sagte ihm: Ja.

Als er aber zum ersten Male wieder die Wupperfelder Kanzel bestieg, fand er auf dem Kanzelpult ein aus einer Bibel ausgeschnittenes Blatt mit der Stelle Johannes 10: „Ein Miethling aber, der den Wolf sieht kommen, fliehet und verläßt die Schafe und achtet ihrer nicht." Außerdem war auf einen Zettel aufgeklebt (immer aus der Bibel ausgeschnitten) die Warnung aus 1. Tim. 1, 1 — 15 vor ungeistlichem losen Geschwätz. Auf dem Schreibtisch zu Hause fand er mit der Post gesandt, zwei Tage hintereinander den Traktat Luthers: „Antwort auf die Frage, ob man vor dem Sterben fliehen möge?"

Es kämpfte lange in ihm, was er darauf zu thun hätte. Wohl sagte er sich, daß es nur eine einzelne Stimme aus der ihm sonst so treu ergebenen Gemeinde sei; aber das Bewußtsein, das sein Amt dadurch verlästert worden*) und daß nicht nur die Leiden, sondern auch die Schuld des Einzelnen die ganze Gemeinde angehe, bestimmte ihn, am nächsten Sonntag, der auf ihn fiel, nach der Predigt nachstehende Erklärung zu verlesen:

„Ich habe noch eine persönliche Bitte und Sache vorzutragen. Es hat ein Glied unserer Gemeinde, nachdem ich kaum erholt von dem Bade zurückgekehrt, in das ich aufs Aeußerste erschöpft, nicht ohne die dringendste Aufforderung des Arztes, nicht ohne die Zustimmung des Presbyteriums gegangen war, bereits zu zweien Malen nach mir geschlagen durch Uebersendung des Traktats: »Ob es recht sei, vor dem Sterben zu fliehen?« und durch aus der Bibel geschnittene Stellen, wie die: »Der Miethling aber flieht, denn er ist ein Miethling« — und über das Amt der

*) In einem Briefe an Schultze schreibt er einmal: „Ich lasse mir nichts bieten als Amtsperson, als Mensch lasse ich Generalmarsch auf mir schlagen", ein Grundsatz, den er allezeit beobachtet hat.

Propheten und anderer Stellen, die mich als Einen bezeichnen, der nicht Jesum den Gekreuzigten predige, sondern mich den bösen verführerischen Menschen zuzählt, mit denen es je länger, je ärger wird, und sich des ungeistlichen losen Geschwätzes befleißigen. Das mir unbekannte Gemeindeglied, das ohne seinen Namen zu nennen, sich solchen schändlichen Mißbrauchs der Schrift schuldig gemacht, mag die Beruhigung haben, mir unter allem Schimpf, den ich im Leben erfahren, den bittersten angethan zu haben, aber dessen gewiß sein, daß ich den Herrn bitte, ihm diese Sünde nicht zu behalten. Dich aber, liebe Gemeinde, möchte ich nicht um meinet-, sondern um Eurer selbst willen bitten, mit Eurem Hirten mit aufgedecktem Antlitz zu rechten, wenn ihr mit ihm zu rechten habt, und ihm, was man dem gemeinsten Verbrecher nicht versagt, zu Theil werden lassen: Das Recht der Vertheidigung. Denn solcher Schlag aus dem Versteck ist ein Schandfleck und ein Bann auf unserer Gemeinde."

Die Gemeinde hat ihn verstanden, mit ihm getrauert und mit doppelter Liebe versucht, ihn das ihm angethane Unrecht vergessen zu machen. Es war doch auch nur eine Stimme, die diesmal aber für Viele sprach und auf seine Sylvesterpredigt über Phil. 4, 1—4 ihm folgendes Gedicht sandte:

Ein Segensgruß nach der Predigt am 29. Dezember (1867) über Phil. 4, 10-23.

„O laß auch Dich denn grüßen
Zu dieses Jahres Schluß,
Der uns zu Gottes Füßen
Entbot so warmen Gruß!
Der uns so treulich lenkt,
Und uns aus seiner Fülle
Nicht bloß des Kernes Hülle,
Nein, der so reich uns schenkt!

Wie gern möcht'st Du uns geben
Für unsern Pilgerpfad
Von jenem sel'gen Leben,
Das Dich durchdrungen hat;
Möchtst zeigen uns so ganz
Des ew'gen Meisters Schöne,
Wie Ihm Dein Lob nur töne,
Wie Ihm gebühr' der Kranz!
Dein Aug den Herrn nur sieht,
Du stehst, heißt Er Dich stehen,
Du gehst, heißt Er Dich gehen,
Nicht, wie der Miethling flieht!
O möchte Dir's gelingen,
Mit Deiner Liebestreu
Die Herzen zu durchdringen,
Recht viele machen neu!

In Deines Meisters Kraft
Mit Seines Geistes Segen
Viel Samen einzulegen,
Der edle Früchte schafft!

So laß auch Dich denn grüßen
Zu dieses Jahres Schluß,
Zu Deines Gottes Füßen
Komm' auf Dich Pauli Gruß:
Sein Gott, der auch Dein Gott,
Umfried'ge Dich hinieden
Mit reichem, sel'gem Frieden,
Umfried'ge Dich im Tod!"

Fünftes Kapitel.

Vor und nach dem Kirchbau.

Die schmerzliche Erfahrung, von der das vorige Kapitel erzählte, war das Bitterste, was Frommel in Barmen erlebt hat. Vieles hat er vergessen, und manche Wunde ist vernarbt, aber dies ging zu tief, um ganz vergessen zu werden. Wenn er daran dachte und davon sprach, es geschah nur ganz selten (bei dem Rückblick auf sein Leben am Jubiläumstage hat er jenes Erlebniß nicht erwähnt), dann zog es wie ein tiefer trauriger Schatten über sein sonst so fröhliches Gesicht. „Aber auch sein Weh", schreibt der Verfasser der „Schlichten Bilder aus Frommels Leben", „ist zum Wohl der Gemeinde ausgeschlagen: die Antwort mit der That, auf den Vorwurf jenes namenlosen Gegners, steht heute noch auf den zwei großen Denkmälern, die Frommel sich in seiner alten Gemeinde errichtet. Sie lautet: »Thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen.« Die Denkmäler, an denen sie das Auge der Liebe lesen kann, sind die beiden Kirchen, zu deren Bau er die Anregung gegeben: die Friedenskirche und die Johanniskirche."

Schon lange stand den Einsichtigen im Thale mit Frommel die Nothwendigkeit fest, auf neue Mittel und Wege zur geistlichen Versorgung der Gemeinde zu sinnen, die durch den beständigen Zuzug, namentlich aus den arbeitenden Klassen, jährlich gewachsen war. Die Cholerazeit mit ihren schweren Aufgaben der Seelsorge,

hatte in dieser Richtung auch Denen, die bis dahin nicht sehen wollten, die Augen geöffnet. Eine außerordentlich tüchtige geistliche Kraft war in der Person des Hülfspredigers Joachim gefunden worden; eines durch und durch originellen Kopfes mit eigenen Gedanken, eines warmherzigen und beredten jungen Geistlichen.*) Man hatte ihn versuchsweise kommen lassen, konnte sich aber, wie es scheint, im Presbyterium über seine endgültige Anstellung nicht einigen. Die Hauptbedenken lagen, trotz aller sprichwörtlichen Opferwilligkeit des Thales, im Geldpunkt; die vorsichtigen Vertreter wollten die Gemeinde durch die Anstellung des Hülfspredigers nicht zu einer dauernden Ausgabe verpflichten.

„Da habe ich denn", schreibt Frommel an Freund Schultze, „Joachim herausgehauen und erreicht, daß zuletzt von 65 Stimmen 57 Stimmen für ihn abgegeben wurden." In derselben Sitzung kam nun die gleich wichtige Sache des Kirchbaues zur Sprache. „Wir müssen sie haben, die zweite Kirche", heißt es in jenem Briefe weiter, „wenn nicht unser Volk auseinanderlaufen soll. Ich wenigstens werde nicht ruhen, bis die Armen alle Raum haben in der Kirche. Ich habe den Vorschlag gemacht, in »Kunst und Gewerbe« freie Versammlungen zur Aussprache über die Sache zu veranstalten, wo die Leute eher aus sich herausgehen als in den steifen Repräsentationssitzungen. Wir werden auf stillem, langsamem Wege zum Ziel kommen, aber sicher. Du aber, verwundere Dich nicht, wenn Du nächstens hörst, ich sei unverschämt und ein unruhiger Kopf. Stoße Dich nicht daran."

In der That sah man wohl die Menge der Leute die die alte Kirche füllten, aber die Menge Derer, die keinen Platz darin fanden, sah man nicht. Frommel war der Ueberzeugung, daß durch den Bau eines Gotteshauses eigentlich noch nicht geholfen sei, und schlug zu nicht geringem Erstaunen und Kopfschütteln der Brüder im Amt wie unter anfänglichem Protest der „Vorsichtigen"

*) Als solcher zeigt sich der zu früh Verstorbene in dem kleinen, aber inhaltreichen Heftchen, das Frommel vielfach empfohlen und verschenkt hat: „Von Bethanien nach Golgatha. Sieben Passionsbetrachtungen." Königsberg in Pr. 1889. Gräfe & Unzer.

gleich den Bau zweier Kirchen vor. „Das Geld ist da", sagte er, „man muß es nur zu kriegen wissen." „Lieber einfacher bauen" — die Repräsentation hatte einen Monumentalbau im Mittelpunkt der Gemeinde beabsichtigt — „und dadurch wirklich nützen. Die langgedehnte Gemeinde Wupperfeld gleiche dem menschlichen Organismus, der nöthig habe, seine beiden Extremitäten, Füße und Hände, warm zu halten, deshalb sei es besser an den Endpunkten der Gemeinde, am Ost- und Westende je eine kleinere Kirche zu errichten, die weniger kosteten, die aber die entfernt Wohnenden warm hielten." Das Argument schlug durch. Durch Predigt und Vorträge, vor Allem aber durch persönliches Aufsuchen seiner Gemeindeglieder unternahm er es, die Kosten für den Bau selbst zusammenzubringen. Wir sahen, wie ihm schon früher freiwillige Gaben übersandt worden waren. Aber er riß auch die noch Widerstrebenden mit sich fort, daß sie geben mußten. Kirchensteuern gab und giebt es im Thale nicht; es konnte sich nur darum handeln, die Herzen zum freiwilligen Opfern geneigt zu machen.

Da kam ihm denn wieder sein Humor und seine Schlagfertigkeit zu Hülfe. Es ging die Sage, daß es in dem früher von dem Stifter der Gemeinde, P. Barthels, damals von Frommel bewohnten Pastorate spukte. So kam denn Frommel eines Tages und erzählte dem athemlos zuhörenden Freundeskreise: „Es ist wirklich so, in meinem Pfarrhause gehen Geister um! Diese Nacht ist mir der alte Pastor Barthels, ganz so, wie er in der Sakristei hängt, erschienen und hat lange mit mir geredet." „Was hat er denn gesagt?" fragten die Freunde. „Er hat mich ernst zur Rede gestellt. »Wieviel Seelen hat denn jetzt unsere Gemeinde?« so war seine Frage. Ich antwortete: »20 000«. — »Und Ihr habt nur eine Kirche? Die alte ist gebaut, als die Gemeinde 300 Seelen hatte, wo sollen die übrigen alle Platz finden, wo sollen sie Gottes Wort hören? Sorgt nur dafür, daß Ihr bald eine neue Kirche bekommt, sonst sind die schweren Erfahrungen der Cholerazeit ja umsonst gewesen!«" Die Gemeinde verstand. „Sie spürte", wie es in jenem schon zitirten Frommel-

büchlein heißt, „den Geist, den ihr Pastor gesehen, den Geist des alten Barthels, den Geist opferfreudiger Liebe, entschlossener Thatkraft und umsichtiger Klugheit, der nun wieder ans Werk ging zum Kirchbau, wie er die alte geschaffen. Von nun an ging dieser Geist nicht nur bei Nacht im Pfarrhause, sondern auch bei Tage in der Gemeinde um, und zwar mit einem Instrument, mit dem sonst Geister wenig zu thun haben, mit dem Kollektenbeutel. Es wurde gesammelt im Großen und Kleinen, bei Reich und Arm. Da gab es denn allerhand köstliche Erfahrungen.

„Es existirt ein wunderbarer Zusammenhang zwischen Herz und Geldbeutel," pflegte Frommel zu sagen. „Je weiter und toleranter oft die Herzen, desto enger die Geldbeutel; als engherzig verschrieene Leute haben zuweilen einen recht weiten Geldbeutel." Von den letzteren hat er gerade in Wupperfeld Viele gefunden. „Mit Leuten, die im innersten Centrum stehen," sagt er später einmal in einem Vortrag über das Geben, „ist nicht schwer zu verhandeln. Will's ihnen einmal zu viel werden, so giebt's stille Kollektanten, die unangemeldet bei Nacht kommen und bitten. Das sind Bibelworte, die Einen nicht schlafen lassen, bleiche Gestalten von Bittenden, die man abgewiesen, die vors Bette kommen und einen durchdringend anschauen." „Es kostet viel, ein Christ zu sein," äußerte damals zu ihm lächelnd einer von dieser wahren „evangelischen Centrumsfraktion"; „Ja, auch viel — Geld." „Es giebt gewisse Sprüche in der Bibel, die für den Geldbeutel fatal sind. Unter Andern einer wie der: »Gieb dem, der Dich bittet, und entziehe Dich nicht dem, der von Dir borgen will. Dieser Spruch hat mich in diesem Jahre 27 000 Mark gekostet. Aber was hilft's, ich kann ihn doch nicht aus der Bibel herausstreichen.«" . . . „Aha, wieder »Lieder ohne Worte«, begrüßte ihn einer von den großen Wupperfelder Finanzmännern, als er mit dem Kollektenbogen in die Thür trat. „Gewiß," war die Antwort, „ich komme nur mit der Bitte, daß Sie sie auf »Noten« setzen." „Ja, wo soll das Geld herkommen, lieber Pastor?" „Da her!" — und dagegen ließ sich nichts einwenden — „aus dem großen Geldschrank in der Ecke." Die

Antwort, die folgte, waren 3000 Mark, die der Kirchmeister zeichnete.

Solcher „Aderlasse" hat es gelegentlich des Kirchbaues eine große Anzahl gegeben. „Die gehen freilich den Leuten ans Herz," sagte er später in Erinnerung an jene Zeit, „aber danach wird den Leuten wohl, und sie sind vor dem Schlagfluß behütet." In Thalern und Pfennigen, „in Strömen und Tröpflein" kam es geflossen, und bald waren 150 000 Mark zusammen, der Bau von zwei Gotteshäusern war gesichert. Im Frühjahr 1869 konnte der Grundstein zu der Kirche in Gemarke, im November zu der Heckinghauser Kirche gelegt werden.

„Noch einmal vor dem scheidenden Jahre", so heißt es in Frommels Rede bei der Grundsteinlegung in Heckinghausen, „setzen wir ein Eben-Ezer; noch einmal legen wir ins winterliche Feld ein Samenkorn, das im Frühjahr unter Gottes Gnade erstehen soll. Wir stehen gebeugt von der Güte Gottes und sprechen: »Herr, was sind wir, daß Du uns bis hierher gebracht hast.« Da unsere Väter herunterkamen von den Bergen über diesen Bach, hatten sie nach langen Kämpfen nichts denn ein hölzern Kirchlein für ein paar hundert Seelen, einen Prediger, eine Schule, und nun sind wir ein Heer von 20 000 geworden, mit einer großen Kirche, drei Predigern und sieben blühenden Schulen; unten ragt schon bis zur Dachhöhe der Bau der zweiten, und jetzt legen wir den Stein zur dritten Kirche. Ist es Menschenwerk oder Vorwitz, oder müssen wir nicht bekennen: »Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen?« »Ich habe Dich erhöret zur gnädigen Zeit und Dir am Tage des Heiles geholfen.« Mit diesen Worten, die der selige Barthels auf das Siegel der Gemeinde stechen ließ, und die auch hier auf diesem Grundstein stehen, legen wir das Bekenntniß ab, von wem wir diesen Tag empfangen haben, von wem wir auch weiter unsere Hülfe erwarten. . . . „Ich habe Dich erhöret", es gilt nicht nur den Entschlafenen, Euren Vätern, es gilt auch dem heutigen Geschlecht. Wir sind groß und viel geworden, aber im Großwerden liegt nicht bloß ein Segen, es liegt auch eine Gefahr

darin. Wo sind sie hingekommen, diese Häuser, die nicht bloß »Burgen« hießen, sondern es auch waren, mit Wehr und Wall gegen die Gottlosigkeit des Hauses Sitte bewahrend? O, wer sein Volk, sein Heckinghausen liebte, der konnte nur mit Wehmuth dem Großwerden, dem damit verbundenen Verfall christlichen Lebens zuschauen und bitten: »Mache Dich auf über Deinem Volk, es ist Zeit, daß Du Dich seiner erbarmest, und ihm hülfest zur gnädigen Zeit, zur letzten Stunde. Dies Sehnen der Treuen im Lande ist erfüllt, und heute ruft aus diesem Grundstein es ihnen zu: »Ich habe Dich erhöret!« Ich denke noch anderer Bitten und Seufzer. Was hat die Gemeindevertretung in erster Linie bewogen, gerade hier zu bauen? Was hat ihr die Augen geöffnet über das dringende Bedürfniß? Als vor zwei Jahren der Würgeengel durch unsere Gemeinden zog, da hat er gerade hier in Heckinghausen zuerst seine Ernte gehalten. »Kommt herüber und helft uns«, das war der Ruf, der nach Wupperfeld erscholl. Wir sahen, daß die Kraft nicht ausreichte, wir sahen noch mehr; hinter dem leiblichen Sterben lag ein anderes. Wohl traten lichte Bilder lebendigen Glaubens und fröhlichen Abschiedes uns vor Augen, aber es offenbarte sich dem Blicke auch ein Abgrund grenzenloser Verkommenheit und Elends. Hier diese neue Kirche sei ein Denkmal der Erhörung, ein Denkmal, daß der Herr mit Maßen gezüchtigt und der Seuche sein »Bis hier und nicht weiter« zugerufen. Die Sterbeseufzer Vieler sind erhört, hier an der Stätte des Todes soll das Wort des Lebens verkündigt werden.

Aber jede Gebetserhörung soll uns auch zu weiterem Gebete treiben. Gott giebt, nicht damit wir wegbleiben von seiner Thüre, sondern damit wir wiederkommen und noch mehr aus seiner Fülle nehmen mögen. Diese Kirche wird nur eine Bauhütte sein, in welcher die Steine für den geistlichen Bau hergerichtet werden, zuerst losgesprengt aus dem Weltbruche, dann aber auch geheiligt und auferbaut zu einer Behausung Gottes im Geist. Dazu bedarf es viel Gebetes. Und das soll nicht bloß hier in der Kirche geschehen. „Ich habe Dich erhöret", heißt es im Text-

wort, daß Du das Land aufrichtest, daß Du sagest den Gefangenen: »Gehet heraus«, und zu denen in Finsterniß: »Kommt hervor«, daß sie am Wege sich weiden und auf allen Hügeln ihre Weide haben. Wahrlich, ein schönes und treffendes Bild. Hier an dem Wege, wo wir die Kirche bauen, auf dem alten Weideplatze, soll die Gemeinde geführt werden zur grünen Aue und zum frischen Wasser des Wortes durch Predigt und Sakrament. Aber auch droben auf Deinen Hügeln und in Deinen Häusern, liebes Heckinghausen, sollst Du in treuer Seelsorge durch den Geistlichen, den Du in besonderem Sinne Dein nennen darfst, bald Weide haben. Es soll unsere Gemeinde hinfort nicht mehr bloß ein wildes Meer sein, darin Fische sind, darein wir das Netz senken, nicht wissend, wen wir fangen, sondern eine Weide, darauf Schafe geweidet und gehütet werden, die Schafe und die Lämmer. Dazu bedarf es vieler gefalteten, vieler offenen Hände zum Geben und Arbeiten. Darum hört den Gruß der neuen Kirche in Gemarke: »Mit Gott wollen wir Thaten thun«*) und die neue Kirche hier in Heckinghausen, erstehend zur Ehre Gottes und zum Heil der Brüder, antworte freudig einst: »Ich habe Dich erhöret! Amen.«"

Das Werk wurde eifrig in Angriff genommen und auch während des großen Krieges 1870/71 weitergeführt; zur Vorfeier des Friedensfestes am 18. Juni 1871 wurden die Glocken der Friedenskirche in Gemarke zum ersten Male geläutet, am 19. September 1872 folgte die Einweihung der Johanniskirche in Heckinghausen. Frommel hat das Alles freilich nicht mehr als Wuppertelder Pastor erlebt. Mitten in seine Arbeit für den äußeren und inneren Bau der Gemeinde kam ein neuer Ruf, den er diesmal, wenn auch nicht ohne inneren Kampf, als Gottes Ruf erkannte.

Die Jahreswende 1867/68 hatte ihn auf kurze Zeit nach Berlin geführt. Er sollte in einem Verein für Kirchenmusik über Händel und Bach Vortrag halten. Vierzehn Tage blieb er dort,

*) Text der Rede bei der Einweihung der Kirche in Gemarke.

predigte auch im Dom für Kögel, den er seit einer kurzen Begegnung in Lichtenthal*) und bei Freund Schultze nicht wiedergesehen hatte. Sie verstanden sich gleich im Tiefsten und Höchsten und legten den ersten Grundstein einer Freundschaft, die die Zeit ihres späteren gemeinsamen Wirkens in Berlin weit überdauert hat.

Jene Predigt, die ihm völlig unerwartet kam, hätte ihn, nebenbei gesagt, fast gar bei seinem Freunde Beyschlag in den Verdacht gebracht, als habe er sie gehalten, um Hofprediger in Berlin zu werden. Nichts lag ihm ferner. „Ich war", so klärt er den Freund auf, „gar nicht darauf gefaßt, habe mir aber gesagt: Du stellst Dich hin und predigst ohne Aufsehen und giebst einer Seele, um derentwillen Du predigen mußtest, das, was sie braucht, und die habe ich auch gefunden.**) Wer es war,

*) Das erste Mal hatte er Kögel 1847 bei Tholuk (vergl. Bd. I, S. 71) getroffen. Frommel stand im dritten Semester, als Kögel immatrikulirt wurde. „Erinnere ich mich recht", so heißt es im Nachruf an den Freund im Daheim, „so sah ich ihn bei Tholuk an einem jener Abende, wo sich allerlei Volk unter dem Himmel bei ihm sammelte: Asiaten und Reuß-Greiz-Lobensteiner, Amerikaner und Europäer, Burschenschafter, Korpsburschen und Wingolfsbrüder, Gotteskinder und Weltkinder, Gläubige und Zweifler — sie Alle wußte ja Tholuk mit gleicher Liebe zu umfassen. Wie hätte ich je gedacht, daß jener hochgewachsene „Studiosus theol. et phil. Rudolf Kögel aus Birnbaum" (Jeder mußte seinen Namen, Stammort und Studium nennen) mir einst so nahe ans Herz wachsen würde." Kögel gehörte zu den „Farblosen", die in keiner Verbindung waren und deshalb auch mit den Anderen kaum in Berührung kamen. — In Lichtenthal kehrte er mit Tholuk, dessen Amanuensis er geworden, im Jahre 1851 bei den Eltern Frommels ein. Vergl. auch Bd. I, S. 215 und 268.

**) „Du siehst", schreibt er an Beyschlag, „mich schon im Kirchenregiment und in der Kirchenpolitik, als ob mir nicht an Papa Baehr und im Lande Baden die Sache bis an den Hals leid geworden. Ich begehre auch keine weitere Freiheit im Privatleben, wie Du denkst, denn ich habe mich hier ganz frei gestellt und habe „aus Forcht vor den Jüden" nicht geheuchelt. Also da kann mir Berlin nichts Besseres bieten, im Gegentheil, würde ich die Unabhängigkeit, wie sie hier im bergischen Lande Jeder genießt, der sie behauptet, nur drangeben müssen. Ich bin gern hier und hätte, wenn ich gewollt, schon mehr denn einmal Gelegenheit gehabt auf viel angenehmere Stellen als Berlin."

läßt sich schwer errathen. Einen guten Freund aus alter Zeit aber hat er in der fremden Stadt wiedergefunden: den Maler Pfannschmidt, mit dem er einst zu Rom so schöne Tage verlebt hatte.*)

Ganz beglückt noch in der Erinnerung an die gemeinsamen Stunden im Atelier am Luisenplatz schreibt er am 20. Mai 1868 an den ehemaligen Capitolinischen Nachbar: „Mein theurer, lieber Pfannschmidt! Gut Ding will Weile haben, werden Sie denken, und am Ende auch: Undank ist doch viel in der Welt! Seit dem köstlichen Abend, der mir in den vierzehn Tagen in Berlin wohl die Perle war, kein Gruß noch Liebeszeichen, die ich doch versprach! Ach nur ein Stündchen möchte ich wieder da sein, neben der Staffelei sitzen und still zuschauen bei der Arbeit und des Abends die trauten Weihnachtslieder singen trotz Lenz und Mai, beim Schattenspiel mit dem lieben Vater Hermann**) und dem gebräunten Wangemann***) reden von dem und jenem und der Casa tarpea!†) Doch was nützt das Klagen und Sehnen, weiß ich doch, daß Sie und Ihre liebe Frau mir gut sind, und das ist die Hauptsache. Komm ich mal wieder ins Städtlein, dann will ich Sie länger plagen, aber noch schöner wär's, Sie kämen an den Rhein und blieben hier bei uns im schönen Thal. Derweilen nehmen Sie denn unser Angesicht und mein Büchlein und seien Sie nachsichtig damit."

Durch Vermittelung des Freundes wurden Pfannschmidt die Arbeiten für das Glasfenster übertragen, das Frommel in die Friedenskirche zu Barmen stiftete (Christus das *A* und *Ω*). Seitdem hat er öfter in Fragen kirchlicher Kunst sich an den feinsinnigen Meister gewandt, wenn auch im Strom des Großstadtlebens die Wege sich nicht so oft trafen, wie es Beide wohl gewünscht hätten.††) Daß er den römischen Freund so bald, nicht

*) Vergl. Bd. I, S. 202.

**) Der Schwiegervater Pfannschmidts, s. „D. C. G. Pfannschmidt, Ein deutsches Künstlerleben", von seinem Sohn. Stuttgart 1896. Steinkopf.

***) Missionsinspektor, vergl. Kap. IX dieses Bandes.

†) Vergl. Bd. I, S. 202.

††) Im „Daheim" 1881 Nr. 16 hat Frommel über Pf. geschrieben, in „Ueber Land und Meer" 1887 Nr. 51 ihm einen warmen Nachruf ge-

im Thal, aber in Berlin wiedertreffen würde, ahnte Frommel nicht. Auch wir verweilen noch einen Augenblick mit ihm im Wupperthal, suchen auch ihn bei der Arbeit an einem Bilde auf — nicht mit Farben und Pinsel, sondern mit der Feder gezeichnet — wir meinen das Büchlein, das er an Pfannschmidt damals mit der Bitte um Nachsicht sandte, den „Heinerle von Lindelbronn."*)

Die Geschichte dieses ehemaligen Schwarzwälder Bauernbuben und späteren Atelierschülers bei Vater Frommel, der seinen herrlichen frommen Pathen verläßt und unter die Kunstjünger geht, bis er, in Rom durch bittere Erfahrungen klug geworden, heimkehrt und als braver Uhrmacher das Kunsthandwerk pflegt — ein gesegneter Mann, dessen Unglück „ein verschleiertes Glück" gewesen, — sie gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was Frommel an volksthümlichen Erzählungen geschrieben hat. Er selbst rieth einst einem jungen Amtsbruder, der über ihn als Volksschriftsteller einen Aufsatz vorbereitete und über seine Schriften etwas wissen wollte: „Lesen Sie den Heinerle, da haben Sie mich mit allem Guten und Bösen."

Max Frommel, der sonst, in aller Liebe kritisch, nicht ohne Weiteres zu loben pflegte, was aus des Bruders Feder kam, schreibt über dieses Buch:

„Ich habe Deinen »Heinerle« gelesen. Alter, das ist ein Prachtbüchlein, das ich zu Deinen besten rechne. Es ist durchsichtig und dennoch spannend, namentlich schön, daß Heinerle nicht bloß ein »Geiger ohne Geige« ist oder ein verbummeltes Genie, sondern daß er wirklich etwas Tüchtiges wird und sein Talent wie beim »Pathen« an seinem Orte zu Passe kommt. Dazu die Charaktere scharf innegehalten, nicht zu viel Naturbeschreibung, sondern lebendiger Fluß und doch so tiefe, warme Naturpoesie

widmet. Frommels, Kögels und Pfannschmidts Wirken faßt ein Gedicht zusammen, das Kögel unter dem Eindruck des Pfannschmidtschen Domstiftsbildes zum 5. Januar 1889 dichtete. S. „Daheimkalender" 1890, S. 221.

*) Stuttgart 1868. Steinkopf.

darin. Stellenweise wurde ich tief bewegt, mag sein, daß die Erinnerung an den seligen Vater und die Liebe zu Dir auch ihren Theil daran hatte, auch Onkel Christians »Bon soir, Henri« klingt an. Es ist mit Liebe gearbeitet, weit mehr als die »Hausapotheke«.*) In dieser Beziehung stelle ich den »Heinerle« neben den »Rathsschreiber«, nur daß Du bei dem ersteren schon über den Stoff anders Herr bist. Prächtig ist die Kapiteleintheilung — allein schon ein treffliches »Item«. Sag mir aber, Lieber, in des Pathen schweinsledernem Buch steht so mancher Satz, der nicht von Dir ist, sondern von Oetinger oder Michael Hahn. Hab ich recht gerathen? Aber es stehen auch Sätze drin, die sind echt Emilscher Rebstock vom guten Jahrgang. Ich habe mich herzlich erquickt an dem Büchlein und hab's gestern auf einer Hochzeit wieder erzählt und werd's verschenken, wo ich kann. Denk Dir, letzthin fand ich unter den vielen Rezensionen, die meine »Kirche der Zukunft« anzeigten, auch Deinen »Heinerle« angezeigt. Ich sende Dir das Blatt, weil ich denke, es rührt Dich auch wie mich, daß wir zwei Brüder einmal so hübsch neben einander stehen.“

In seiner Frage über die Gedanken des „Pathen“ hatte Max zum Theil Recht. Frommel war seit seinen Erlanger Jahren mit den alten deutschen Mystikern gut Freund, und die „Stillen“ in Wupperfeld hatten ihn noch näher mit ihren Schriften vertraut gemacht; unwillkürlich verwoben sich beim Schreiben die Gedanken, die er ihnen dankte, mit denen des Pathen selbst, der eigentlich Frommels Lieblingsgestalt wurde. Wie oft hatte er später die Absicht, das Leben des Pathen zu schreiben, aber er kam nicht dazu. Was er da erzählen wollte, gehörte zu jenen „grand vins“, von denen er einmal einer Freundin sagte, daß er sie im Keller liegen habe, während er den gewöhnlichen sauren Batzenwein ausschenke. Der „Heinerle“ gehört sicher nicht unter diesen Batzenwein.

*) Frommel hatte die „Hausapotheke“ in erster Gestalt schon geschrieben, dann umgearbeitet und 1868 bei Wiegandt und Grieben herausgegeben. Wir werden auf sie später hinzuweisen haben.

Daß aber „Heinerle" ein Volksbuch geworden, das seine Früchte trug, hat Frommel zu seiner Freude öfter selbst noch erfahren. So kam eines Tages in Berlin ein frommer ehrsamer Buchbindermeister aus der Nachbarschaft zu ihm, um ihm zu danken, daß er seinem einzigen Kinde, einem sehr begabten Jungen, der seines Alters Stütze und Hülfe im gut gehenden Geschäft sein sollte, die ehrgeizigen Pläne zum Studiren ausgetrieben habe. Er hatte nämlich beim Einbinden den „Heinerle" gelesen, sein eigenes Bild darin erkannt und war zum Gehorsam gegen den väterlichen Willen zurückgekehrt. Er ist ein tüchtiger Meister geworden, der seinem Geschäft und Hause wohl vorsteht.

Fast gleichzeitig hatte Frommel einen Nachtrag zur Familien-Chronik — „Aus vergangenen Tagen", auch ein Stück Lebensgeschichte — vollendet, der im Jahre 1875 herauskam. Den Familiensinn, den Zug zur Heimath — der irdischen und der himmlischen — zu wecken, an unserem Volksleben ein wenig mitzubauen durch diese Bilder aus alter Zeit, aber aus wirklich gelebtem Leben, mehr wollten diese Büchlein nicht, bei denen wie bei dem Meisten, was er schrieb, das „Wie?" der Erzählung viel mehr als das „Was" den eigenthümlichen Reiz ausmacht.*) Eine kluge elsässische Hausmutter hat ihn verstanden, die im Februar 1869 aus Rappoltsweiler an ihn schrieb über „Heinerle" und „Chronik":

„Vor zwei Tagen gab mir mein Mann zwei Büchlein mit dem Bemerken: Das ist Kost für Dich". Da mir nun selten etwas von der heutigen litterarischen Garküche mundet, machte ich mich wacker an das Gebotene heran, und siehe, die Kinder Ihrer Phantasie lagerten sich recht gemüthlich bei mir ein. Nicht, daß mir diese Einquartierung lästig ist, im Gegentheil, sie mögen und werden bleiben, war mir's doch, als brächten sie mir einen

*) Wer eine sehr gelehrte eingehende Untersuchung über Frommel als Volksschriftsteller lesen will, dem sei das Buch von Dr. Gottlob Mayer empfohlen, das nebenbei auf 185 Seiten eine Sammlung von Aussprüchen Frommels aus seinen verschiedenen Schriften, — seine „Items", nach den verschiedenen Gebieten, die sie berühren, geordnet zusammenstellt. (Emil Frommel als christlicher Volksschriftsteller. Bremen 1898. Ed. Müller.)

Gruß von zwei lieben Todten, Karl Stöber und Glaubrecht. Der Herr lohne es Ihnen und segne Sie ferner, daß Sie helfen können, die geisttödtenden Geschichten zu verdrängen, die immer mit einem staubigen Wanderer auf staubiger Landstraße beginnen, den dann das Abend- oder Morgenroth umleuchtet je nachdem, dem man dann auf der staubigen Straße folgen soll, wo es kothig wird, d. h. allerlei Noth kommt, — am Ende aber wird geheirathet, und dann ist Alles gesagt! Der liebe Gott spielt auch wohl hie und da mit und greift von oben herein, aber verstanden hat ihn weder der Held, noch der Schreiber, noch der Leser. . . . Wir können uns mit dieser Schreiberei nicht mehr begnügen, wir sind endlich auf den Punkt gekommen, wo das Kind, des Spielens müde, der Puppe die Nähte aufreißt, um zu sehen, was drin ist. Das haben Sie verstanden, und meisterhaft zertrennen Sie das Innere. Da kommt nun kein Roßhaar zum Vorschein, wie bei der zerrissenen Puppe, sondern Gottes Heilsgedanke von jeher, die Harmonie nämlich, die in der Tiefe noch zwischen Schöpfung, Erlösung und Heiligung herrscht, die aber durch die fatale Sünde gestört worden ist, wenigstens auf der Oberfläche. Was Sie sagen, sagen Sie nicht aus sich, denn da wär's bald mit der lebendigen Frische und Originalität aus, die Ihrer Feder eigen ist. Sie schöpfen aus dem Heilsbrunnen, und das lebendige Wasser, das in Sie strömt, quillt über in Ihre Schriften. Wenn schon Ihr Wünschelrüthlein mächtig mein Herz berührt, hätte ich doch nicht gewagt, Ihnen solches zu sagen, wenn Sie mich nicht besonders dazu aufgefordert hätten. Seite 91 im Heinerle von Lindelbronn, wo Sie von einer gewissen Stadt reden, auf die Sie nichts kommen lassen, wohl wissend warum? und wo Sie versichern, es käme Ihnen auf den Groschen Porto nicht an, um die gewünschte Auskunft zu geben. Diese Auskunft wünsche ich nun, denn ich denke mir, es hängt für Sie an der Stadt und der Pyramide ein gutes Stück Jugenderinnerung, nach dem ich trotz meines schönen Namens Maria gewaltig lüstern wäre. Meinetwegen mag in Ihnen die Ahnung dämmern, daß unter der Maria noch ein gut Stückchen

Eva liegt. Wissen wir doch, daß unser Futtertuch nicht immer dem Oberzeug entspricht, und ein Stück ist's, wenn wir es wissen, weil wir dann anders füttern. Doch diesmal siegt die Eva entschieden über die Maria. Zürnen Sie deswegen nicht! Herzlich grüßt Sie, verehrter Herr, die, welche mit Ihnen auf demselben Wasser rudert, nämlich dem Strom des Lebens aus Gott, der uns schließlich wieder in die Heimath bringen wird. M. M."

Frommel hatte in dem letzten Barmer Jahre stille Zeiten gehabt, das fühlt man an dem „Heinerle", der neben allen anderen Vorzügen auch den besitzt, daß sein Verfasser ihn ohne Hast, mit Ruhe gearbeitet. Durch den Hülfsprediger waren die Geistlichen der Wupperfelder Kirche einigermaßen entlastet, wenn es auch an Arbeit für keinen der Brüder fehlte und die Werbungen für den Kirchbau, die Verhandlungen darüber neben dem Amte hergingen. Auch an allerhand „silbernen und goldenen Nägeln" mit denen er ans Kreuz geheftet sei, fehlte es Frommel, wie er sich in einem Briefe ausdrückt, noch immer nicht. „Ich muß mir", schreibt er, „von allerlei Herren- und Damenschneidern am Zeuge flicken lassen" — er dachte wohl bei diesen Worten an einen neuen diesmal nicht mehr namenlosen Brief — sein Appell an die Offenheit hatte doch gewirkt — einen Brief, der ihm, wieder mit Worten der Schrift, darüber ernste Vorwürfe machte, daß er seinem Sohn Karl hatte in einem Kreis befreundeter junger Leute Tanzstunden geben lassen.*) Wie klein aber mußten diese Angriffe ihm erscheinen gegenüber dem inneren Kampf, in den ihn bald darauf ein Brief aus Berlin führte, ein neuer Ruf, heraus aus dem nun gewohnten Arbeitsfeld auf einen fremden Boden, aus der Stille in den brausenden Strom!

*) „Das kann ich Ihnen versichern", so heißt es in jenem Briefe, „daß wenn die Gemeinde Ihrem Beispiel folgt, dann werden wir in einigen Jahren mehr geschickte Tänzer als Kirchgänger haben." . . Am Schluß folgt die Erklärung, daß es dem Briefschreiber nicht mehr möglich sei, aus Frommels Händen das heilige Mahl zu empfangen.

Sechstes Kapitel.

Abschiedssturm.

Als die Gemeinde zu Köln, trotz der früher erfahrenen Absage Frommels, bei einer neuen Vakanz im Jahre 1867 ihn noch einmal bat, ihrem Ruf zu folgen, lehnte er wieder ab, fest entschlossen, noch eine Reihe von Jahren im Thale zu bleiben. Zwei Jahre waren seitdem ins Land gegangen; nun kam, Anfang September 1869, aus der Feldpropstei zu Berlin die Anfrage, ob Frommel die freigewordene Stelle des dortigen Garnisonpfarrers annehmen würde.

Feldpropst Thielen, selbst ein Rheinländer Kind, unterhielt immer noch Beziehungen zur Bergischen Kirche und zu einzelnen Familien des Thales. Durch sie hatte er von Frommel gehört, und unter den Zuhörern im Dom, als Frommel predigte, war auch Thielen gewesen. Den geborenen Soldatenpfarrer aber scheint der Feldpropst in jener Rede des Barmer Pastors bei der Gedächtnißfeier des Gefechtes von Uettingen erkannt zu haben.*) Die Ansprache war natürlich ohne die geringste Absicht gehalten, daß man in Preußen sie lesen sollte, aber allerdings aus einem Herzen, das in Oesterreichs Demüthigung ein gerechtes Gericht Gottes zu erkennen glaubte. Letzterer Umstand hat Frommel denn auch später, als die Rede 1872 gedruckt wurde, von einem antipreußischen Heißsporn das Lob eingetragen: „Wer in so korrekter Weise die Vaterlandsreligion zu predigen weiß, wer als Badenser so an die preußischen Gedankenreihen sich zu akklimatisiren versteht, der ist wie geschaffen zu einem Königlichen Garnisonpfarrer und Divisionsprediger der I. Garde-Infanterie-Division. Wir wüßten nicht, wie man eine glücklichere Wahl hätte treffen können."

*) An dem Gefechte hatten verschiedene Söhne der Stadt Barmen theilgenommen. Den Wortlaut der Rede s. Bd. IV. S. 71.

Frommel selbst war davon durchaus nicht sofort überzeugt. Der Brief des Feldpropstes, der ihm unter der Hand die Stelle antrug, traf ihn, als er eben von Stuttgart, wo er eine Festpredigt gehalten hatte, nach Wupperfeld zurückgekehrt war und sich anschickte, nach Holland ins Seebad zu fahren. „Für heute", antwortet er Thielen, „kann ich nur mit Beschämung Ihnen danken für das Vertrauen, das Sie in mich setzen, und Ihnen versprechen, daß ich die Sache reiflich vor Gott und meinem Gewissen überlegen werde. Die Wagschalen steigen und sinken freilich von beiden Seiten, und das Zünglein der Wage zittert wie mein Herz selbst. Ich weiß, wo mich im Wupperthal der Schuh drückt, und ahne, wo er mich in Berlin drücken wird. Sei ihm, wie ihm wolle, — wenn Sie sich nur nicht eines zu Guten zu mir versehen haben. . . Lassen Sie mir etwas Zeit, es ist ja eine Lebensentscheidung, noch weiter weg aus der alten Heimath zu gehen!" Ruf — oder Versuchung — diese Frage quälte ihn auch jetzt wieder. „Es mag unpolitisch gewesen sein" schrieb er an Kögel damals, „aber um mir selbst aus der Bangigkeit zu helfen und der inneren Unruhe, in die mich der Ruf gerade jetzt bei meinen abgerappelten Nerven versetzte, habe ich Thielen mein Herz ausgeschüttet; aber ehrlich und ein gutes Gewissen ist auch etwas werth. Nein zu sagen vermag ich nicht, um des Gewissens willen, aber ohne Aufklärung und Sicherheit auch kein Ja." Wie er das meinte, zeigen die nachstehenden Stellen aus dem zweiten Brief an den Feldpropst.

„Zandvoort bei Haarlem, 19. September 1869.

Vierzehn Tage sind dahin seit dem Empfang Ihres Briefes; für Sie gewiß zu langsam, für mich fast zu schnell. „Mein Herz gleicht ganz dem Meere", so kann ich wohl sagen hier am Meeresstrand, „hat Ebbe, Sturm und Fluth". Ich bringe Ihnen, was die Gedankenwellen an den Strand geworfen, im festen Vertrauen, daß ich Alles, Muschel und Sand, sammt meinem Haupt kühnlich in Ihren Schoß legen kann. Ich will Ihnen vor die Kante stehen und auspacken. Sie haben die Verantwortung meiner

eventuellen Berufung zu tragen. Ich möchte sie Ihnen dadurch erleichtern, daß ich rückhaltlos von mir rede, damit Sie nicht besser und mehr von mir halten, denn gut ist, und zugleich Sie in die Freiheit zurückversetzen, als hätten Sie nicht an mich geschrieben.

Fünf Jahre habe ich in Wupperfeld gestanden. Neben vieler Liebe, mannigfacher Anregung, die ich empfangen, und reichem geistigen Austausch, für was Alles ich zeitlebens dankbar bleiben werde, habe ich doch das Gefühl nicht überwinden können, nach meiner ganzen Art, Erziehung und Anschauung mich hier nur in einer großen Schule zu befinden, aus welcher mich, nach gelernter Lektion, mein Gott zu Seiner Zeit herausführen werde. Ich habe beim besten Willen mich dem Geist des Thales in vielen Stücken nicht beugen können, mußte viel gegen den Strom schwimmen und habe mancherlei Bitteres hinnehmen müssen. Der Mangel an Weite des Blickes unter den Frommen, an Idealität unter den der Kirche Entfremdeten und der Ueberfluß an Rohheit unter dem niederen Volk, dazu die Anforderungen einer verwöhnten Gemeinde, das Alles lastet zuweilen schwer auf mir. Zwei Rufe nach Köln habe ich in der Ueberzeugung, damit vor der Zeit aus der Schule zu laufen, abgeschlagen. Jetzt, nach fünf Jahren, glaube ich aber die Freiheit zum Gehen zu haben. Da kam Ihr Brief, für dessen wohlwollenden Inhalt ich nochmals danke. Ich gestehe, daß die Aussicht etwas sehr Verlockendes und Erquickendes zunächst hat. Je näher ich aber der Sache selbst trete, je tiefer sie mich innerlich beschäftigt, desto mehr häufen sich die Bedenken. Ich schweige davon, daß die jetzt gerade in Berlin angestellte Parforcejagd auf geistliches Schwarzwild (sit venia verbo) nicht gerade etwas Anziehendes hat. Doch bin ich dergleichen Dinge von früher her gewohnt und habe schweigen und die Sache dem himmlischen Advokaten anheimstellen gelernt. Allein, ich sage mir doch, es geht mit dem Rufe nach Berlin aus dem Sturm im Glase Wasser in den Sturm und Kampf auf hoher See. Denn in solch wogenden Zeiten ist es doch schwer, sein Herz von allem Vibriren, von aller Bitterkeit frei zu halten. So ein Glied

leidet, so leiden doch alle Glieder, auch der Garnisonprediger. Ich bin im Ganzen ein friedfertiger Mensch, aber würde mich unter Umständen nicht entblöden, einem frechen Samariter, der mir über die Mauern kommt, einen regelrechten Hieb über das Haupt zu versetzen. Warum soll ich aber ohne Noth in den Kampf gehen, der am Ende doch dort unvermeidlich ist und der doch ganz anderer Art ist als der in Barmen?

Seit 19 Jahren bin ich nur in anstrengenden, aufreibenden Stellen gestanden. Sie kennen ja auch selbst die Arbeit im Thal. Da möchte ich es nun nicht noch schwerer bekommen und nicht aus dem Regen in die Traufe gerathen. Doch arbeite ich schnell und leicht, glaube auch, für meine Soldaten die Kanonen ohne Mühe in die richtige Schußlinie richten zu können. Aber ich bin doch kein so starker Held, als daß ich nicht meine Kraft zu Rathe halten müßte und darauf bedacht sein, es durchaus leichter zu bekommen als bisher. Zeit zum Studiren und Schreiben müßte mir bleiben, soll ich anders ein junges Herz behalten. Die Arbeit in Barmen kenne ich, weiß jetzt, wo und wie ich sie zu fassen habe, und lasse den zu schweren Stein liegen, aber die Arbeit in Berlin? Sind die Prediger nicht erdrückt auch von mechanischer Arbeit, Civilstandsregistern und anderen äußerlichen Dingen? Zu einem Verwaltungsbeamten fehlt mir das Zeug; ich muß ins frische Leben, wenn ich gedeihen soll. Das führt mich zum dritten Punkt, für den ich Ihre gewiß schon auf die Probe gestellte Geduld in Anspruch nehme. Sie kennen die Schattenseiten unserer rheinischen Kirche, aber auch ihre Lichtseiten. Ihre lichteste Seite aber ist ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Ich gestehe, daß ich in mir einen starken freiheitlichen Zug habe, den ich nicht preisgeben möchte. Die von unten herauf sich bauende Kirche mit ihrer Gliederung aus den Gemeinden heraus, deren Vertrauensmann ihr Geistlicher ist, der Gehülfe ihrer Freude, nicht der Herr ihres Glaubens, hat etwas ungemein Erhebendes und Tröstliches. Ich kann mich schwer mit dem östlichen Amts- und Gemeindebegriff befreunden. Es scheinen mir (ich mag darin irren) nur zu oft die Brüder Offiziere ohne Soldaten zu sein.

Ich höre so viel kommandiren und trommeln und sehe so wenig marschiren. Da habe ich nun das dunkle Gefühl, als müsse der Garnisonpfarrer am ersten mit diesen Anschauungen (so er anders denkt) kollidiren, indem männiglich von ihm erwartet, er werde ein Staatskirchenmann par excellence sein. Das wäre aber für mich Sauls Rüstung, in der ich nicht einhergehen kann (ohne mich deshalb Ihnen als ein David introduziren zu wollen).

Ich sage das so offen, weil ich Ihnen um Alles keine Ungelegenheit bereiten möchte. Zudem möchte ich noch hinzufügen, daß ich eine anima naturaliter lutherana bin, die für ihr innerstes Herzensbedürfniß, für die freie organische Anschauung der Schrift sowie für alle gottgeordneten Verhältnisse und Dinge der Welt, für Kunst und Musik, für national deutsche Entwickelung in Luthers Reformation ihren adäquatesten Ausdruck findet, die aber auf der anderen Seite ebenso bestimmt weiß, daß der Berg Zion höher ist als alle Kirchthürme und darum in herzlicher Liebe und Frieden mit den Gliedern anderer Konfessionen verkehren kann und mit deren lebendigen Gliedern im Innersten verbunden zu sein strebt, wie mir denn auch mein reformirter Amtsbruder der nächste am Herzen ist. Nur halte ich hoch die Freiheit in religiösen und kirchlichen Dingen und bin ein abgesagter Feind alles Zwangs in Dingen des Gewissens. Mir steht das Reich Gottes über den Kirchen, darum ich auch kein Parteimann bin, weder ein lutherischer noch ein unirter, wiewohl ich in der Union stehe.

Ich weiß nun nicht, wie weit ein solcher Garnisonprediger acceptabel. Aber auch hierin ist mir Freiheit Lebensbedingung, sofern sie das innerste Gewissen angeht. In äußeren Dingen thut's ja dem alten Menschen nur gut, wenn das Prokrustes-Bettlein für ihn bereitet wird."

Der Feldpropst antwortete sofort und konnte Frommel über viele der ausgesprochenen Bedenken beruhigen. Trotzdem hegt dieser noch am 9. Oktober ernste Zweifel, ob er nach Berlin gehen soll. Er schreibt aus Wupperfeld:

„Noch kann ich nicht zu einer Gewißheit und Freudigkeit

kommen, den Ruf, wenn er ergeht, mit fröhlichem Herzen anzunehmen, und in all mein Beten schleicht sich unwillkürlich die Bitte: »Ist's möglich, Vater, so nimm diesen Kelch von mir.« Mein innerster Herzenswunsch geht weg vom lauten Markt des Lebens in die Stille des Dorfes und das nicht von gestern und ehegestern, um das »bene vixit qui bene latuit« *) zu studiren. So muß es denn freilich ein handgreiflicher Beweis der Führung Gottes sein, der mich also an der Hand nimmt, daß an ein Entgehen nicht zu denken ist, der mich schließlich alle Wünsche des Herzens aufgeben heißt und dem Gewissen zu folgen befiehlt. So ist mir's damals mit dem Wupperthal gegangen; es war ein Gegürtetwerden und Geführtwerden von einem »Anderen«, da ich nicht hinwollte, nachdem ich fünf andere Rufe ausgeschlagen. Ob's wieder so wird? Ich weiß es nicht. Wird's nicht, sei's von Seiten des Königs oder meiner, dann wird der Mann schon da sein, den unser großer Feldmarschall auf diesen wichtigen Posten haben will. Wir beide aber haben uns ins Auge und Herz geschaut, und das ist genug auf dem Pilgerweg."

So stürmte und riß es in ihm, wie er selber sagt, hin und her. Seine besten Freunde riethen ab, seine Gemeinde bat ihn, zu bleiben. Sie überschüttete ihn mit einer Liebe, die er selbst nicht geahnt, und die gerade jetzt, wo es zum Scheiden gehen sollte, in zartester, ihn fast beschämender Weise hervortrat. Da kam ein Brief seines Bruders Max, den er um Rath gefragt hatte.

„Du möchtest", schreibt Max Frommel, „am liebsten auf eine stille kleine Landpfarre! Wohlan, ich auch, aber wir wissen, mein Bruder, daß ein Anderer über uns gekommen ist, der gürtet und führt uns, da wir nicht hinwollen. Zudem, mit den Idyllen ist's am Ende, und jenes Landgut des Atheners, der mitten im peloponnesischen Kriege über sein Thor schreiben ließ: »Hier ist Frieden« existirt nur in aristophanischer Komödie. Rückwärts kannst Du nicht, im Lager bleiben sollst Du nicht. Da kommt ohne Dein Zuthun ein Ruf an Dich, befürwortet von hohen und

*) Glücklich lebte, wer verborgen blieb.

höchsten Vorgesetzten, gewünscht von des Königs Majestät, passend für Deine Arbeitskraft, geeignet für Deine Gaben, früh genug, um Dich in neue Verhältnisse einzuleben, spät genug, um Dich vorher an Erfahrung reifen zu lassen, fest und geordnet, um Dich nicht in Einzelarbeit untergehen zu lassen, frei genug, um Dir Zeit und Muße und Sammlung zu verschaffen; was kann ich da anders zu Dir sagen, als: Gehe in Jesu Namen, gehe in Kraft des ergangenen Rufes, gehe in der Zuversicht, daß der Herr mit Dir geht.

Dich überfällt des Nachts ein Grauen, Dir bangt, Du möchtest Deine Seele, Dein Kleinod verlieren. Wohl, denn solch Grauen kommt nicht aus dem Fleisch, sondern aus dem heiligen Geist. Nur ist's kein Grund zum Ablehnen, sondern ein Grund, daß, wenn Du gehst, Du Deine Seele in Händen trägst. Häng über Dein Schreibpult, wo Du die Schrift liesest, und Deine Predigten machst, die Worte: Nur selig! Geh als ein Jonas gen Ninive und predige der Stadt das Wort unverzagt. Fliehst Du davor, so kommst Du in den Walfisch und wirst schreien müssen aus der Tiefe.

Was ich Dir von Herzen wünsche in Berlin, das ist ein treuer Freund, dessen Trost Dich aufrichtet und dessen Strafe Du, als aus liebendem Herzen kommend, annimmst. Aber trau, schau, wem! Denn, wem wir unser Herz in dieser Weise öffnen, dem räumen wir auch eine stille Gewalt über uns ein. Sapienti sat. Hüte Dich vor Blei an den Füßen und bete um Flügel an den Schultern. Lieber eine Schnecke als ein Krebs. »Alles Fleisch ist wie Heu und all seine Herrlichkeit wie des Grases Blume, aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit«. Dies ist eine kurze Summa, die Dir gewiß und versiegelt ist. Das Wort thut's. Darum geh hin als ein kleiner David mit seinen Schleudersteinen und fürchte den Goliath nicht. Leide nicht, daß er höhne den Zeugen des lebendigen Gottes. Fasse Deine Aufgabe in hohem Geiste, in großen Gesichtspunkten! Wer in schweren Stellungen aushalten soll, kann der idealen Auffassung und des hohen Geistes nicht entrathen, wenn er nicht innerlich

darunter verkümmern soll. Geh hinein in die Stadt und setze Dich ins Thor: König und Bettler, General und Gemeiner, Kriegsmann und Bürger, Männer und Kinder kommen an Dir vorüber, gieb suum cuique, habe Brot für Alle, Kommißbrot und Tafelbrot, gieb auch dem Vornehmen nicht einen Stein für Brot (und wär's ein Edelstein). Es kommt ein großer Theil des Volkes in seinen besten entscheidungsvollen Jahren im Waffenrock an Dir vorüber, wohl kurz nur, wie ein Strom, der vorüberrauscht, doch lang genug, um Dein »Wer da?« zu rufen und die Parole zu lehren: »Jesus Christus herrscht als König«. Sitze denn im Thor und predige das Wort. Das Uebrige befiehl Gott! »Frühe säe Deinen Samen und laß des Abends die Hand nicht ab, denn Du weißt nicht, ob es gerathen werde«. Und ob Beides gerathe, so ist es desto besser. Das ist der geduldige Geist, der noch besser ist als der hohe Geist.

Und nun, fahr wohl, mein Bruder! Der Herr sei zwischen mir und Dir. Lebe täglich und reichlich aus der Vergebung der Sünden und laß Andere daraus leben".

Der Brief gab den Ausschlag. Frommel entschloß sich, zu gehen. „Nimmt mich mein König", so schrieb er an Kögel, „so will ich nach Berlin kommen. Aber freilich: Probepredigt in Berlin halten, das geht nicht. Denn wenn ich da durchfiele, so bliebe mein König wohl König in Berlin, ich aber nicht Pastor in Barmen. Nimmt er mich, so will ich in dem Ruf meines irdischen Königs den meines himmlischen erkennen."

Und der König nahm ihn. Am 11. Oktober bot ihm der Feldpropst die Garnisonpfarrstelle definitiv an, am 14. lief Frommels telegraphische Antwort ein: „Ja, und nun mit freudigem und getrostem Herzen." Umsonst setzte seine Gemeinde noch einmal alle Hebel in Bewegung, ihn zu halten und wo möglich ihn dahin zu bringen, selbst um die Zurücknahme seiner Berufung zu bitten. Sie sandte eine Abordnung nach Berlin zum Könige, mußte sich aber von ihm, der sie selbst empfing, mit den freundlichen Worten trösten lassen: „Wenn Ihr Euren Pastor brauchen könnt, werde ich ihn wohl erst recht brauchen können."

Schweren Herzens mußte sich die Gemeinde fügen. Im Februar wuchs der Abschiedssturm zur Höhe. „Ob Sie Ihren Garnisonpfarrer", schreibt Frommel an Thielen, „noch lebendig kriegen, ist mir oft eine Frage. Am Ende müssen Sie alle königlichen Behörden auffordern, denselben todt oder lebendig einzuliefern nach Berlin." Am 30. Januar hatte er mit tiefer Bewegung des Herzens 95 Kinder, darunter seinen Sohn Karl, eingesegnet, mit dem Text aus Matth. 8 vom Sturm auf dem See — und dem Thema: wohin sollen wir gehen?

„Zu Jesu ins Schiff
Mit ihm in den Sturm
Durch ihn ans Land".

predigte er sich selbst ebenso wie seinen Kindern.

Am 6. Februar hielt er die Abschiedspredigt, in der er der Gemeinde noch einmal deutlich sagte, wie er seinen Beruf in ihr aufgefaßt: „Ich habe Denen Brücken schlagen wollen, die sich von der Erde abgestoßen und von dem Himmel nicht stark genug angezogen fühlten. Ich habe sie gesucht in dem, was menschlich edel, gut und schön ist, was noch irgendwie einen Schein aus der Heimath her hat, in Wissenschaft, Kunst und Musik, um zu zeigen, wie in Christo Alles unser, wie ein Christ nicht ein Knecht, sondern ein Herr aller Dinge sei. Ich habe den Herrn gebeten um ein scharfes Auge, den glimmenden Docht im Herzen zu sehen, um ihn anzufachen; um ein feines Ohr, das Rauschen des zerbrochenen Rohres zu hören, um es aufzurichten. Das hat mir den Ruhm eines Weltmenschen unter Euch eingetragen. Das hat mich nicht irre gemacht. Weiß ich doch, daß sie meinen Herrn einen »Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Gesellen« genannt haben. Ob ich aber einen von jenen gewonnen, ob einer die gereichte Hand erfaßt, ob ich einem zur Ueberwindung geholfen? — ich weiß es nicht, das weiß der Herr, der oft seinen Knechten, ihnen zur heilsamen Zucht, die Frucht verbirgt."

Und diese Frucht ist nicht ausgeblieben. Gewiß haben nicht alle Wupperthaler Christen ihren „pontifex", ihren Brücken-

schläger, verstanden — aber seine Liebe haben sie doch herausgefühlt und ihm auch Liebe bewahrt bis zum Grabe, über dem sie dankten mit dem Worte: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach". Er selbst aber bekennt mit Dank, was er aus dieser Gemeinde mitgenommen, in den Worten bei seiner Jubelfeier:

„Die große Hoffnung, die ich für die Menschen habe, die Freudigkeit in meinem Amt bis zu dieser Stunde, die verdanke ich wesentlich Barmen. Die Gemeinde dort hat mich gelehrt, aus Gottes Wort zu leben und aus diesem Jungbrunnen immer von Neuem zu schöpfen. Die Gemeinde hat mich auch gelehrt, mich keiner Partei zu verkaufen und nicht der Menschen und Meinungen Knecht zu werden und ebenso mein Leben und Heil nicht in äußeren Amtsdingen zu suchen, in Schreiberei und Aktenbündeln. Und wenn Ihr darum bei mir noch etwas von solchem frischen Leben findet, dann danke ich's dieser meiner Gemeinde, die mich gelehrt hat, Seelsorge zu treiben".

Aus der ersten Berliner Zeit aber schreibt er einem Barmer Freunde:

„Ich hatte meine Aufgabe, das sehe ich, und an mancher Seele im Thal spüre ich es in Wort und Brief, daß ich ein Fleckchen im Herzen getroffen und ausgefüllt habe. Das tröstet und betrübt mich zugleich, denn ich sehe, was ich hätte wirken können, wenn ich mehr Geduld gehabt hätte. Sie glauben nicht, wie mich die Briefe der oft so hart scheinenden Leute anmuthen, welch weich Gemüth doch wieder in den Wupperströmern sitzt. Da will ich denn Seelsorge in Briefen treiben, wiewohl Schreiben keinem Menschenkinde vielleicht so sehr eine Last ist wie mir."

Siebentes Kapitel.

Berliner Anfänge.

Es war mitten im Winter, am 25. Februar 1870, als Frommel in Berlin ankam. In Wupperfeld hatte man ihn seiner Zeit mit großer Feierlichkeit begrüßt, hier, in der Hauptstadt Preußens, ging es viel bescheidener zu. „Meine alte Gemeinde", so erzählte er später, „hatte geglaubt, der König würde mich in Empfang nehmen, es war aber nur die Droschke 2894, die sich meiner annahm. Mein lieber Küster Schließer erwartete mich zu Hause, tröstete mich über die Wohnung,*) die wüst aussah und durch das lange Unbewohntsein sehr kalt war; infolgedessen zog ich einstweilen gegenüber ins Hotel." Es war der „Großfürst Alexander", den Frommel später noch oft mit seinem Logirbesuch erfreute, wenn er sich vor den vielen Besuchen im eigenen Hause retten wollte. Da konnte das Mädchen der Wahrheit gemäß sagen: „Der Herr Hofprediger ist nicht zu Hause", und er konnte in aller Gemüthsruhe die Droschken, die vor der Neuen Friedrichstraße 46 hielten, abfahren sehen und wieder an die Arbeit gehen.

Doch zurück zum neuen Garnisonpfarrer! Zwei Tage nach seiner Ankunft sollte er schon in sein Amt eingeführt werden. Es war der Sonntag Estomihi mit der herrlichen Epistel aus 1. Kor. 13. Der König und das königliche Haus hatten ihr Erscheinen zum Gottesdienst zugesagt. Feldpropst Thielen sollte die Einführungsrede halten, danach Frommel die Antrittspredigt. „Welches ist wohl die normale Länge einer Soldatenpredigt?"

*) Das Garnisonpfarrhaus in der Neuen Friedrichstraße, nahe der Börse, im sogenannten „Pantinenviertel" gelegen und an die Garnisonkirche unmittelbar anstoßend, ist ein geräumiges zweistöckiges Haus mit Hochparterre; einst war es das Schulhaus der Garnisongemeinde gewesen; die hohen Räume und die lange Flucht von Fenstern erinnerten noch daran. Hinter dem Hause — für die Gegend eine Seltenheit — war ein großer Garten.

so hatte er den Feldpropst schon von Barmen aus gefragt und dazu bemerkt: „Ich kann nämlich Beides, unter Anderm auch lang predigen, was keine Kunst ist." Nun, der König und die immer noch herrschende Kälte verlangten diesmal nicht mehr und nicht weniger als: acht Minuten!

Frommel hat, wie D. Richter schreibt,*) auch diesen „Salto mortale ins Militärpfarramt" hinein mit glücklichem Humor und gutem Erfolge gethan. Der Feldpropst nahm zum Gruß das Wort: „Nun sind wir Botschafter an Christi Statt und bitten: »Lasset Euch versöhnen mit Gott.« Die Bitte, unsere stärkste, unsere einzige Waffe!" Die Assistenten, Divisionspfarrer Jordan und Frommels Vorgänger Strauß, legten segnend dem Amtsbruder die Hand aufs Haupt; Frommel bestieg die Kanzel mit dem Apostelwort aus 2. Kor. 4, Vers 5—8. Der Eingang der Predigt, den wir hierher setzen, giebt wohl am besten Stimmung und Gedanken wieder, von denen ihm Herz und Sinn in jener Stunde bewegt war:

„Es war", so begann er, „nach der Schlacht von Belle-Alliance. Der blutige Sieg war erfochten. Da beorderte der englische Heerführer einen Fähnrich vom Schottischen Regiment, mit seiner ehrenreichen Fahne hinüberzueilen nach der Hauptstadt, und den großen Sieg zu verkündigen. Wohl blutete dieser selbst aus mehreren Wunden, aber er verbarg sie, setzte über und that wie ihm befohlen, schwenkte seine Fahne und verkündete den Sieg. Dann ging er in seine Kammer und verband sich seine Wunden. Laßt mich am heutigen Tage auch also thun: die Wunden, die mir der Abschied von einer theuren unvergeßlichen Gemeinde geschlagen, ich will sie in der Stille verbinden, aber die Fahne meines Herrn hier in der Hauptstadt aufpflanzen und seinen Sieg verkünden. »Den Sieg Deines Herrn? fragt Ihr.« »Wer ist Dein Herr?« »Du willst ihn verkünden, wer bist Du?« Das sind zwei Fragen, auf deren Beantwortung Ihr heute ein Recht

*) Siehe D. Richter, Ein Kranz auf Emil Frommels Grab. Berlin 1897. E. S. Mittler & Sohn.

habt. Ihr habt das Recht, mir ein kräftiges »Halt, wer da?« entgegenzurufen. Laßt mich Euch ebenso offen antworten. Mit dem Texte antworte ich auf die Frage: »Wer mein Herr sei«: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Christum, daß Er der Herr sei, und auf die Frage: »Wer ich bin«: Wir aber, eure Knechte um Jesu willen."

So hatte er sich nun auch selbst eingeführt. Was jener Sonntag ihm bedeutete, das hat er nach 25 Jahren in der Predigt zu seinem Jubiläum der Gemeinde gesagt: „An diesem heutigen Sonntag Estomihi, als man den Psalm betete: »Esto mihi, sei mir ein starker Hort, dahin ich immer fliehen möge, der du zugesagt hast, mir zu helfen, denn du bist mein Fels und meine Burg« (Psalm 71, 3), und das Evangelium las: »Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem« sammt der Epistel von der Liebe, die Alles überwindet, da stand ich vor fünfundzwanzig Jahren an diesem Altar. Das Wort des Psalms war der Stecken und Stab, daran ich mich halten sollte; hinter mir lag die theure Heimath, die geliebte Gemeinde mit all ihrer Liebe und Treue, vor mir ein Kreuzesweg nach Jerusalem. Aber zu gleicher Zeit ward mir vorgehalten, was meines Amtes Kraft sei: in der Liebe Gottes und in der Liebe zu den Menschen solle ich gehen und predigen und wirken in dir."

Liebe von oben, Liebe von unten hat ihn denn auch treu geleitet die 25 Jahre hindurch, wenn es gleich an mancherlei Kreuzeswegen, wie er sie erwartete, nicht gefehlt hat.

Die Zustände in der Garnisongemeinde waren zunächst nicht sehr ermuthigend für Einen, der an reges kirchliches Leben und an volle Kirchen gewöhnt war, wie Frommel. Sein Vorgänger Strauß, ein Mensch des Gewissens, mit hervorragendem organisatorischen Talente, dabei neben seinem Predigtamt zugleich Professor an der Universität,*) war durch seine mehr nachdenkliche als volksthümlich anregende Art für die Stelle eines Potsdamer Hof-

*) Strauß war zugleich eifriger Mitarbeiter an den Bemühungen der evangelischen Allianz wie an der Leitung der preußischen Hauptbibelgesellschaft.

predigers, in die er im Jahre 1869 versetzt wurde, sicherlich mehr geeignet als für das Militärpfarramt. Nicht ohne Schuld des trefflichen aber zu alt gewordenen Ziehe hatte der Besuch der Garnisonkirche in den fünfziger Jahren immer mehr abgenommen; unter Strauß wurde es nur wenig besser. So hinterließ er denn seinem Nachfolger außer einem wohlgeordneten Kirchenwesen*) und einem gegen früher wesentlich verschönerten Gotteshause (so steht es in den Akten, thatsächlich aber hatte Frommel doch wohl recht, wenn er den Stil der Garnisonkirche Kaiser Wilhelm II. gegenüber auf dessen Frage als „reinen unverfälschten Stall- und Scheunenstil" bezeichnete) die noch immer ungelöste Aufgabe, die große Kirche zu füllen und diejenigen hereinzupredigen, die nicht zum Gottesdienst „kommandirt" waren. Wenn einer die Aufgabe lösen konnte, so war es gewiß Frommel.

Aber noch kannte er den Boden zu wenig, auf den er gestellt war. Schon in äußerer Beziehung war dem neuen Garnisonpfarrer Vieles fremd, und trotz der 41 Jahre gab es Manches zu lernen. Frommel war nicht Soldat gewesen, er kannte weder den Organismus des Heeres, noch die vielen militärischen Kunstausdrücke, mit denen ein „rechtschaffener Soldatenpfarrer" ebenso gut vertraut sein muß wie mit den terminis technicis der Glaubens- und Sittenlehre. So richtete er z. B. an den Feldpropst die Frage, ob er auf seine Visitenkarte außer seinem schönen Amtstitel: „Evangelischer Garnisonpfarrer von Berlin" auch noch schreiben müsse: „Divisionspfarrer des Gardekorps", und in der ersten Sitzung des Garnison-Kirchenkollegiums, in der er unter das Protokoll ein zierliches „Emil Frommel" setzte, rief ihm der an militärische Kürze gewöhnte Platzmajor v. Ziegler zu: „Den Emil können Sie sich schenken." Nun, Frommel konnte ja auch kurz sein und deutlich und drastisch dazu. Als ihn später einmal der Major darauf aufmerksam machte, daß er als „Hauptmann erster Klasse" (als solcher rangirte er in der

*) Die Verwaltung der Kirche zeichnet sich in der That durch „beneidenswerthe Einfachheit" aus. Das Garnisonkirchenkollegium hat zu beantragen, das Gouvernement zu entscheiden und der König zu bestätigen. Das ist Alles.

Quartierliste) nicht mehr als einen gemalten Streifen an der Zimmerdecke in der Dienstwohnung beanspruchen könne, erwiderte er: „Wissen Sie nicht, daß ich mehr bin als das? Ich bin Mensch erster Klasse!“ Noch deutlicher wurde er, als er später einmal lachend meinte: „Majors giebt es viele in Berlin, aber es giebt nur einen Hofprediger Frommel!“ Der Major, der damals mit Frommel schon herzlich verbunden war und Spaß verstand, nannte ihn seitdem, wenn sie unter sich waren, nie anders als „Excellenz“.*)

In Feldpropst Thielen hatte Frommel, was jene Aeußerlichkeiten des Amtes betraf, einen nachsichtigen Vorgesetzten, der selbst des Oefteren in amtlichen Schreiben an seinen Garnisonpfarrer sehr „ungeschäftlich“ war, das heißt, von seiner Familie oder von Frommels „Mauserle“ sprach und es auch sonst selten übers Herz brachte, ein Aktenstück an seine Militärpfarrer ohne ein Wort des Grußes abzusenden.

Mit den Kollegen von der Garnison stand Frommel bald auf gutem Fuße. Zu ihnen gehörte in weiterem Sinne auch Thielens Schwiegersohn, der noch jetzt in Potsdam lebende damalige Divisionspfarrer, nachmalige Hofprediger Rogge. Strauß hatte sich ihm gegenüber stets als „Erster Divisionspfarrer der I. Division“ bezeichnet, wozu freilich die amtliche Stellung keinen Grund gab. Als nun Frommel nach Berlin kam, erklärte Rogge ihm scherzweise, er hätte nun als Aelterer von demselben Recht Gebrauch machen und sich „Erster Divisionspfarrer“ nennen können, er wolle aber großmüthig darauf verzichten. Da schlug Frommel vor: „Wir wollen

*) An witzigen und schlagfertigen Antworten und Randbemerkungen auf amtlichen Anfragen der militärischen Behörden, namentlich der hochnothpeinlichen Intendantur, hat sich Frommel Manches erlaubt, was eben nur er sagen und schreiben durfte. Das Zahmste war noch ein Bericht, in welchem er auf eine Nachforderung der Behörde, die zehn Jahre nach Beendigung des deutsch-französischen Feldzuges die Erstattung von „unbefugten Fuhrkosten“ verlangte, der Intendantur schlagend nachwies, wie sie vielmehr seine Schuldnerin sei, und ihm herauszahlen müsse, da er durch Ueberfüllung des Coupés, durch Windzug und Verspätung ꝛc. an den Zahnarzt und an Verköstigung mehr ausgegeben, als die ganze Fahrt nach Berlin koste!

uns Beide »Zwillinge« tituliren und dahingestellt sein lassen, wer erster und wer zweiter ist." Sie sind dieser Verabredung treu geblieben, auch als Rogge aus dem Militärpfarramt ausschied, und die allerdings verschiedenen Naturen sind trotz mancherlei vorübergehender Reibungen gut mit einander gefahren.

Mit den Brüdern vom „Civil" bestand, um dies gleich zu sagen, hergebrachterweise nicht viel Verkehr. Das lag neben besonderen Gründen einmal an der Verschiedenheit ihrer Aufgaben, dann aber auch an den riesigen Entfernungen der Großstadt, an der Ueberlastung, unter der die Pfarrer der Berliner Gemeinden mit ihrer ungeheuren Seelenzahl zu seufzen haben, während Frommel, in der ersten Zeit wenigstens, darüber klagte, daß er, der von Barmen an viel Arbeit gewöhnt war, nicht genug zu thun, vor Allem nicht genug zu predigen habe.

An seinem Nachbar an der Marienkirche, dem nun auch längst heimgegangenen Müllensiefen, fand Frommel doch bald einen verständnißvollen Freund.*) Je länger, je mehr zog ihn diese »anima candida« an, bei der ihn zweierlei besonders wohlthuend berührte: die stille Treue, mit der der selbstlose Mann mitten im Lärm der politischen und kirchlichen Parteien seinen Weg ging, und die westfälische Biederkeit mit ihrer Mischung von Ernst und Humor, wie sie später Frommel in dem Bilde des westfälischen Pfarroriginals Johann Abraham Strauß so lebendig geschildert hat. Am meisten war ihm, wie er selbst schreibt, für Geist und Herz der Verkehr mit Rudolf Kögel, und so blieb es trotz aller Differenzen**), die zwischen dem

*) Weitverbreitet sind Müllensiefens „Tägliche Andachten". M. starb im Jahre 1893.

**) Sie lagen hauptsächlich auf kirchenpolitischem Gebiet. Ueber Kögels Stellung zu den kirchlichen Parteien schreibt Frommel in seinem Nachruf im Daheim: „Zum Parteiführer zu werden, mag ihn die Noth oder sein Gewissen gedrungen haben, aber irre ich nicht, so war es weder seine Lust noch seine Gabe und, wie ich glaube, auch nicht seine Aufgabe; denn wie kann Jemand in der hohen Stellung eines Rathes in der obersten Leitung der Kirche der Gefahr entgehen, »unverläßliche Menschen« zu bilden? Das war vielleicht der einzige Punkt, wo wir uns nicht völlig verstanden." Vergl. übrigens Kap. IX.

Volksprediger und dem Mann der Staatskirche in der Folgezeit hier und da hervortraten. „Gerade die Verschiedenheit unserer Naturen", so heißt es in einem Briefe Frommels nach dem Heimgange des Freundes, „wirkte auf uns Beide günstig ein. Es waren zwei Pole aneinander gefügt, aber es ging ein Strom hindurch!" Durch Höhen und Tiefen hat sich ihre Freundschaft bewährt in dreißig Jahren, im Nothwendigen einig, ließen sie im Zweifelhaften sich Freiheit und bewahrten in Allem die Liebe, nach des hl. Augustinus schönem Worte.

Im Ganzen fühlte sich Frommel doch innerlich etwas verwaist in jenen Anfangszeiten. So oft er auch geklagt, daß sein „seelischer Mensch" im Thale viel zu leiden habe, so dankbar hat er es allezeit bekannt, der „pneumatische" wird geläutert und gestärkt durch den kräftigen Luftzug selbständigen geistlichen Lebens in der Gemeinde. Davon war nun in Berlin freilich wenig zu spüren, und wie die tiefere christliche Erkenntniß, so fehlte in der Soldatengemeinde auch das warme persönliche Verhältniß zum Seelsorger, wie es überall da schneller hervortritt, wo die Gemeinde sich ihren Geistlichen selbst wählt. Das Alles galt es hier erst durch stille Arbeit zu gewinnen und zu erringen. Hören wir Frommel selbst über die ersten Berliner Eindrücke nach dieser Richtung. Es sind Stimmungsbilder, die als solche verstanden sein wollen, nicht als abschließende Urtheile, sonst blieben sie besser ungedruckt.

„Theure Freundin!*) Wie lange, nicht wahr? kein rechtes Wort mehr von Herz zu Ohr! Nicht, als ob's an Lust oder Gelegenheit gefehlt, aber immer noch an der Ruhe und Sammlung des Gemüthes. Ich lebe jetzt eigentlich erst mein Leben in Barmen durch, sehe jetzt erst, wo ich gefehlt, was ich gehabt, entbehrt, gelernt und vergessen, und das Facit von alledem ist: wieviel Liebe, Güte und Treue mein Gott in all diese Zeit hineingelegt, und wie ich mich an der erfahrenen Treue halten muß, um vorwärts in dem theilweis so sandigen Wege zu kommen. Bin ich doch hier ungleich mehr aufs Nichtsehen gewiesen, und

*) Brief ohne Datum an ein befreundetes Wupperfelder Gemeindeglied.

ist meine Arbeit eine große Saat auf Hoffnung und ein völlig neues Lernen. Und mein Kopf dünkt mich oft fast zu alt dazu. Es sind zuviel Dinge über ihn gegangen, und das Herz hat noch mehr erfahren. Wie nun die Menschen hier anfassen, angreifen, das will mir schwer werden. Sie glitschen unter den Händen durch wie die Aale und haben Elektrizität genug in sich, um noch mit dem Schwanz nach Einem zu schlagen. Soviel habe ich bis jetzt nur gesehen, ich muß entsetzlich heruntersteigen und Selbstentäußerung üben, wenn ich verstanden sein will. Die Menschenkinder haben hier Alles in der Form, zum Theil auch in fester Schablone, aber der Geist ist fort daraus. Sie lesen in und über die Dinge, aber sie leben nicht in den Dingen der Ewigkeit. Die Schrift ist hier ein ziemlich unbekanntes Buch, nur das, was der Pastor daraus macht, ist bekannt. Man wundert sich nicht über die Herrlichkeit und Tiefe der Schrift, sondern über die Geistreichigkeit und Tiefe des Herrn „Predigers". Das heißt doch die Pumpe loben und des Wassers vergessen! Da trumpfe ich denn gehörig drauf und fühle den Leuten auf den hohlen Schriftzahn und lasse mich nur auf die Schrift ein. Ach, unser alter Rieger,*) wenn ich mir den an die Berliner hin denke! Doch hat der Herr sein Volk hier und mehr vielleicht, als man glaubt. Denn es giebt hier Püffe von der Welt her, die das Herz zu Jesu treiben. Natürlich kann ich bei meinen Soldaten nicht so vorangehen und muß einmal das Allernothwendigste sagen, aber nebenher doch mir eine Gemeinde zusammenpredigen, die um des Wortes willen kommt. Aber Alles langsam und still, damit's der Feind nicht merkt und sich aufmacht. Tiefer anregenden Verkehr habe ich außer Kögel noch wenig gefunden, und der ist überladen wie Alle hier, die was taugen. Wie es im Innersten geht? — Nun, ich weiß ja, ich habe mich auch in Wupperfeld die erste Zeit so einsam durchkämpfen müssen, und es ist hier wahrscheinlich noch einmal die Schule durchzumachen, aber es geht mir wie Ihnen, es wird

*) Ueber Rieger, den schwäbischen Theologen, vergl. Bd. III, „Briefe aus Amt und Haus", S. 35, 38, 48, 87, 157.

mir immer schwerer, nochmals das Eis brechen zu lassen. Ich seufze und rufe viel zu meinem Gott, daß er es mir doch möchte hier gelingen lassen, ich sei doch nicht auf meinen Kopf hin gegangen — aber es liegt oft so bleischwer auf mir, wie wenn ich gar nichts könnte und gar nichts sei und dem lieben Gott die Sonne und die Tage stehle. Ob Sie von solchen Zeiten wissen, da Alles mühsam geht, wie eine Mühle, die kein Wasser hat? Nun, ich weiß, Sie tragen es mit mir, und dies Bewußtsein, getragen zu sein auf liebenden und betenden Händen, ist unendlich viel werth. Werden Sie nur nicht müde mit Ihrem alten Freund."

Aus einem Brief an dieselbe. Mai 1870:

„Der Herr hat mir hier, wo gewiß große Gefahr für mich ist, einen Pfahl ins Fleisch geschlagen, dabei ich schon mehrere Male ihn gebeten, er möge mich dessen entheben. Ich liege unter einem eigenthümlichen körperlichen Druck, der mir kein fröhliches Aufschwingen des Geistes zuläßt, und ich habe oft die ganze geistige Kraft und Energie nöthig, meine fünf Sinne beieinander zu halten. Es kommen jetzt die Folgen vieler Anstrengung, vieler Gemüthsbewegungen wohl nach, und dazu wird der Herr wohl wissen, warum er es thut.

Ich arbeite mit doppelter Anstrengung und oft in der Angst, es nicht recht zu machen. Ich höre von keiner Aufmunterung, fast keine Stimme aus der Gemeinde, und muß so ins Unsichtbare hinein, im Glauben arbeiten. Deshalb war es mir so lieb, Onkel*) mit der Predigt zufrieden zu finden. Je länger ich hier bin, desto mehr sehe ich ein, wie noth es ist, hier die Gewissen wachzurufen und sittlich die ganze Aufgabe des Evangeliums zu fassen. Sie glauben nicht, wie bodenlos die Verderbniß ist. Mir ist, als sei das auch ein Werk des Herrn, mich hier wieder in die Erkenntniß der Sündentiefen des Herzens zu führen, um zu erfahren, was Gnade sei. O, der Mensch lebt nicht von seinem Ausströmen, sondern von seinem Einnehmen, nicht von

*) Der Onkel der Adressatin, Kommerzienrath Wilh. v. Eynern, der Frommel besucht hatte.

dem Bau an den Mauern und vom Kampf um die Mauern, sondern von den Brünnlein Gottes, von Seiner milden Hand, Seiner Gnadengegenwart. Der Herr ist darinnen, darum wird sie wohl bleiben! Gewiß, es liegt eine Gefahr darin, Gnade nicht Gnade sein zu lassen. Da mag man sich doch zusammennehmen. Ich war gestern im Mausoleum zu Charlottenburg, das ich zum ersten Male sah, da sind köstliche Sprüche drin, und ich hielt meine Seele an den: »Wir aber sind nicht von denen, die da weichen, sondern die die Seele erretten und selig werden«, daneben das Bild, da der König und die Königin ihre Kronen niederlegen vor dem Thron des Herrn. So soll es ja bleiben, nicht wahr?"

An einen Barmer Freund. Juni 1870:

„Uns geht es hier soweit gut, als wir uns noch einleben müssen und angewöhnen, was eben immer schwerer wird, je älter man wird, denn wir sind in vieler Beziehung verwöhnt durch Eure Liebe. Auch den Kindern geht es gut, sie sind jetzt glücklich in den Schulen untergebracht, was hier eine Noth ist . . . Ich predige nun ziemlich viel in Civilgemeinden, da ich hier zu wenig zu predigen habe und die Predigt doch die Hauptsache ist. Am Bußtag habe ich denn endlich seit Charfreitag wieder in meiner Kirche zu predigen und will Josua 5, 13—15 nehmen: »Das Volk in Waffen vor seinem obersten Kriegsherrn.« 1. Frage: »Gehörst Du zu uns?« — 2. »Was sagt mein Herr seinen Knechten?«"

Bald redete in der That der Herr zu seinen Knechten; es kam die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Als Garnisonpfarrer, der, wie man ihm sagte, in der Orgel der „basso continuo" sei, hätte Frommel daheim zu bleiben, während die Amtsbrüder, das schwarze Kreuz auf der Brust und die weiß-violette Binde am Arm, ins Feld rückten und mit ihnen der größte Theil der Soldatengemeinde. Frommel kam es hart an, nicht mit ausrücken zu dürfen. Der Schmerz darüber klingt in verschiedenen Briefen aus jener Zeit durch. So, wenn er an einen ihm besonders ans Herz ge-

wachsenen jungen Freund*) aus Wupperfeld schreibt, der als Freiwilliger im 5. westfälischen Ulanen-Regiment mit in den Krieg zog:

„Lieber Freund! So lassen Sie mich Sie grüßen aus vollem warmen Herzen, das bewegt wird, wenn es Ihrer gedenkt. Haben Sie innigen Dank, daß Sie im Sturm des Abschieds meiner noch gedacht in altem liebenden Worte. Sie haben an mir wenigstens Einen, der hinter der Schlachtlinie steht mit betendem Herzen für sein Volk. Wie wehmüthig mir ist, nicht mitziehen zu dürfen, kann ich nicht sagen! Es wäre für mich der Ort und Platz gewesen, nun liege ich hier brach, überladen mit Arbeit, die mich nicht hebt noch erhebt. Aber ich weiß es ja: »Gehorsam ist besser als Opfer« und muß mich drin schicken. Was soll ich Ihnen sagen? Der treue alte Gott ist noch nicht gestorben und kann auch heute noch so viel, einen Ulanen wunderbarlich zu erhalten. Drum nur guten Muthes, und die Seele in Geduld gefaßt, die Hand am Schwert und Spieß, das Herz im Himmel! Es ist und wird eine unvergeßliche Zeit bleiben fürs ganze Leben; solche Zeiten mit erleben zu dürfen, ist ein großer Gewinn. Das Leben vertieft sich, und was Einer sonst nicht erfahren, das erfährt man da. In der Nacht leuchten die Sterne, die des Tages verborgen sind; so meine ich, leuchtet auch manches köstliche trostvolle Wort Gottes erst, wenn's dunkel um uns wird. — Da komme ich ins Predigen hinein, und ich wollte Sie doch nur grüßen, lieber Freund, und sagen, wie lieb ich Sie habe. Ziehen Sie denn mit Gott, ich denke Ihrer treulich. Der Ring am Finger**) mahnt mich täglich zur Milde und Liebe gegen Alle, zum Gebet für Sie. Behalten Sie Ihren alten Pastor denn lieb auch im Felde und bewahren Sie mir auch unter der Ulanka und im Waffenrock ein treues Herz und Andenken."

Zwei Tage, ehe dieser Brief hinausging (am 27. Juli 1870) war in der Garnisonkirche Kriegsbettag gehalten worden;

*) D. v. Eynern, Sohn W. v. E's.

**) Der Ring war ein Abschiedsgeschenk des jungen Freundes an Frommel gewesen.

Frommel sprach über 2. Kön. 19, 14—20: das Gebet König Hiskias, nach der Herausforderung durch Sanherib, vor einer vielhundertköpfigen Versammlung. Nun drängten sich Tausende, noch vor dem Ausmarsch, zum Altar und ließen sich stärken zur Treue bis in den Tod. War es doch Vielen ein Abschied für immer, und zu diesem bot sich von selbst das Gotteshaus als die heiligste und tröstendste Stätte.

„Wer es miterlebt", schreibt Frommel,*) „dem ist es unvergeßlich, wie die Scharen zum heiligen Abendmahl strömten. Es ziemt uns nicht, zu fragen, aus welchem Grunde Jeder kam, aber das Eine stand gesprochen oder unausgesprochen in der Seele: »Stehe auf und iß, denn du hast einen weiten Weg vor dir, aber kraft dieser Speise sollst du gehen.« Und wenn es nur Einer gewesen wäre unter den Tausenden, der Trost und Muth empfangen, es wäre diese Feier nicht umsonst gewesen. Unvergessen werden die Tage in Berlin sein, wie die Regimenter der Garde-Dragoner mit ihren Obersten am Altar knieten und das Mahl feierten, um wenige Wochen später den Heldentod zu sterben und das Mahl im Himmel zu feiern, ihre beide Obersten v. Finkenstein und Auerswald an der Spitze."

Auch die durchziehenden Armeekorps, wie das pommersche, vereinigten sich zu gleicher Feier.

Inzwischen gingen die Brautpaare, nicht einzeln, sondern in Zügen zu der heiligen Stätte, umlagerten die Eingänge der Kirche, das Pfarrhaus, das Bureau des Küsters und die Studirstube des Pfarrers. So mancher von den ausziehenden Reservisten wollte noch, ehe er eingekleidet wurde, in Eile sich verheirathen; Viele waren ja verlobt, und es waren ehrenwerthe Motive, die sie bewogen, noch vorher die Ehe zu schließen. Im Fall ihres Todes auf dem Schlachtfelde sollte der hinterlassenen Wittwen Zukunft gesichert sein. Bei Vielen freilich waren es auch weniger ehrenhafte Gründe, bei Manchem auch wohl nur gemeine Spekulation. „Die Hauptschwierigkeit", erzählt Frommel, „bestand

*) In „Krieg und Sieg" (S. 272), herausgegeben von L. v. Pflugk-Harttung. Berlin 1896. Alfr. Heball.

darin, die nöthigen Papiere zu beschaffen. Die Bestimmungen galten ja noch, daß die Taufscheine, die Einwilligung der Eltern oder deren Todtenscheine beigebracht würden. Woher aber in aller Welt in drei, vier Tagen (denn so lange war nur noch Zeit) die Papiere besorgen? Die Leute hatten zum Theil die Marschordre in der Hand und weigerten sich, sich einkleiden zu lassen, wenn sie nicht getraut würden. Der Andrang wurde immer stärker, schließlich waren ihrer über 150 vor der Kirche versammelt, Bräutigame und Bräute mit Trauzeugen und Eltern."

„Ich wußte", schreibt Frommel*), „mir nicht mehr zu helfen und erbat mir vom Gouvernement Schutz, der auch in Gestalt von acht Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten vor Pfarrhaus und Kirche erschien. Zugleich erhielt ich Erlaubniß, Paare zu trauen unter erleichterten Bestimmungen, namentlich auch dann die Trauung nicht zu verweigern, wenn die bestimmte Einwilligung der Eltern fehlte, natürlich unter Vorbehalt der Nachlieferung der betreffenden Papiere. Dazu kam noch, daß viele Civilkirchen die Leute abwiesen wegen mangelnder Dokumente oder weil sie sie schon für richtige Soldaten hielten, und auch — weil sie, leider Gottes, kein Geld hatten! Wo sollte Einer auch so seine sechs bis acht Thaler hernehmen, jetzt im Augenblick, wo er alle Groschen zusammenhalten mußte? Die Logik des einen Landwehrmannes hatte gewiß etwas Durchschlagendes, der mir sagte: »Der Prediger an die *** Kirche wollte mir nich trauen, weil ick man bloß die fünf Thaler zwanzig nich bezahlen konnte. Aber ick lasse mir doch for ihm die Knochen kaputt schießen, dafür könnte er mir wohl trauen.« Ich ließ mir also die Bescheinigung der Weigerung geben und fing an, die Leute zwei und zwei von der Straße hereinzulassen. Ich traute von morgens 8 Uhr bis nachts um eins ununterbrochen fort. Es waren ihrer ungefähr 280 Personen in den drei Tagen vom 20. bis 23. Welch ein Bild des Volkslebens entrollte sich mir da oft in wenigen Stunden und Augenblicken! Das Brautverhör war ja summarisch genug;

*) Aus Lenz und Herbst, S. 99 f.

ich fragte nach Vater und Mutter, nach irgend einem Papier und Brief. Da sah ich doch, wie viel Ernst noch in unserem Volke steckt." *)

Freilich auch in manch leichtsinniges Herz gab es da Einblicke. Frommel hatte eben ein junges prächtiges Paar getraut, schlank wie die Tannen, sauber und nett; ein Nachkomme Luthers, seinen Namen tragend, der Sohn eines Bergmannes in Eisleben. Der Braut standen die Thränen im Auge. Er traute sie auch allein und gab ihnen das Wort Luthers mit, das er einst bei einer Trauung sprach: „Liebe Tochter, halte dich gegen deinen Mann so, daß er trauert, wenn er dich verläßt und sein Herz im Leibe lacht, wenn er sein Haus von ferne sieht." Da erschien kurz nach diesem Paar, das ihn in ganz andere Zeiten versenkt hatte, ein junger vornehmer Mann, der auch eingezogen war. Sein Vater war Rittergutsbesitzer, die Braut, die er vorstellte, die Tochter einer Grünkramhändlerin. Frommel fragte ihn nach der Einwilligung des Vaters. Die hatte er nicht. „So reisen Sie doch hin und erbitten sich dieselbe."

„Das kann ich nicht", sagte er.

„Dann kann ich Sie nicht trauen, wenn Sie absolut nichts von Einverständniß des Vaters haben."

„Aber ich muß das Mädchen heirathen, das verlangt meine Pflicht, da sie meine Braut ist, und kann mich vorher nicht stellen."

„Ihre erste Pflicht ist, Ihre Eltern um ihren Segen zu bitten, aber noch eine viel höhere ist, daß Sie unbedingt dem Rufe des Königs folgen. Ein Weib kann Sie jetzt nicht halten."

Dann wandte er sich zu dem Mädchen und legte ihr ans

*) Da schrieb ein Vater (und das gab der Bräutigam als „Einwilligung" an): „Na, Du willst Dir verheirathen? Det mags Du man thun. Aber det sage ick Dir: Det Bairisch Bier trinken un det Billardspielen hert reene uff, wenn man in den Ehestand treten thut. Da heßt es arbeeten, un wieder arbeeten, wenn man keen ehrloser Taugenichts werden will. Als Sohn hast Du Dir nich vortheilhaft gemacht, — vielleicht, daß Deine Frau Dir noch mal zu'nen ordentlichen Menschen herrangirt."

Herz, daß sie jetzt nicht den Augenblick benutzen dürfe, um den jungen Mann zu einer Heirath zu drängen, die ihn, wie er vermuthete, von seiner Familie ausschließen würde. Er wies die Beiden kurzer Hand ab. Nach einer halben Stunde erschien der junge Mann wieder, um aufs Dringendste zu bitten, ihn vor seiner Einkleidung zu trauen. Er ließ so etwas fallen, als müsse er sich das Leben nehmen, wenn ihm die Trauung verweigert würde.

„Da brauste ich", schreibt Frommel, „allerdings auf und sagte ihm: Was? jetzt, wo Ihre Kameraden schon draußen stehen, und das Vaterland jeden Mann braucht, wollen Sie um eines Mädchens willen wie ein Feigling aus dem Leben fliehen?! Schämen Sie sich und ziehen Sie in den Krieg. Ich ahne nun aus Ihren Reden, daß Sie sich mit Ihren Eltern überworfen haben — und so wollen Sie ins Feld ziehen, unversöhnt vielleicht dem Tode entgegen? Gehen Sie und versöhnen Sie sich mit Ihren Eltern! Gehen Sie ins Feld, — und wenn Sie zurückkehren als braver Soldat und treuer Sohn, dann werden die Eltern, wenn anders das Mädchen brav ist, auch nichts gegen die Hochzeit einwenden, die jetzt Ihr größtes Unglück sein würde!"

Er erblaßte sichtlich, als Frommel ihm das sagte, und wankte zur Thüre hinaus. Nach einer Stunde waren die Beiden schon wieder da. Sie fielen vor ihm auf die Knie und baten: „Segnen Sie uns." Aber er blieb fest und hieß sie sofort aufstehen. Andere Paare drängten herein und waren unwillig, daß dieses schon zum dritten Mal gekommen. Frommel sah sie nicht mehr. Fast schien es ihm, als wäre er zu hart gewesen und hätte ihnen die Bitte gewähren sollen, die er Anderen gewährte; und doch war es ihm innerlich im tiefsten Herzensgrunde Gewißheit, daß er recht gehandelt hatte; — „war es doch hier etwas Anderes als bei Hans und Grete".

Mitten im Kriege, um Weihnachten herum, erhielt Frommel einen Feldbrief, von unbekannter Hand gesandt. Er rührte von dem jungen Manne her. Sein Inhalt war kurz dieser:

„Vor dem Feinde stehend und nicht wissend, welche Kugel

mich trifft, ist es mir Bedürfniß, Ihnen von Grund meines Herzens zu danken, daß Sie fest geblieben sind und mich nicht getraut haben. Ich hielt das Mädchen, wenn auch arm und nicht meines Standes, doch für durchaus ehrenwerth und sittlich rein. Ich konnte ihre Thränen nicht sehen und gab ihrem Drängen nach, wiewohl ich wußte, daß mein Verhältniß zu ihr der tiefste Schmerz meiner Eltern war. Schon oft hatte ich es zu lösen versucht, nun aber benutzte sie die Mobilmachung, um mich völlig zu binden. Alles stürmte auf mich ein, und ich hatte alle Fassung verloren. So kam ich zu Ihnen und zürnte Ihnen bitter, daß Sie mich nicht getraut haben. Da wurde ich kurz vor Weihnachten plötzlich mit einem Gefangenentransport nach Berlin zurückgebracht. Voller Freude wollte ich meine Braut überraschen; da hörte ich zu meinem Entsetzen, daß sie sogleich von ihrer Mutter weggezogen und ein völlig leichtfertiges Leben führe. Ich konnte es nicht glauben, bis ich mich selbst davon überzeugte und sie am Arm eines ganz heruntergekommenen Menschen sah. Ich hörte leider mehr. Seit Jahren war ich getäuscht und hintergangen worden und hatte in begreiflicher Verblendung nichts gemerkt. Das war die Stunde meiner Einkehr. Ich eilte zu meinen Eltern, ihre Verzeihung für das Herzeleid zu erbitten, das ich ihnen bereitet hatte. Und sie haben ihr Kind wieder aufgenommen. Nur wenige Stunden konnte ich dort bleiben, aber mit wie anderem Herzen stehe ich jetzt im Felde, und wenn ich falle, so weiß ich, daß mir mein Gott und meine Eltern vergeben haben. Darum kann ich Ihnen nicht genug danken, daß Sie meine thörichte Bitte nicht erfüllt haben. Sie haben mich dem Leben und meinen Eltern wiedergegeben. Leben Sie wohl! Die Signale rufen."

Es kamen bald darauf noch schwere Kämpfe und blutige Schlachten, der junge Offizier ist dort gefallen. — „Die Erinnerung aber an jene Weigerung", schreibt Frommel, „wird mir mein Lebtag bleiben".

Inzwischen waren, Ende Juli, die beiden Garde-Divisionen, mit ihr die Pfarrer Jordan und Osterroth, nach dem Kriegsschauplatze abgezogen und mit Frommels berühmt gewordener

Predigt auf Grund von Röm. 12, Vers 12, ein Halt! vor dem Abmarsch: „Haltet ein mit Sorgen! Haltet an im Gebet! Haltet aus in Geduld!" entlassen worden. — Schon am 7. August wurde der Sieg von Wörth, von dem der König telegraphisch der Kommandantur Mittheilung gemacht, und den diese kurz vor Beginn des Gottesdienstes bekannt gab, kirchlich gefeiert, also zuerst im ganzen Vaterlande.

Nun litt es auch Frommel nicht mehr daheim. „Schon zu Anfang des Krieges", so schrieb er dem Feldpropst hinüber,*) „habe ich Sie mündlich gebeten, mich ziehen zu lassen, um mit meiner Gemeinde draußen im Felde Leid und Freude zu theilen; gab's je ein Mittel, mich, den Neuling im Soldatenprediger-Stande, in meiner Gemeinde heimisch und vertraut zu machen, so war's, mit ihr in gemeinsamer Gefahr zusammengeschweißt zu werden und aus den Kämpfen der Gegenwart die Anknüpfung für die Zukunft zu suchen. Sie glaubten, meinem Wunsche nicht willfahren zu können, indem ich hier meine Aufgabe hätte. Jetzt aber, da meine Gemeinde fortzieht, fällt es mir doppelt schwer, allein zurückzubleiben. Eine Aufgabe an den Zurückbleibenden habe ich, im Ernst geredet, nicht. . . . Ich bin überhaupt zu nichts weniger gemacht als zu einem Prediger für Frauen. Ebensowenig geht meine Begabung nach der Seite des Lazarethdienstes, der mich außerordentlich anstrengt.**) Habe ich mich recht geprüft, so geht sie mehr zu der unmittelbar quellenden Rede und Verkehr mit Menschen. Ist aber für mich noch eine Schule nothwendig, so ist sie eben jetzt gegeben. Sonst werde ich dem Heere ewig ein Fremdling bleiben und mich darum auch in meiner Stellung nicht heimisch fühlen. Lassen Sie mich fort!!". . .

Ohne Wissen ihres Mannes, aber in seinem Sinne, schrieb Frommels Gattin gleichzeitig an D. Thielen:

„Es drängt mich, den Worten meines lieben Mannes einige Zeilen hinzuzufügen. Ein mündliches Sprechen wäre mir lieber

*) Die Feldpropstei liegt hinter der Garnisonkirche.

**) Bezieht sich wohl darauf, daß Frommel alle Krankheit vermöge seiner feinfühligen Natur seelisch und körperlich mitempfand.

gewesen, aber bei Ihrer Arbeitslast glaube ich, es nicht wagen zu dürfen, Sie werden rascher mit Lesen fertig. — Sonderbar genug mag es lauten, aber ich schließe mich mit der innigsten Ueberzeugung der Bitte meines lieben Mannes an: Lassen Sie ihn ziehen. Ich kenne ihn genug, um zu wissen, wie es ihn immer mehr niederdrücken wird, eine Zeit versäumt zu haben, die ihn fester und rascher mit einer Gemeinde verbunden haben würde (mit welcher ohnehin ein Band, wie es zwischen Seelsorger und Gemeinde bestehen soll, schwieriger als in jeder Civilgemeinde geknüpft werden kann), als es sonst in Jahren, ja wohl jemals wieder geschehen kann. Sind's doch nicht die Jahre, die aneinander binden, sondern ein gemeinsames Erleben und namentlich ein Erleben gemeinsamer Schmerzen und Leiden. Kommen seine Offiziere und Soldaten zurück, und mein Mann hat den wichtigsten und wohl durchschlagendsten Moment ihres Lebens nicht getheilt, so bleibt ein unausfüllbares Manko in dem Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemeinde. Dazu kommt das Zweite, was die eigentliche Qualifikation meines Mannes zu dieser Stellung betrifft. Nicht wahr, es ist doch so, der rechte Mann an der rechten Stelle kann Großes leisten, während derselbe Mann, wenn er nicht ganz in seinem Fahrwasser ist, oftmals nur Weniges und Geringes zu Stande bringt, wenigstens dasselbe, was viele Andere, auch weniger Begabte leisten können. Warum eine Kraft und Gabe unbenutzt lassen, in einer Zeit, da sie nothwendiger ist und heilsamer wirken kann als sonst in langen Jahren?

Ich glaube, und das sage ich nicht als Frau meines Mannes, die im Gegentheil darin ihr Herz schweigen heißt, ich glaube, daß keiner der Feldgeistlichen besser passen kann zu diesem Beruf als mein lieber Mann. Das lautet wie Selbstüberhebung, aber dem ist nicht so, ein Christ darf nicht allein, sondern er muß sich der Pfunde bewußt werden, die Gott ihm gab, damit er andere Pfunde erwerbe. Die Gabe der Rede, wenn ihm das Herz warm ist, strömt ihm ganz anders von den Lippen als ich es je hier noch gehört habe. Ebenso weiß ich und habe es erfahren, wie mein Mann eine ganz besondere eigene Art hat,

die Betrübten zu trösten, das rechte Wort zur rechten Stunde zu sagen, in Tagen körperlichen Schmerzes mitzutragen und mitzuhelfen, selbst in momentaner Hülfeleistung mit der Zartheit einer Frau und dem Muth und der Geistesgegenwart eines Mannes. Solches Alles kann er hier nur wenig üben, und darum bitte: Lassen Sie ihn ziehen. Diese Zeilen schreibe ich Ihnen allein, auch mein Mann soll nichts davon lesen."

Es war für den Feldpropst schwer, sich den so beredt vorgetragenen Wünschen des Garnisonpfarrers und seiner tapferen Frau zu verschließen, aber freilich, mit Rücksicht auf den „Dienst" ebenso schwer, denselben ohne Weiteres nachzugeben. Frommel selbst hatte nachgerade sein Herz zur Ruhe gebracht und sich damit getröstet, daß auch „wie zu Israels Zeit, Leute beim Geräth bleiben müßten", als eines Tages ein Schreiben des Generalgouverneurs des Elsaß, Grafen v. Bismarck-Bohlen, eintraf (vom 17. August 1870), worin er den Feldpropst bat, „für einen recht tüchtigen Geistlichen, der auch möglichst des Französischen mächtig sei, zu sorgen".

„Da wage ich", antwortete der Feldpropst, „in erster Linie an unseren vortrefflichen Frommel zu erinnern. Einen Passenderen könnte es nicht geben. Er kennt Land und Leute, predigt selbst französisch und ist der natürliche Seelsorger der Garde-Landwehr-Division, jener Elite unseres Gardekorps. Es ist von zu gewaltiger Bedeutung, wie das Wort Gottes in einem occupirten Lande zuerst gepredigt wird, zumal wenn wir doch hoffen, aus der Occupation in den Besitzstand mit Gottes Hülfe zu gelangen."

Der Brief schlug durch, und Anfang September war Frommel bei seinen Garde-Landwehrleuten vor Straßburg, wenn auch zunächst nur als „außeretatsmäßiger Feld-Divisionspfarrer". Seine Vertretung in Berlin wurde dem damaligen Pfarrer in Duisburg, L. Baehr, Frommels Schwager,*) übertragen.

*) L. Baehr wurde später Militär-Oberpfarrer und Konsistorialrath in Magdeburg und Breslau; jetzt Oberpfarrer in Wegeleben am Harz.

Achtes Kapitel.

Im Felde (1870/71).

Ein kurzer Ueberblick über die Zusammensetzung des „schwarzen Armeekorps", wie es unter dem Oberbefehl seines „General-Feldmarschalls", des Feldpropstes, zu Beginn des Feldzuges marschbereit dastand, mag dem einen oder dem anderen unserer Leser, ehe wir den neuen Garnison- und Divisionspfarrer hinausbegleiten in Feindesland, willkommen sein.

Seitdem die preußische Truppenmacht unter dem Großen Kurfürsten ein Heer geworden, das durch den Eid an seinen Feldherrn und Fürsten gebunden war, hat es auch immer seine Feldpriester gehabt, die es auf allen Kriegszügen begleiteten, jedes Regiment hatte wie seinen „Chirurgus" so auch seinen Prediger. Im Jahre 1870 waren dem Feldpropst Thielen zunächst 44 Militärgeistliche unterstellt, die sich bereits im Militärdienst befanden. Dazu kamen 18 neu eingerichtete etatsmäßige Stellen. Außerdem waren noch bei jedem Korps 1 bis 2 außeretatsmäßige Feldgeistliche angestellt, so daß 80 mobile Geistliche ins Feld zogen. Zu diesen gesellten sich die Lazarethpfarrer, deren Zahl bis zu 92 stieg, und noch etwa 30 freiwillige Geistliche und Kandidaten in den Reservelazarethen, deren Unterhalt aus freiwilligen Gaben bestritten wurde. Ganz besonders war es das evangelische Rheinland, das hier seine Opferwilligkeit aufs Schönste bewährte. In den Lazarethen der Heimath arbeiteten 36 Geistliche und Felddiakonen. Im Ganzen waren es 228 Männer des geistlichen Amtes, immerhin wenig unter so Vielen, die die geistliche Pflege des Heeres zu besorgen hatten. Gewiß war es keine leichte Aufgabe, sie überallhin zu vertheilen, zu berathen und zu beaufsichtigen. „Was der selige Feldpropst Thielen damals geleistet hat" schreibt Frommel,*)

*) In „Krieg und Sieg", Kulturgesch. Abschnitt, von Frommel. Ausführliches in Rogge, Die Thätigkeit der Feldgeistlichkeit im Kriege 1870/71.

ist bewunderungswürdig und hat auch Ausdruck gefunden in der Anerkennung des Königs und dem tiefen aufrichtigen Dank seiner Feldgeistlichkeit. Die Kleidung der Geistlichen bestand in einem schwarzen einreihigen Rock, einer weißseidenen mit violetten Streifen durchzogenen Binde, einem schwarzen Kreuz, das an seidenem Bande getragen wurde, einem runden Hut und Mantel. Die etatsmäßigen Divisionspfarrer begleitete der Divisionsküster, die außeretatsmäßigen ein kommandirter Bursche. Die ersteren hatten Wagen und Reitpferd, die letzteren, wie Frommel, nur ein Pferd zu beanspruchen.

Auch die katholische Kirche hatte ihre Geistlichen im Felde. In ihrer Ausrüstung — außer dem langen Priesterrock wenig von den evangelischen verschieden — haben sie während des Krieges Schulter an Schulter mit den protestantischen Amtsbrüdern gearbeitet. Aus eigener Anschauung konnte Frommel bezeugen, daß auch die katholische Feldgeistlichkeit in hervorragender Weise ihre Treue bewährt hat, vor Allem, daß das amtsbrüderliche Verhältniß zwischen den Vertretern beider Konfessionen ein vortreffliches war! So zeigt auch eine Photographie aus dem Kriegsjahr die beiden „schwarzen Kreuze", Frommel und den katholischen Kollegen Parmet, friedlich nebeneinander und als Dritten im Bunde den neutralen Stabsarzt mit dem rothen Kreuz der Sanitätstruppe.

Frommel hatte in den letzten Augusttagen Berlin verlassen. Der erste Bericht über seine Reiseerlebnisse geht in frischem fröhlichen Ton an die Gattin, in Form eines Tagebuches:

„Hagenau, 4. September 1870.

Also Dienstag früh auf dem Anhalter Bahnhof Abfahrt. Pulvermacher*) tummelte schon meinen Gaul auf dem Platz herum, nach langem Hin- und Her wurden wir endlich eingeschifft! Es war wirklich mehr ein langsames Segeln, denn ein ordent-

*) Ueber dies Original von einem Burschen siehe „O Straßburg" (Stuttgart J. J. Steinkopf,) und „In des Königs Rock" (Grieben) von E. Frommel.

liches Fahren, zwischenhinein allerlei Landungen an Stationen oder auch mitten im Walde, je nach Bedürfniß, denn dazwischen kreuzten Militärzüge von ungeheurer Länge mit frischen rothbackigen Jungens besetzt, die alle „nach Paris" wollten! Da war kein Wagen, der nicht mit allerhand Devisen verziert war, entweder mit den höchst interessanten Namen der Insassen oder irgend einem guten oder schlechten Witze. Meine Begleiter, ein jüdischer Armeelieferant, ein kleiner Banquier, ein Beamter aus Danzig, verloren sich nach und nach. Der Lieferant gab uns allerhand geheimnißvolle Aufschlüsse über Speck und Hafer und nannte sich in Bescheidenheit auch einen Moltke, denn »wenn man nischt zu esse hat, kann net fechte de best' Armee«. In Halle traten ins Coupé vier Ehrenmänner, die etwas stark nach Kümmel von Gilka, Leipzigerstraße 18, rochen. Ich wollte mich schon davonmachen, aber die groben derben Gesichter und Fäuste gefielen mir; sie decouvrirten sich bald als Reisende zur großen Armee, es waren Oberste der Droschkenkutscher, die ihren Wagen nach wollten und sehen, ob Wagen und Pferde noch lebten! Nun konnte ich mich in die erfrorenen Gesichter finden, denn auf jeder Wange saß ein blaurothes Röslein vom Winter und vom Kümmel her. Sie boten mir denn auch von dem süßen Kümmel an, als sie hörten, daß ich der »Jarnisongprediger« sei; ich that wohl oder übel Bescheid und überzeugte mich, daß hier namentlich Zuckerwasser vorlag. Es waren vierschrötige Gestalten, aber ehrenwerthe Leute mit gesunden Grundsätzen. Ich freute mich, solch ein Stück Berliner Solidität kennen zu lernen. Einer mußte den Sekretär machen; an jeder Station frug er: »wie heißt?« dann wurde ihm gesagt: »Lehmann schreib uff«, damit sie wußten, wo sie gewesen und was sie gesehen. Bei jeder Stadt oder Burg mußte ich erzählen, was da los gewesen. Ich raffte meine Geschichtskenntnisse zusammen, erzählte Wahrheit und Dichtung, vom Ritter Kunz von Kauffungen, der Prinzen stahl, worauf Lehmann meinte: »Das ist doch man jut, det so'n Räuberjeschlecht nich mehr existirt«. Der Andere war entzückt über das süße Thüringerland. »Is doch zu lieblich. In Berlin is so ville Platz for ne

scheene Gegend, aber is keene da!« Es wurde immer dunkler, Lehmann konnte keine Station mehr schreiben und ergab sich dem Schlaf. Als wir gegen Frankfurt am Main kamen, meinte er, F. am Main hieße wohl »zusammenjezogen« Mainz kurzweg, worauf ich ihm den Rath gab, zu Berlin sich einen Türko zu kaufen, um mit ihm Geographie zu lernen, denn zu Zweit käme es billiger. »Siehste, Lehmann, jeschieht Dir Recht, denn det is ne jrenzenlose Unwissenheit von Dir«, sagten die Anderen. Kurz, wir unterhielten uns sehr gut, ich that tiefe Blicke in das Droschkenkutscherwesen und den ehrenfesten Berliner, so daß ich Stoff für einen Traktat hätte! Es war mittlerweile 1/2 3 Uhr morgens, als wir in Frankfurt waren. Ich suchte mir ein Nachtlager, so gut es ging, »legte mir«, wie Pulvermacher sagt, »auf den Rücken und deckte mir mit dem Bauche zu.« Des Morgens suchte ich weiter zu kommen, fuhr mit der Droschke durch die Stadt, Pulvermacher im Galopp hinterdrein — alle Frankfurter blieben stehen, von wegen seines eleganten Reitens — ein fabelhafter Kerl! dessen früherer Rittmeister, den ich traf, mir sagte: »Na, da haben Sie einen Hauptkerl gefangen.« Er ist aber sehr ordentlich, nur möchte er durchaus auf Paris. In Frankfurt wollten sie mir den Gaul nicht mitnehmen, endlich rasselten wir mit dem Säbel, und Adolf sollte nachkommen. So fuhr ich allein nach Heidelberg, hatte dort drei Stunden Zeit und ging zu Wilms Frommel.*) Die hatten eine außerordentliche Freude. Von da über Karlsruhe. Der erste Mensch dort mein alter treuer Postrath Gmelin, der mich rührend begrüßte, dann, nachdem ich für Adolf Quartier genommen, zu Gutsch**) und fiel in die Camera obscura und traf sämmtliche Freunde auf einen Haufen. Das war natürlich Freude und Leben. Ich hörte, daß Mama und Rosel***) da waren, ich also aufgepackt und zum Schrecken zu ihnen, die von nichts ahnten. Morgens, ich hatte

*) Frommels Vetter, siehe Lebensbild I, S. 127.

**) Frommels Verleger, bei dem zuerst die „Zehn Gebote", das „Vaterunser" 2c. erschienen.

***) Rosalie Baehr, siehe Lebensbild I, S. 184. 203.

bei Zimmermann*) übernachtet, nach Baden zu Tante Eyth,**) die sehr elend war. Ich hatte eine kurze, wehmüthige Stunde bei ihr. Sie sah aus wie Mutter wenige Wochen vor ihrem Sterben. Wie still und köstlich lag Baden da! Kein Fremder hier, aber ein Friede in der Natur, so wunderbar! Ich fühlte, wie sehr ich dies Land doch liebte. Von der Liebe der Karlsruher kannst Du Dir keinen Begriff machen. Ich kam von Baden zurück und setzte mich in den »Grünen Hof«, um auf Max***) zu warten. Kaum hatte mich Einer entdeckt, so kam er; in einer halben Stunde waren alle Stallbedienten aus dem Schloß da, das halbe »Dörfle« auf den Beinen, um den Herrn Stadtpfarrer herum. Es war wirklich rührend! Max kam mit Thora von Isspringen. Ich hatte viel mit ihm zu verhandeln. Er war sehr lieb. Wir aßen zusammen zu Nacht." — (Hier bricht der Brief ab.)

Ohne Datum folgt die Fortsetzung des Tagebuches:

„Nach dem Abschied ging's denn nach Maxau; mein Begleiter, der mir aufgebunden worden, war der Professor Godet†) aus Neuchâtel; ich hatte zuerst etwas Bange, einen französisch Redenden mitzunehmen, da man auf den Militärzügen nicht gerade viel französisch spricht; aber ich wurde reichlich belohnt. Er war der Erzieher unseres Kronprinzen,††) als derselbe 6 bis 9 Jahre war. Der Kronprinz hängt mit großer Verehrung und Liebe an ihm. Er ist ein durchaus ausgezeichneter Mann, mit dem ich mich schnell und in allen Dingen verständigt hatte. In Maxau blieb der Zug drei Stunden liegen. Ich stellte mich dem bayerischen Oberstleutnant als Waffenbruder vor. Der lud uns zum Mittagessen; es war eine äußerst gemüthliche Gesellschaft. Sie erzählten mir viel von bayerischen Verhältnissen und waren begeisterte

*) Pfarrer Z., siehe Lebensbild I, S. 266, 276.

**) geb. Gambs, Gattin des Hofgartendirektors.

***) Den Bruder.

†) Ueber Prof. F. Godet, den im Jahre 1900 verstorbenen Professor der theologischen Fakultät der „Église Indépendante" zu Neuchâtel, vergl. Bd. III.: „Briefe aus Amt und Haus", S. 109, 113.

††) Des späteren Kaisers Friedrich.

Preußen, »hellblaue Preußen«, wie man sie auch wohl nennt. Ich hatte den Eindruck, die gehen nicht mehr von uns. Wir stießen miteinander auf gute Brüderschaft an, sie begleiteten uns an den Zug, und wir schieden als gute Freunde. Es war ein eigenthümlich Ding, wir waren in Kurzem so gut Freund, als ob wir seit Jahren uns gekannt hätten. Nach mehrstündiger Fahrt kamen wir nach Winden in der bayerischen Pfalz. Dort trafen wir einen Artilleriezug von 130 Wagen, und nun hieß es wieder zwei Stunden liegen bleiben! Endlich ging der Zug, aber wie wir festsaßen, fehlte Adolf Pulvermacher, der mit Gaul und Waggon zurückgeblieben und nicht angehängt war! Ich fuhr voraus nach Weißenburg, suchte ein Logis und fand in einem alten, zerschossenen Haus durch enge Wendeltreppen hinauf eine Schlafkammer unter dem Boden für uns zwei. Ich war froh, sie zu haben, suchte Fourage für den Gaul und ein Weiterbeförderungsbillet nach Hagenau. Wir stiegen den Geisberg hinauf, den unsere Tapferen erstürmt hatten. Wieviel Gräber dort, die sich bereits gehoben hatten, durch die Gährung! Unten lag die Festung, durchwühlt von Waffengattungen aller Art; ein großes Heerlager, zwischendrin eingeschüchterte Spießbürger, verstohlen miteinander redend. Die Sonne ging eben unter über den gefürchteten Weißenburger Linien, den Höhenzügen nach den Vogesen hin. Ich ging auf den Bahnhof, meinen Gaul zu suchen. Nichts zu finden! — Ein Kasino war dort errichtet; ich traf da Offiziere, einen Herrn v. Wolzogen, einen Unteroffizier Künstle, der aus Rom kam, und Lindemann*) kannte, und auf dem Perron einen katholischen Divisionspfarrer, der auch seinen Gaul verloren.**) — Wir bildeten ein Kollegium, erzählten

*) Den Maler, Frommels Vetter und Adoptivbruder. Vergl. Bd. I, S. 16, 19 f., 42, 45, 77, 171.

**) „In des Königs Rock“ (S. 44 ff.) erzählt die Geschichte vom katholischen Amtsbruder ausführlich: „Es wurde Abend und beim trüben Lampenschein sah ich einen Herrn im schwarzen langen Rocke rathlos am Perron auf- und niederlaufen. Als er näher kam, sah ich einen katholischen Amtsbruder vor mir, einen Ostpreußen. »Herr Bruder«, sage ich zu ihm, »suchen Sie etwas oder sind Sie sonst ein Liebhaber vom Spazierengehen«? »Ach«, sagte er,

uns Geschichten und blieben, aber Adolf kam nicht. — Ein Mitternachtzug brachte endlich Reiter und Pferde. Gegen 12 Uhr mittags ging's am nächsten Tage endlich mit Militärzug fort, nach drei Stunden unter strömendem Regen nach Hagenau.

Ich meldete mich gleich bei dem Gouverneur, einem Manne, der sich durch seine Humanität bereits Aller Herzen gewonnen hat. Ich habe seitdem erbitterte Franzosen gesprochen, die ganz begeistert waren von ihm und wünschten: »Wenn nur alle Preußen so wären — was freilich nicht der Fall ist. Ich begehrte Quartier beim protestantischen Pfarrer, weil die Stadt sehr katholisch. Ich also mit meinem Zettel vorwärts. Am Ende der Stadt fand ich ihn, einen Mann in den Dreißigern, dazu am Sonntag, er ward hochroth, als ich eintrat, und doch legte sich bald seine Furcht; als ich ihm erzählte, ich hätte Verwandte im Elsaß, da sagte er plötzlich: »Sind Sie nicht Herr Frommel?« »Ja«, richtig, da holte er seine Mutter, ich war einst bei ihr gewesen im Jahre 1849 von Weitersweiler aus*) und hatte den Pfarrer als kleines Kind gesehen! Nun hättest Du dies Aufthauen sehen sollen! — Eine Stunde nachher traf die Nach-

»wenn Sie wüßten, was mir fehlt, Sie hätten Mitleid mit mir!« »Nun«, sagte ich, »Sie haben doch nicht Weib und Kind daheim, wie unsereins, und am Zipperlein leiden Sie auch nicht, da sind Sie noch zu jung dazu; aber Zahnweh haben Sie vielleicht, das kann man kriegen bei diesem Wetter, und da bedauere ich Sie herzlich. Denn das ist was Arges, besonders für den, der es hat!« »Ach nein!« antwortete er, »aber denken Sie sich, ich habe mein Pferd mitsammt meinen Soldaten verloren!« Da mußte ich hell auflachen. »Kommen Sie, setzen Sie sich mit auf meinen Koffer, Verehrtester! zu Ihrem Leidensgenossen, denn mir geht's gerade so!« Da setzte er sich zu mir, und wir erzählten uns viel bis in den späten Abend hinein und brauchten freilich für den Spott der Leute nicht zu sorgen, die auf uns deuteten und sagten: »Da sitzen zwei geistliche Herren und wollen sich in der Geduld üben!« — Was wir auf dem Koffer miteinander verhandelt, weiß außer uns zwei Niemand. Es giebt aber Stunden, da schaut man seiner Seele tief auf den Grund und sieht im dunklen Schacht am harten Gestein die Goldadern funkeln. So war's. Wir reichten einander die Hände. Die Pferde hatten wir verloren, aber etwas Anderes gefunden."

*) Siehe Lebensbild I, S. 121.

richt von Sedan ein, das war ein Donnerschlag für den guten Pfarrer, der doch etwas französisch gesinnt war. Er lief in der Stube herum und sagte immer nur: »Ich kann's nicht glauben«! Er that mir wirklich leid, da er ein durchaus lieber Mensch ist. Nun, wir schickten uns, er schüttete sein Herz aus; das ist ja hier meine Hauptaufgabe, die Leute reden zu lassen und sich dadurch zu erleichtern. Sie wissen, daß ich sie verstehe und nicht denuncire in ihren Gesinnungen. So kamen wir einander näher. Vier Studenten (darunter ein Dieterlen aus Rothau) waren auch da, und das gab Leben. Ich ging noch zu meinem Gouverneur, der mich zum Essen lud.

Da traf ich denn das ganze hohe Gouvernement von Elsaß und auf der Straße den Generalsekretär, Otto Flad aus Karlsruhe! Wir feierten bei mäßig schlechtem Essen mit Champagner den Sieg von Sedan. Da sah ich denn alte Bekannte wieder, auch Herrn v. Sybel,*) den ich bei Krügers**) traf, und verkehrte also mit hoher Diplomatie, die jetzt noch ziemlich im Grauen arbeitet. Abends beim Pfarrer, wir machten Musik und schliefen dann wieder einmal in einem weichen Bett. Morgens war Gottesdienst, den unser preußischer Lazarethpfarrer hielt. Er predigte ganz gut, aber er hatte eine Stimme, wie für taube Kanoniere gemacht. Ich war ganz taub davon. Ich sang oben den Chor ganz allein und dirigirte die Musik, da sonst Niemand da war. Um 10 Uhr predigte der französische Pfarrer gut und wohlthuend und entwickelte alle Gedanken unseres Gespräches am Abend. Es war ganz eigen!

Ich suche die Leute auf den Berg zu stellen und das Wetter unter sich zu sehen. Aber Alles ist da, nur keine lebendige Erkenntniß dessen, was fehlt! keine Buße! — Nachmittags wieder bei dem Gouverneur und den Herren in Politik, abends Soirée musicale beim Pfarrer, so gut es ging. Sie wollten immer mehr hören. Nun war bald meine Zeit um, ich mußte Montag

*) Der bekannte Historiker.

**) Der mit Frommel befreundete Dr. Krüger war langjähriger Ministerresident und Bundesraths-Bevollmächtigter für die Hansestädte in Berlin.

zur Division. Ich requirirte also wieder einen alten Fuhrmann, dem die Thränen im Auge standen, denn der Mann hatte seit 12 Tagen gefahren, war erst nachts um zwölf nach Hause gekommen, da bekam er noch sechs Mann Einquartierung und nun die Ordre, mich zu fahren! Er war wirklich zu bedauern, aber ich konnte ihm nicht helfen. Ich fühle es, wie man nachgerade hart wird und der Krieg die Leute entmenscht. Mein Pulvermacher ritt immer voraus, da der dunkle, weite Wald nicht sicher war; denn zwei Tage vorher war auf preußische Soldaten geschossen worden. Es that uns aber kein Mensch etwas. So kamen wir denn gegen 12 Uhr an einem prächtigen Herbsttag in Schwindratzheim an. Die Bauern glaubten schon wieder Einquartierung zu bekommen, als sie Pulvermacher so galoppiren sahen. Wir waren unten an der Kirche, ich ging den Berg hinauf. Onkel war am Fenster, ohne mich zu kennen, ich rief nur: »Herr Pfarrer, machen Sie auf, Sie bekommen Einquartierung!« Er machte die Fenster zu, ich schnell ins Haus und hinauf und stand vor dem erstaunten Onkel, der's nicht fassen konnte, mich zu sehen. Tante kam unversehens und fiel mir weinend um den Hals."

Hier bricht der Bericht wieder ab; wir ergänzen ihn durch das Schreiben, welches am 27. September an den Feldpropst Thielen eintraf:

„. . . Ich kam zur Division und stellte mich dem General vor, der von meiner Ankunft wenig erbaut schien. »Er habe ja schon zwei, die außeretatsmäßig seien und für die er etatsmäßige Stellung begehrt hätte.« Ich erklärte ihm meine Stellung und Aufgabe, worauf er mir die Erlaubniß gab, mir einen Wagen requiriren zu dürfen in dem Orte, wo unsere Division liegt. Ich fügte mich in meine Lage, die allerdings ihr Wunderbares hatte, daß ich als Garnisonpfarrer zu Fuß oder auf schlechtem Leiterwagen in Wind und strömendem Regen fuhr! Ich gedachte aber der großen Opfer, die sonst gebracht werden im ganzen Vaterland, und schwieg. Unsere Division liegt so weit auseinander, daß unmöglich Einer sie Alle besorgen kann. Wir theilten uns in die Arbeit. Da bei der Division kein Unterkommen war, so zog ich

mich auf ein kleines Nest zurück, wo blaue Husaren lagen, und bin denn Husarenpfarrer gewesen. Am Sonntag, den 2. September, predigte ich um 7 Uhr in Pfuhlgriesheim, um 8 Uhr in Lambertheim, wo der Großherzog von Baden*) mit seinem Stabe liegt, um 11 Uhr in Wendenheim. Unter furchtbarem Gewitter begrub ich am Montag einen Landwehrmann; am Dienstag Abendmahl und Predigt, am Donnerstag und Freitag desgleichen. Am Sonntag den 18. predigte ich in Pfuhlgriesheim, um 8 Uhr, um 10 Uhr in Wendenheim, am Dienstag im Buffleweilersheim, so daß es mir an Arbeit nicht fehlte. Durch die Güte eines Freundes habe ich jetzt einen Wagen und ein Pferd zum Ziehen, da ich ja nur auf ein Pferd ein Recht habe. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie mir da helfen können, oder ob ich auf Sie hin Fourage nehmen kann, d. h. daß mir ersetzt wird, was der Gaul frißt. Ebenso, ob Sie meine Stellung etwas solider machen können, da ich doch als „Außer" eben einmal angesehen werde, was so leicht in die Kategorie der Schlachtenbummler fällt. . . .

Ich lege Ihnen das Brouillon eines Berichtes bei, der Ihnen einige Anhaltspunkte geben soll, zur Beurtheilung der Lage der Dinge. Ich habe schon manche Konferenzen mit Pfarrern gehabt und mich im Allgemeinen des richtigen Blickes in die Verhältnisse gefreut. Wenn nur nicht von unserer Seite zuviel gereizt wird, und wir mit einer wahrhaft polnischen Erbitterung zu kämpfen bekommen! Das ist meine Besorgniß. Es hätte Manches vermieden werden können, was wehe that. Es kann ja im Kriege nicht anders gehen, aber es kann Alles gemacht werden in einer Art, die nicht verletzt.

Von dem Jammer in Straßburg machen Sie sich keinen Begriff. Viel mehr als einen Schutthaufen und Gräber werden wir, wenn es noch länger dauert, nicht finden. Der Hunger,

*) Frommel ist dem Großherzoge, seinem alten Landesherrn, noch öfters in Krieg und Frieden begegnet. Er urtheilt über ihn in einem Briefe: „Es ist doch einer der selbstlosesten deutschen Fürsten, vielleicht der selbstloseste, den ich kenne."

Krankheit, Parteiungen von innen, unsere Kanonen von außen, Tag und Nacht — so daß ich, der etwa 5/4 Meilen weit entfernt bin, oft keine Nacht schlafen kann — wüthen miteinander, und aus all dem Elend schaut wie ein riesiger Fingerzeig das schweigende Münster nach oben! Mit Straßburg, der wunderschönen Stadt, ist's aber ein Ende!"

Bis zum 30. September verblieb Frommel bei der Garde-Landwehr-Division unter dem Befehl des Generals v. Loën. Neben der geistlichen Thätigkeit an der in zehn verschiedenen Ortschaften verstreuten Soldatengemeinde ging die ihm vom Feldpropst gestellte Aufgabe, sich über Stimmung und Zustände im Elsaß zu orientiren und an den Generalgouverneur Bericht zu erstatten. Bis Mitte Oktober hatte Frommel bereits 32 Pfarrer eingehend gesprochen und ihre Gemeinden besucht. Er selbst wurde, sobald es bekannt ward, daß „Frommel im Lande" sei, von auswärts vielfach aufgesucht, indem man ihm Bitten und Gesuche zur Uebermittelung an den kommandirenden General und das Gouvernement vorlegte. Durch persönliche Vorstellungen vermochte Frommel einen Theil der Industriellen des Nieder-Rheins zu bewegen, sich mit Vertrauen an das Gouvernement des Elsasses zu wenden; ebenso überredete er einflußreiche Persönlichkeiten, sich dem Wohl des occupirten Landes nicht zu verschließen und mitzuarbeiten, daß Ruhe und gesetzliche Ordnung in das Land zurückkehre. Es gelang dies Alles um so leichter, als Frommel, der an allen alten Beziehungen mit großer Treue festhielt, auch mit dem Elsaß nie ganz aus der Verbindung gekommen war, und man bei ihm von vornherein eine wohlwollende und theilnehmende Gesinnung voraussetzte. So fand er besonders auch, wie jene Worte an den Feldpropst schon andeuten, bei den Geistlichen, die er versammelte, um über ihre Stellung zu den Thatsachen zu sprechen, durchweg Vertrauen und Entgegenkommen, wenigstens bei den positiv Gerichteten fast ohne Ausnahme. Auch mit katholischen Geistlichen hat Frommel verhandelt. Den Eindruck, den er dabei erhalten und der ihm von Laienkreisen bestätigt worden, faßt er in einem Bericht dahin zusammen:

„Unsere Truppen erscheinen in vielen (gerade auch katholischen) Gemeinden als Befreier von einer großen nur allzu begründeten Angst und Sorge. . . . Seitdem die Republik und in Städten wie Lyon die rothe Republik erklärt ist, lenkt auch die römische Geistlichkeit, die am meisten bei der Wendung der Dinge verliert, ein; sie will lieber preußisch als republikanisch werden. Ein Umschlag, der eben so schnell als unerwartet kam." —

Wir begegnen derselben Auffassung in dem ausführlichen Bericht über die Stimmung im Elsaß, den wir im Auszug nach dem Konzept dem Leser sogleich mittheilen werden, nur daß hier die dunklen Seiten schärfer hervorgehoben werden. Frommel gab sich bei aller Hoffnungsfreudigkeit keinen Illusionen hin; dazu kannte er Land und Leute zu gut. In seinem Bericht, der in der Hauptsache auf eigener Beobachtung und Erfahrung, im Uebrigen auf einem schriftlichen „Memorandum" beruht, das ihm auf seine Bitte ein gründlicher Kenner der Verhältnisse aus dem Straßburger Freundeskreis aufgesetzt, heißt es, wie folgt:

„Straßburg, 12. Oktober (2. November) 1870.

. . . . Wir sind in einem Lande, das Monate durch in Presse und Rede irregeleitet und getäuscht, nach und nach erst den ganzen Ernst der Lage, die Tragweite der wuchtigen Schläge unserer Armee erkennt.

Die Schlachten von Weißenburg und Wörth sind gerade für das Elsaß von tiefgreifendster Bedeutung gewesen. Man hatte in Straßburg und am Nieder-Rhein die Siegesgewißheit und Sorglosigkeit der unter Mac Mahon stehenden »Kerntruppen« gesehen. Wenige nur ahnten, welch eine Demoralisation unter der gleißenden Hülle verborgen war. Die Tage von Weißenburg und Wörth brachen herein, und das Land sah eine Auflösung und Flucht, ein Zusammenbrechen der geträumten Herrlichkeit und einen Schrecken, der sich bei Manchen in Bitterkeit über die getäuschten Hoffnungen verwandelte und bis heute noch nicht überwunden ist. Die Tapferkeit und Einigkeit, die nur durch wenig Ausnahmen befleckte, sonst untadelige Manneszucht des

deutschen Heeres haben zuerst dem deutschen Namen Bahn und Boden im Elsaß bereitet. Die Lügen über die Barbarei der preußischen Armee, insbesondere über die darin herrschende Gottlosigkeit wurden thätlich widerlegt. Französisches und deutsches Wesen traten in schrillem Gegensatz selbst dem gemeinen Mann entgegen, die Tieferblickenden aber haben unter dem Zusammensturz des Lügenbaues und Herrlichkeitstraumes, beim Anschauen vornehmlich der demoralisirten Armee Straßburgs vom Einzelnen aufs Ganze schließend das Wort gesagt: »Finis Poloniae!« Aus mehr als einem Munde habe ich dies Wort über Frankreich gehört. So war der erste Sieg der deutschen Truppen von ebenso großer moralischer als strategischer Bedeutung.

Mit dem Kundwerden der weiteren Siege, mit dem Ernste und der Ausdauer, mit der Straßburg belagert wurde, und neuerlich durch den Fall von Metz ging die Gewißheit je mehr und mehr auf, daß Deutschland sich den Kampfpreis, das Elsaß, nicht mehr rauben lassen werde. Die Einsetzung eines Generalgouvernements im Elsaß, das sogleich nach allen Seiten hin seine äußerst schwierige Thätigkeit entfaltete, diese Friedensarbeit mitten im Kriege, war eine thatsächliche Antwort auf die Frage, was aus dem Lande werden solle. Mehr und mehr erkannten die Bessergesinnten im Volke, daß diese Behörde nur die Interessen der Einwohner im Auge habe, ganz im Gegensatz zu der bisher gewohnten Thätigkeit der kaiserlichen Regierung, die nur auf den eigenen Gewinn bedacht, schonungslos mit Personen und Interessen des Landes verfahren war. So war auch von dieser Seite durch die strenge Rechtlichkeit und Pflichttreue der deutschen Beamten, die deutsche Ehrenfestigkeit mit der wohlwollenden Gesinnung und Urbanität der Form zu verbinden wußten, dem deutschen Namen eine ehrenvolle Stellung gewonnen. Das ist mir aus den verschiedensten Kreisen ohne Rückhalt gesagt worden mit dem bezeichnenden Ausdruck: »Voilà d'honnêtes gens«.

Was nun die Stimmung des Volkes gegen Deutschland und besonders gegen Preußen betrifft, so ist sie eine andere au

dem Lande, eine andere in den Städten, eine andere in den evangelischen Theilen, eine andere in den katholischen.

Das Landvolk des Nieder-Rheins, das evangelische wie das katholische, ist im Ganzen noch deutsch und war es völlig bis zu der zweiten Napoleonischen Herrschaft. Die letzten 20 Jahre aber haben systematisch das germanische Element zu verdrängen versucht; die völlig französische Bildung oder vielmehr Halbbildung der Lehrer, der mit aller Strenge durchgeführte obligatorische Unterricht in französischer Sprache in den Elementarschulen, die Trennung der Geschlechter in der Volksschule, wovon der weibliche Theil in katholischen Gegenden vornehmlich unwissenden Schulschwestern übertragen wurde, sowie die bei allen Civilsachen eingeführte französische Sprache haben das Ihre in diesen Jahren geleistet. Bei dem evangelisch-lutherischen Landvolke, in der Kirche »Augsburger Konfession« thürmte sich diesen Wassern gegenüber die deutsche Bibel, Katechismus und Gesangbuch, die deutsche Predigt als ein mächtiger Wall dagegen. Nicht umsonst hat man vor Jahren Anfrage gehalten, ob der Religionsunterricht nicht französisch gegeben werden könne. Es war das ein Fühler, den man nach dem deutschen Bewußtsein ausstreckte. Mit Recht kann man sagen, die deutsche Bibel und die deutsche Predigt haben das germanische Element auf dem Lande erhalten. Die Sprache, in der ein Mensch betet, d. h. zu seinem Gotte redet, das ist doch eigentlich seine Sprache.

Etwas anders steht es in den katholischen Gemeinden des Nieder-Rheins auf dem Lande. Die Dorf- und Ortspriester, die sog. »déservants« sind den »curés de canton« völlig unterworfen und daher nur willenlose Werkzeuge derselben. Die ganze ultramontane Hetzerei, die diesen Krieg als »Kreuzzug« predigte und den glühendsten Haß gegen die Protestanten erweckte,*)

*) Vergl. hierzu was Max Reichard, das Elsässer Kind, in einem Vortrag auf der Pastoralkonferenz in Berlin, Juni 1871, sagte: „Sicher ist, wären die deutschen Armeen geschlagen, so möchte es dem Protestantismus im Elsaß übel ergangen sein, und das Andere ist auch gewiß: Rom ist und bleibt der Feind des deutschen Wesens".

geht nicht von der niederen Geistlichkeit aus, die zumeist harmlos ist, sondern von den Kantonspfarrern (doch treibt die Furcht vor der rothen Republik vielfach die Leute bereits ins preußische Lager).

Weder auf evangelischer noch katholischer Seite wird auf dem Lande darum eine deutsche Regierung viel Widerstand fürchten. »Nicht ein Jahr«, so versicherte mich ein genauer Kenner des Landvolkes, »wird es dauern, und das Volk, das Landvolk, ist deutsch.« Haben sie auch zumeist für den Kaiser gestimmt im Plebiscit, so geschah das nicht aus Anhänglichkeit an Frankreich oder die Dynastie, sondern aus Furcht vor einer Umwälzung aus Konservatismus, der allenthalben den Bauern innewohnt. Daß davon die zu langjährigem Dienst unter die Fahnen gerufenen Dorfkinder eine Ausnahme bilden, versteht sich von selbst. Heimgekehrt, sind sie dann meist die Träger französischen Wesens; jede Gemeinde hat solche »Pariſiens« aufzuweisen, deren Einfluß jedoch nicht tiefgehend ist. Zudem bleiben Viele in andern Städten Frankreichs und sehen die Heimath nicht wieder. Durch einen guten Schulunterricht und tüchtige Schulmeister, an denen es sehr fehlt, durch treue Geistliche beider Konfessionen, wovon die niedere katholische Geistlichkeit eine durchaus freiere und würdigere Stellung als bisher erhalten müßte, durch Förderung der Interessen des kleinen Mannes und gesunde deutsche Volkslitteratur, vor Allem durch gute, deutschgesinnte, kräftig redigirte Zeitungen und einen guten Kalender würde bald neben einer strengen — nicht feilen Justiz — das deutsche Element auf dem Lande hervorbrechen, und es würde sich zeigen, wie trotz aller Verderbniß eine unverwüstliche Kraft diesem Volksstamme innewohnt, dem Frankreich seine besten Arbeiter und tüchtigsten Soldaten bisher verdankte.

Anders stellt es sich freilich in den Städten. Auch hier ist das eigentlich französische Element erst seit 1850 völlig eingedrungen. Außer der Hand des Kaisers, die die einflußreichen Stellen an Franzosen und zwar zum Theil an den Auswurf derselben verlieh, hat auch der Verkehr durch die große »chemin

de fer de l'Est« das Ihre gethan. — Der Ober-Rhein (Colmar und Mülhausen) ist vornehmlich durch den regen industriellen Verkehr mit Paris und in erster Stelle durch die Beamtenwelt an Frankreich gebunden, Straßburg, Schlettstadt, Hagenau durch die Garnison, durch die Menge der aus dem Innern gesandten Angestellten und die Masse der in dem wohlfeilen Lande sich aufhaltenden Staatspensionäre; die höheren Schulen sind sämmtlich französisch, das Deutsche darin nur als Nebenfach gelehrt, dazu kommt die in allen Stadtkirchen beider Konfessionen stets zahlreicher eingeführte französische Predigt. Gerade hier in Straßburg bemühte man sich am meisten, alles Deutsche abzustreifen, um als vollwichtig in der »grande nation« sich aufgenommen zu sehen, während der Dank Frankreichs in einem mitleidigen Lächeln über den »bon Alsacien« bestand, der sich umsonst soviel bemühte!

Es ist darum die höchste Zeit, wenn nicht die letzte Stunde gewesen, Elsaß für Deutschland wiederzugewinnen. In fünfundzwanzig Jahren, so wurde mir bestimmt versichert, wäre das Deutschthum in den Städten verschwunden gewesen.

Hier in den Städten ging der Ultramontanismus mit dem Napoleonismus Hand in Hand. Sie hatten sich verbunden, allem deutschen Wesen und Sprache nicht nur, auch aller deutschen Zucht und Sitte ein Ende zu machen. Die sittliche Verdorbenheit Straßburgs ist dafür ein trauriges Beispiel. Straßburg kann mit Recht weder eine deutsche noch eine protestantische Stadt genannt werden. Sie ist vielmehr französisch und katholisch. Das war es, worin man sich bei der Beschießung der Stadt getäuscht hat, als man glaubte, daß die Bürgerschaft einen Druck nunmehr ausüben könnte. Vielmehr sind die wenigen deutschgesinnten evangelischen Elemente dadurch erbittert worden. Denn die Beschießung hat gerade den protestantischen Theil der Bevölkerung am herbsten getroffen. Mit dem Kleinod altstraßburgischer Herrlichkeit und Erinnerung, dem Münster, ist zugleich auch die den Evangelischen einst überlassene Neue Kirche in Flammen und Brand gesteckt, mit ihr die herrliche, einzigartige

Bibliothek, der die Schätze des evangelischen Seminars mit den kostbaren Zeugnissen aus der Reformationszeit einverleibt waren. Man darf sich darum nicht wundern, wenn hier die Stimmung eine gedrückte, wenn nicht gar erbitterte ist. Die Beschießung Straßburgs mag strategisch nothwendig gewesen sein; wollte man aber Straßburg behalten, so war sie ein politischer Fehler. Es wird lange dauern und es bedarf großer Umsicht und thätiger Opfer von Seiten Deutschlands, um diese Wunden in Jahren vernarben zu lassen.

Auch das protestantische Element ist durch die Fakultät, durch französische Prediger, durch den bei beiden vorherrschenden Radikalismus in seinem besten Kern angegriffen und wehrt sich gegenüber der katholischen Kirche und dem Radikalismus mühsam seiner Rechte und seines Daseins. Hier müßte in den höheren Erziehungsanstalten gründlich gereinigt werden. Von anderen französischen und schlechten Elementen wird sich Straßburg selbst reinigen.

Die Auswanderung wird einen großen Maßstab annehmen, sie ist kein Schade. Die Einwanderung war ein solcher. So wird, das hoffe ich, nach der Sichtung ein Weizen übrig bleiben, ein kleiner aber gediegener Kern, der bereits, durch das Feuer geläutert, ersteht. Der echte Straßburger ist kein Mann von großen weiten Blicken, aber er liebt seine Stadt und ist opferfähig, und die Alten sind noch nicht alle untergegangen. Aber Energie, namentlich gegen den Ultramontanismus und Radikalismus, und eine coulante, geschmeidige, schonende Behandlung, ein Belassen des Guten, was Frankreich gebracht, und ein Verständniß für die Eigenart Straßburgischen Wesens thut noth. Die oberrheinischen Distrikte werden durch einiges Entgegenkommen, etwa durch Offenhalten des französischen Marktes für die Industrie, und eine starke Hand gegenüber den sozialistischen Umtrieben zu gewinnen sein.

Eine gewisse, von Kleinlichkeiten absehende großartige und edelmüthige Anschauung wird überall dazu gehören, um dies Land zu gewinnen. Die Aussicht auf ein großes geachtetes und

freies Vaterland, das vornehmlich dem niedergehaltenen und geistig bevormundeten Volke zur Selbständigkeit verhilft und dazu mit Vertrauen erzieht, wird auch hier heilsam wirken. Wenn eine tüchtige Einwanderung besonders von bürgerlichen Elementen, von Handwerkern und von den besten geistigen Kapazitäten an Schule, Kirche und Universität geschieht, so wird, wenn der Stadt besonders noch die Ausdehnung nach dem Rhein hin zu Theil wird, Straßburg, das immerhin das Herz des Elsasses bleibt, werden, was an seinen Thoren stand: »Hostibus terror, civibus tutor.«"*)

Und die stolze Burg fiel; als die eben angeführten Zeilen in Berlin anlangten, hatte Straßburg nach todesmuthiger Vertheidigung die weiße Fahne aufgezogen.**) — Der Augenblick der Kapitulation trieb Frommel zuerst in die Stille.

„Als die weiße Fahne am Münster aufstieg, dieses Zeichen des Sieges nach so gewaltigem Ringen", so schreibt er, „da hielt ich's nicht mehr aus in der Gesellschaft der Anderen. Ich schlug mich auf die Seite, allein zu sein, um mich auszuweinen. Es waren Thränen der Freude und des Leids, für beide Höhepunkte im Herzen haben wir ja diese eine Sprache empfangen. Ich sah sie nicht, diese weiße Fahne, vor dem sich verziehenden Pulverdampf und dem aufsteigenden Abendnebel, und doch sah ich sie flattern hoch vom Münster her aus den vier Schnecken. Was lag nicht Alles in dieser weißen Fahne, gesehen mit den Augen der Liebe, der Jugenderinnerung, des Jugendwunsches! — Es kam die Stunde des Auszugs der französischen Besatzung; ich kann sie nicht beschreiben; so etwas will ich nicht wieder sehen. Als die Franzosen, zum Theil betrunken, zum Theil schimpfend herauszogen, gab ein Garde-Landwehrmann auf meine Worte: »Nun, Kamerad, wenn wir so heraus müßten?« die Antwort:

*) „Dem Feind zum Trutz, dem Freund zum Schutz."

**) Aus der Geschichte der Belagerung theilt Frommel in „O Straßburg" eine Reihe von ergreifenden Tagebuchblättern M. Reichards mit. Dort mag der Leser auch das Nähere über die Thätigkeit der Feldgeistlichen und ihrer blauen Beichtkinder vor Straßburg nachlesen.

»Erschtens, det geschieht nich, und zweitens, denn jingen wir immer noch stramm raus!«"

Das Erste war, daß Frommel zu seinen Verwandten eilte.*) Schon vor der Kapitulation hatte er ihnen geschrieben. Ahnungslos, daß er vor den Thoren lag, waren sie nicht wenig erstaunt, als ihnen Postkarten mit ihrem Namen hereingeschickt wurden. „Wir konnten", so erzählt Max Reichard, „uns das nicht erklären und trauten unseren Ohren nicht, als uns mitgetheilt wurde, die Sache gehe von dem »preußischen Garnisonpfarrer Frommel« aus. Was war das für ein Augenblick! Ich ließ ihm nur die Worte zukommen: »Wir harren aus, Gott wird's versehen!« Endlich kam die weiße Flagge, und wir setzten uns in unserer zerschossenen Wohnung bei einer Flasche Bordeaux und einer Gänseleberpastete, die ich bei einer Wette mit einem franzosenfreundlichen Pastor gewonnen hatte. Der hatte nämlich behauptet, die Preußen seien schon im Ausreißen begriffen. Da poltert es plötzlich die Treppe herauf: es war Emil, in der Hand ein großes Brot und ein Pfund Butter. »Kinder, lebt ihr noch?« rief er, und als er die Gänseleberpastete erblickte, rief er aus: »Ihr lebt ja besser als wir!«"

Das war der erste Dienst, den er in Straßburg that, ein Liebesdienst an denen, um die er gebangt und mit denen er gelitten hatte.

Noch am selben Tage kehrte er in sein Quartier nach Pfuhlgriesheim zurück. Da erhielt er um 9 Uhr abends durch eine Husarenordonnanz den Befehl, am folgenden Tage, den 30. September, Gottesdienst in der Thomaskirche zu halten. General v. Werder, mit dessen Korps Frommel vor Straßburg lag, werde an der Spitze der siegreichen Truppen feierlich in die Stadt einziehen. War doch der Tag doppelt denkwürdig; als Geburtstag der Königin von Preußen und als Jahrestag der Kapitulation Straßburgs im Jahre 1681.

Es galt also die Nacht aufbleiben und die Rede zu machen,

*) Vergl. Bd. I, S. 46.

in der jedes Wort wohl überlegt sein wollte. Denn nicht allein die Sieger, auch die Besiegten waren zum Gottesdienst geladen; die Geistlichen und der Rath der Stadt. In aller Frühe ritt denn Frommel hinüber, requirirte Altarlichter und Leuchter und nahm die rothseidene Feldecke mit dem eisernen Kreuze mit, da er nicht wußte, in welchem Zustande er die Kirche finden würde. Als er in der Sakristei noch schnell die Lieder suchte, trat ihm der alte, ehrwürdige Pfarrer Haerter entgegen. Segnend legte er seinem einstmaligen Konfirmanden die Hände aufs Haupt und sagte: „Nun, Emil, schenke Dir Gott das rechte Wort."

Die Kirche war bis auf den letzten Raum gefüllt. Von allen Truppentheilen waren Deputationen kommandirt. „Ein herrlicher Anblick", so schreibt der damalige „Preußische Staatsanzeiger" vom 1. Oktober 1870, „diese dichten Massen kräftiger Gestalten, die sonnenverbrannten bärtigen Gesichter unserer Helden, gemischt mit dem Volke, welches dankbaren Herzens theilnahm an der ernsten Feier, und wie charakteristisch: An den Seiten des heiligen Raumes entlang die geflüchteten Möbel, Spiegel, Betten, Tische, Stühle in Haufen, Alles bunt durcheinander; auf den Fauteuils unsere andächtigen Krieger, manch altes Mütterchen dazwischen, die Thräne im Auge. In der Mitte des Schiffes die Generalität, neben ihr die Munizipalräthe und Geistlichen der Kirche. . ."

Die Predigt, die Frommel an jenem Tage über 1. Sam. 7, 12: „Bis hieher hat der Herr geholfen" gehalten hat, sie war, wie ein Zuhörer und Zeuge der denkwürdigen Stunde schreibt, „selbst wie ein Denkstein, den er dort aufgerichtet zu Lob und Dank für die Vergangenheit, zur demüthigen Beugung für die Gegenwart, zur Hoffnung und Mahnung für die Zukunft; sie athmete nicht nur die Begeisterung jener weltgeschichtlichen Stunde, sie trug auch etwas Prophetisches an sich, sie schaute hinaus in die Zukunft des neugewonnenen Landes, in die Zukunft unseres Volkes." Frommel schloß mit dem Wunsche: „Straßburg hat die Thore geöffnet — öffnen wir ihm unser Herz und unsere Hand, damit aus den Ruinen ein Neues entstehe und diese Stadt

bald merke, daß Gott nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens mit ihr hatte. Möge sich unser Gedenkstein Ebenezer, d. h. »Bis hieher hat der Herr geholfen«, in einen Stein Pniel wandeln, d. h. »Ich habe des Herrn Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen« und ein Geschlecht heraufwachsen, in welchem durch Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit die Vorväter wieder auferstehen. Uns aber gebe der Herr, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht und Spieße zerschlägt, in diesem neuen Siege und Friedensschluß ein Unterpfand, daß Er bald zu einem ehrenvollen und dauernden Frieden helfen werde, und unser deutsches Vaterland werde, was über einem der Thore dieser Stadt steht: »Den Feinden zum Trutz, den Bürgern zum Schutz«. Wir sind ausgezogen in diesen Krieg mit dem Kyrie eleison: »Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir«, mögen wir bald heimkehren, und nicht allein wir, sondern unser ganzes Volk das Gloria in excelsis singen, ein großes: »Nun danket Alle Gott!« Das walte Gott in Gnaden."

Frommels Rede wirkte bei Freund und Feind befreiend, beruhigend. Die Aufgabe war ja bei der verwundeten und gereizten Stimmung in Straßburg nicht leicht, und für die Herren des „Consistoire" — das muß man zugeben — bedeutete es immerhin einen Akt der Selbstüberwindung, dieser Feier beizuwohnen, zu der übrigens Niemand befohlen (wie von feindlicher Seite ausgestreut wurde), sondern Alle nur eingeladen waren. Bald, ja schon während des einleitenden Gottesdienstes, war die Stimmung besänftigt. Professor Baum, der Führer der Straßburger Geistlichkeit, erzählt darüber in seinen „Lebenserinnerungen", wie folgt: „Ich geleitete die Herren zu ihren Sitzen, sie zwangen mich, unter ihnen Platz zu nehmen. . . . Als die Orgel den Choral anstimmte und die ganze Umgebung so kräftig und ernst einstimmte, überfiel mich eine Erschütterung, die mir das Wasser in die Augen brachte. Es war nicht Schmerz, nicht Rührung, es war nicht Freude und nicht Erlösungsgefühl und Dank, und doch war es ein wunderbares Gemisch von alledem zugleich.

Der Feldprediger Frommel, der mir nicht unbekannt, der seine Jugend zum Theil hier im Gymnasium und bei Pfarrer Haerter verlebt, hielt die Predigt. Unwillkürlich beschlich mich ein Gefühl von stolzer Zuversicht, welches mich wieder zur Besinnung brachte und sich etwa so übersetzen läßt: »Diese grausamen Helden sind einmal Protestanten, die etwas zu Stande gebracht und etwas gelten in der Welt, und die singen mit dir deine deutschen heiligen Lieder und schämen sich derselben nicht.«*) — Ich wurde wieder Herr meiner selbst und dachte: Gottlob, daß es vorüber und daß es so vorüber ist."

Ernst und Humor trafen sich in der Begegnung Baums mit Werder am Schluß des Gottesdienstes. Der General fragte, ob der Herr Präsident noch einen persönlichen Wunsch habe, wenn es in seiner Macht liege, wolle er ihn gern erfüllen. Baum entgegnete: „Excellenz erinnern sich wohl aus Ihrer Jugend des Schwankes: Der Kaiser und der Abt. Mit Hans Bendix, dem Schäfer kann ich wohl sagen: Groß hab ich, Herr Kaiser, soeben nichts nöthig, doch seid Ihr in Ernst mir zu Gnade erbötig, und hab ich mal für meine Stadt Straßburg eine Bitte und fürs Elsaß, so werden Ew. Excellenz mir erlauben, mich Ihres huldvollen Anerbietens zu erinnern." Da klopfte ihm v. Werder auf die Schulter, es zog ein Lächeln über das eiserne Faltengesicht, und er antwortete schlagfertig: „Ha, sagte der Kaiser, ich merke, Geselle, du trägst das Herz wie den Kopf an der rechten Stelle! Seine Majestät wird Alles thun für Ihre Stadt und Ihr Land. Versichern Sie das Jedermann." Werder aber gab sogleich der Stadt den Thatbeweis seiner Worte: er erließ ihr die angedrohte Kontribution.

*) Vergl. „Krieg und Sieg", I, S. 272 (wo Frommel von den improvisirten Feldgottesdiensten spricht): „Was ist es doch, wenn in solchen Zeiten und Stunden Jemand unserem Gefühle das rechte Wort leiht und in Morgenandacht, in gemeinsamem Lied die Seele sich ausströmen läßt! Es machte doch überall auf Katholiken und Evangelische einen tiefen Eindruck, daß unsere Leute keine Heiden seien, sondern sich dem Worte Gottes als einer Macht beugten. Das gaben auch tieferblickende französische und sonst ultramontan gesinnte Geistliche zu."

Als Feld-Divisionspfarrer hatte Frommel nun „dienstlich" in Straßburg eigentlich nur so lange zu bleiben, als das Korps, dem er zugetheilt war. Trotzdem blieb er im Ganzen sechs Monate. Was ihn festhielt, war nicht besonderer Wunsch, auch nicht der königliche Befehl allein, sondern das Gefühl der Verpflichtung und das Bewußtsein, daß gerade er in der eroberten Stadt eine Aufgabe zu erfüllen habe. Seine Behörde erkannte dies, indem sie auf General v. Werders Vorschlag Frommel am 1. Oktober 1870 zum Garnisonpfarrer von Straßburg ernannte. Die buntgemischte Straßburger Garnison, das große Militärspital und die vor Straßburg liegenden Feldlazarethe, die keinen preußischen Geistlichen mehr zur Bedienung hatten, wurden ihm als Arbeitsfeld überwiesen. Dabei war die äußere Lage des Divisionspfarrers durchaus noch nicht gesichert. Noch am 11. Oktober schreibt er an den Feldpropst:

„Es will uns Niemand, ehe wir nicht ein Schreiben des Kriegsministeriums haben; so lebe ich aus meiner Tasche fort mit Gaul und Mann. In dem Quartier, in dem ich lag, war ein Pfarrer, der selbst nichts hatte, der Alles nach Straßburg geflüchtet und dem dort Alles verbrannte. Hier bin ich zu meinem Vetter gezogen, weil das Haus unbeschädigt war, aber der hatte auch nichts zum Leben. Ich habe darum das Loos erleichtert und brüderlich mit Allen getheilt.*) . . . Mich hält ja vornehmlich das Interesse des Landes. Man bittet mich fast fußfällig, nicht zu gehen. Wenn ich jetzt die schwerste Arbeit habe, die der Versöhnung nach so schweren Leiden, und plötzlich dann ein Anderer von oben herunterschneite, der mit den Verhältnissen und Personen gar nicht vertraut ist, so würde mir das natürlich schmerzlich sein . . ."

Die Arbeit forderte viel Geduld, viel Takt — galt es doch, das Vertrauen erst mühsam wieder zu gewinnen, das unter all den Trümmern mit begraben lag. Viel Gutes stifteten da zu-

*) Dafür hatte Reichard den Vetter furchtlos und treu, trotz aller Spottgedichte, die es deshalb auf ihn regnete, bei sich behalten.

nächst Frommels Gottesdienste, die, seit dem 9. Oktober regelmäßig in der Thomaskirche gehalten, neben den deutschen Soldaten auch die Straßburger anzog. Frommel hatte gleich nach seiner Ernennung die ersten Geistlichen der Stadt, den Präsidenten des Oberkonsistoriums und des Direktoriums besucht; er fand überall die wohlwollendste Aufnahme und empfing ihre Gegenbesuche.

Am 9. Oktober zog auch das Generalgouvernement, das bis dahin noch in Hagenau geblieben, feierlich in Straßburg ein, nachdem bereits am 30. September ein eigenes Gouvernement für die Stadt unter dem schneidigen General v. Ollech*) als Chef errichtet war. Am Sonntage darauf feierlicher Kirchgang und Predigt Frommels in der Thomaskirche über das Evangelium des Tages, den „Jüngling zu Nain"; wobei der zweite Theil das Evangelium anwandte auf das Wiedererwachen deutschen Geistes in der elsässischen Jugend, welche der Mutter, der bisher in Wittwenkleid und Trauer gehüllten Germania, wiedergegeben werde.

Die Predigt ist nicht mehr erhalten, dagegen eine Antwort Frommels auf den Brief eines nicht näher bezeichneten Engländers, vielleicht Amtsbruders oder theologischen Lehrers. Der betreffende Herr hatte sich offenbar gemüßigt gefunden, im Anschluß an die gehörte Predigt, den Glaubensstand Frommels und des alten Kaisers Wilhelm in Zweifel zu ziehen, und namentlich gerügt, daß in der Predigt die richtige Auffassung von der göttlichen Natur Christi nicht deutlich genug zum Ausdruck gekommen sei.

Frommel antwortet ihm unterm 18. November 1870. Nachdem er den „dear Sir" zunächst über den Glaubensstand seines geliebten Königs beruhigt und die wahre und tiefe Demuth hervorgehoben, die dieser seit Anfang des Krieges an den Tag gelegt, fährt er fort: „Wenn bei den vielen Ansprachen und Proklamationen, die der König zu halten hat, mitunter das Wort »Vorsehung« statt Gott vorkommt, so bedenken Sie, in welcher Eile solche Reden

*) v. Ollech, der später als Direktor der Kriegsakademie Hervorragendes leistete, starb in Berlin 1884. Mit Frommel war er seit den Straßburger Tagen eng befreundet.

und Erklärungen abgefaßt werden. Mich selbst brauche ich wegen meiner Rechtgläubigkeit nicht zu vertheidigen. Es ist nicht der Wortlaut, sondern der ganze Tenor, der Sinn einer Rede, welcher ihr die Farbe giebt. Vielleicht nehmen Sie sich einmal die Zeit, in meine gedruckten Predigten zu schauen, Sie werden darin sehen, wie ich meine ganze Zuversicht im Leben und im Sterben auf die Gnade und die Person meines Heilandes Jesus, des Sohnes Gottes, allein setze . . . die erste Predigt aber in der eroberten Stadt, für die ich selbst eine so brennende Liebe fühle, ist nicht für Professoren der Dogmatik gemacht noch gehalten, und wenn ich es auch gewollt, ich hätte keine Zeit dazu gehabt! Glauben Sie aber, verehrter Herr, daß, wenn ich von meinem Herrn Jesus, als dem »Herrn« rede, ich es wirklich so meine. Und so bitte ich Sie, mich weiterhin zu verstehen, und reiche Ihnen die Bruderhand."

Die Gottesdienste waren von jenem Sonntage an stets überfüllt. Sie wurden um 11 Uhr gehalten und viel von Straßburgern besucht. Am 30. Oktober, als am Reformationsfeste, wurde das heilige Abendmahl gefeiert, wobei die Geistlichen der Thomaskirche assistirten.

Trotz des großen Wechsels der Garnison gelang es Frommel doch, einen Kirchenchor von 120 Mann herzustellen. Die Hautboisten, namentlich des 47. Regiments und des württembergischen 4. Infanterie-Regiments, die er hinter die einzelnen Stimmen stellte, leisteten den besten Vorschub, so daß der Chor am Todtenfeste eine wahre Musterleistung ausführte. Die Feier wurde mit Beethovens Eroica eingeleitet. Die verhüllten Fahnen standen am Altar. Frommel predigte über den Text: „Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen." Am Abend fand eine große Abendmahlsfeier statt, an welcher viele Offiziere theilnahmen, die bald darauf, zum Werderschen Korps stoßend, den Heldentod starben, unter ihnen der Graf v. der Schulenburg, der bei Montbéliard fiel. Die Predigten waren überhaupt wesentlich Zeitpredigten, Vorbereitungen zu Kampf und Tod. Frommel selbst schreibt an einen Barmer Freund in jenen Tagen:

„Mein Leben geht denn hier allezeit in der alten Arbeit der Predigt, der Vermahnung und Tröstung fort. Ich muß die Predigt nach dem Maß der hier durchziehenden Truppen halten. Bald Württemberger, bald Preußen, bald Bayern, bald Linie, bald Landwehr, bald Alte und bald Junge, kurz ein rechtes Sammelsurium des Deutschen Kaiserreiches. Da gilt's nicht zu hoch greifen! Mein Bestes ist die Musik, die hauptsächlich lockt und den Anfang beim Gottesdienst machen muß."

Inzwischen waren die Lazarethe überfüllt von Verwundeten und Pockenkranken Er bat dringend, einen Lazarethpfarrer zu senden, der ihm auch in der Person des Pfarrers Rinck aus Frücht, später Pfarrer an St. Ansgari in Hamburg, zu Theil wurde. Mit großer Treue und Hingebung hat derselbe dort monatelang gearbeitet. — Während dieser Zeit kamen viele erkrankte Feldgeistliche durch Straßburg, u. A. Lazarethpfarrer Schulze-Nölle, Divisionspfarrer Warns, Lazareth-Oberpfarrer Rettig, Prediger Müllensiefen. Zum Theil haben sie sofort in den Lazarethen geholfen, namentlich Warns, der dann selbst an den Pocken erkrankte. — Eine Menge von Beerdigungen nahmen Frommels Thätigkeit in Anspruch. Außerdem ertheilte er den beiden Kindern des Grafen Bismarck-Bohlen wöchentlich viermal den Konfirmandenunterricht.

Dazu kamen fast täglich neue Anliegen elsässischer Bewohner um Begnadigung und Fürsprache und der Besuch derselben in den Gefängnissen. Allerhand wunderliche Bitten liefen da unter. Da bat ein elsässischer Pfarrer, einem Ackermann seiner Gemeinde, der wegen einer Flinte, die sich bei ihm vorgefunden, zu einem Monat Gefängniß verurtheilt war, Verschiebung oder womöglich Verkürzung der Strafe zu erwirken, „weil jetzt gerade Zeit der Frühsaat sei"; — da ersuchte eine französische Ehefrau aus Bourgneuf (Savoie), die „alle Schrecken einer belagerten Stadt durchgemacht" und sich von ihrem Gatten trennen mußte, der bei der Kapitulation von Straßburg gefangen genommen, um Mittheilung des Ortes, wo ihr Mann in Haft sei; da appellirte eine Fabrikantenfrau aus Nieder-Elsaß an

den frommen Sinn des Verfassers des „Heinerle von Lindelbronn", eine andere an „den Sohn des Galleriedirektors, den sie im Haus der Majorin Scheffel so oft getroffen", — und was der Begründungen mehr waren. Natürlich konnte Frommel kaum in der Hälfte von Fällen irgend etwas thun. Aber wo es nur möglich war, scheute er nicht Zeit noch Mühe.*)

Einen Liebesdienst im Großen hat Frommel dem Elsaß und seinen evangelischen Brüdern geleistet. Unter dem unmittelbaren Eindruck des Elends und der Verluste, die Straßburgs Beschießung auch der evangelischen Gemeinde gebracht, war er Anfang November 1870 mit einer Bitte an den evangelischen Oberkirchenrath herangetreten. Sie galt der Neuen Kirche, deren ausgebrannte Stätte die evangelischen Christen am tiefsten berühren mußte, der Kirche Taulers, deren prachtvoller Chor die herrliche Straßburger Bibliothek in sich schloß. Nur die hohen Wände standen noch und der Giebel der Kirche, die Pfeiler waren von der Hitze geborsten und die herrliche Orgel verbrannt, die ganze Kirche eine großartige Ruine.

Frommel kam der Gedanke, ob nicht durch eine im ganzen evangelischen Deutschland erhobene Kollekte hier eine große Handreichung geschehen könne. Lagen doch vor Straßburg die Krieger aus allen deutschen Landen, die Reserveartillerie aus Königsberg, die Garde-Landwehr, die sich aus allen Provinzen Preußens rekrutirte, württembergische Artillerie und die ganze badische Division. „Straßburg hatte vor seinen Thoren das Bild eines einig gewordenen deutschen Volkes, das im blutigen Kampfe rang, um die Stadt zu erobern, soll Straßburg nicht den Eindruck erhalten, daß das deutsche Volk nicht bloß in der Hülfe für die

*) Frommel schreibt darüber einmal: „Meine Stellung war wesentlich die eines Vermittlers zwischen der Bevölkerung und dem Generalgouvernement. Gerade darum, weil Straßburg mir in der Jugend eine zweite Heimath war, glaubte man um so mehr auf Verständniß und Hülfe hoffen zu können. Ich kann hier nur bezeugen, daß von Seiten des Generalgouvernements, Grafen Bismarck-Bohlen, des Adjutanten Grafen v. Kalnein Alles zur Versöhnung geschehen ist, wenn auch mit fester Hand der Belagerungszustand durchgeführt wurde".

äußere Noth, sondern auch in evangelischer Handreichung eines Sinnes geworden?" Die neue Kirche ist dazu unter allen die unbemitteltste, ihr einziges Vermögen, das Pfarrhaus bei der Kirche, völlig ausgebrannt.*) . . . Die Sache eilt. Noch ist das Gefühl für Straßburg rege, und sein Nothschrei wird gehört. Bald wird man in ästhetischem und katholischem Interesse sammeln für eine Wiederherstellung des beschädigten Münsters. Mag man das thun. Die evangelische Kirche Deutschlands hat eine andere Aufgabe. . . . Sollen die Evangelischen, wie sie bereits zum großen Theil den Kölner Dom fertig bauen halfen, auch die Kathedrale Straßburgs herstellen . . .?" Um der Sorge und Angst willen, von der die evangelischen Brüder in diesem Kriege stündlich durch ihre eigenen Volksgenossen getroffen worden, bittet Frommel, den Gedanken des von ihm angeregten evangelisch-protestantischen Werkes in Erwägung zu ziehen, und schließt seinen Antrag: „Habe ich zuviel geredet, so habe ich es dem Herrn und den Brüdern zuviel geredet."

Der Oberkirchenrath versprach, sich der Sache anzunehmen.

Schwerer freilich als der äußere war der innere Aufbau der elsässischen Kirche. Unter welche Oberhoheit sollte sie gestellt, wie sollte sie organisirt werden? — Man hat späterhin öfters Frommel das Verständniß für Fragen der Organisation der Kirche abgesprochen — das Ministerium des Innern muß doch wohl anders über Frommel gedacht haben, sonst hätte es ihn nicht aufgefordert, seine Gedanken und Vorschläge über die etwaige Neugestaltung der elsässischen protestantischen Kirche in einem Bericht — ähnlich wie ihn das Gouvernement über die allgemeinen Zustände gefordert — niederzulegen. Er that es in folgendem Schreiben:

„Die Behandlung der kirchlichen Verhältnisse eines Landes wie das Elsaß ist ungleich schwieriger als die politische Einlie-

*) Nicht eine einzige Kirche war ganz unbeschädigt geblieben, St. Aurelien glich einem Trümmerhaufen, ebenso drei Pastorate völlig und vier zum Theil ein Raub der Flammen, auch das erst 1859 erbaute protestantische Gymnasium.

derung in einen Staat, hier des Elsasses, in Preußen. Während im Staate feste und zum Theil erprobte Normen in Gesetzgebung und Verwaltung vorliegen, in welche wohl oder übel die neue Provinz sich zu fügen hat, so sind gerade im Augenblick in Deutschland und Preußen insonderheit auf kirchlichem Gebiet gänzlich unfertige Verhältnisse. Ein Altes bricht, und das Neue ist noch nicht da. Dazu greift allzu leicht auch die Abneigung einer annektirten Provinz gegen die politische Macht nach einer »Verletzung des religiösen Gewissens«, um sich zu decken. Je mehr neue Provinzen in einen Staat wie den preußischen einverleibt werden, desto mehr wird der Staat dazu gedrängt, endgültig schlüssig zu werden, nach einem allgemeinen Prinzip die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, ein Prinzip, was dann freilich nicht ohne Rückwirkung auf die alten Provinzen bleiben kann. Ein solcher Entschluß ist daher von großer Tragweite — und dennoch, er muß gefaßt werden, sollen nicht die kirchlichen Dinge von vornherein falsch behandelt und dadurch gerade die Bestgesinnten in ihren Ueberzeugungen aufs Empfindlichste verletzt werden.

Verstehe ich die Sachlage recht, so ist seit 1866 eine andere Bahn auf kirchlichem Gebiet eingeschlagen worden denn vorher. Die frühere territorialistische Idee der Staatskirche ist im Prinzip aufgegeben und die Selbständigkeit und das historische Recht der Provinzialkirche im Bekenntniß und Kultus anerkannt worden. Der Centralisation im Staate gegenüber kann nur die Decentralisation in der Kirche ein segensreiches Gegengewicht bieten. Hier muß das »Suum cuique« Preußens zur Geltung kommen und das Wort des Herrn zur Wahrheit werden: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist«. Von diesem Gesichtspunkt aus ergiebt sich als Nothwendigkeit, den Rechtsbestand der beiden protestantischen Kirchen im Elsaß unumwunden anzuerkennen. Dieser Rechtsbestand ist unzweifelhaft und klar. Es besteht im Elsaß die Kirche augsburgischer Konfession mit ihrem Direktorium und Oberkonsistorium, die reformirte ebenfalls mit ihrem Konsistorium. Die letztere bedeutend kleiner, ein fast verschwindender Theil.

Der Rechtsbestand der lutherischen Kirche, um die es sich vornehmlich handelt, ist niedergelegt in der straßburgischen Kirchenordnung, von Freund und Feind anerkannt. Was alle französischen katholischen Regierungen seit dem westfälischen Frieden, was Königthum, was Republik und Kaiserreich nicht anzutasten wagten, darf am allerwenigsten Preußen, der protestantische Staat, angreifen. Es hat, wenn es Friede haben will, auf dem Boden des historischen Rechtes der Provinzialkirche dieselbe in ihrem Bekenntniß, in Kultus und Verfassung zu schützen. »Le droit c'est la paix.«

Somit ergiebt sich, daß die elsässische Kirche fürs Erste nicht unter den evangelischen Oberkirchenrath in seiner jetzigen Zusammensetzung gestellt werden kann, will man nicht von vornherein den Schein der Unionseinführung erwecken, der gewiß dem evangelischen Oberkirchenrath fern liegt. Zudem ist bis jetzt ja nicht entschieden, ob diese Provinz völlig preußisch oder Bundesland wird. Nichtsdestoweniger aber muß jetzt mit der Verbesserung und der Hebung der kirchlichen Verhältnisse vorgegangen werden. So wunderlich die Verfassung der elsässischen Kirche sein mag — dies Gemisch von Imperialismus und Demokratie*) — man lasse sie einstweilen stehen. Sie fällt in sich zusammen, da auch die anderen Lutheraner in Frankreich an ihr partizipirten. — Die Verbesserung ruht zunächst in der Personalveränderung. Man kann mit einer relativ schlechten Form wirthschaften, wenn nur die rechten Persönlichkeiten da sind, und umgekehrt können

*) Das damalige Oberkonsistorium entspricht in seiner Zusammensetzung etwa derjenigen unserer Generalsynode; außer den Direktoriumsmitgliedern gehörten ihm an die geistlichen Inspektoren der gesammten Kirche augsburgischer Konfession: Elsaß, Paris, Montauban. Es war die legislative Behörde, aus deren Mitte das „Direktorium" gewählt wurde, das mit dem von der Regierung ernannten Präsidenten und einem Rath die exekutive Behörde bildete. Somit war Kirchen- und Synodalregiment in Eins verbunden. Eine Appellation vom Direktorium an das Oberkonsistorium gab es also im Grunde nicht. Diese wunderliche Verfassung war theils aufgezwungen, theils durch den Liberalismus herbeigeführt, der das konstitutionelle Element in die Kirche zu übersetzen bemüht war.

verfehlte Persönlichkeiten die beste Form verderben. Daß das Direktorium in seiner jetzigen Zusammensetzung nicht haltbar ist, beweist die Anlage. . . Wir können nicht mit Leuten regieren, die sich als Träger der kaiserlichen Politik gezeigt; die feindlichen französischen Elemente müssen heraus.

Ich würde Euerer Excellenz vorschlagen, wie Sie bereits einen Referenten in Zoll-, Steuer-, Schulsachen haben, so auch einen solchen in Kirchensachen zu ernennen, und nenne Euerer Excellenz den Dr. Fabri, Inspektor des Missionshauses in Barmen. Er ist Süddeutscher (Bayer) von Geburt, lutherisch erzogen und in seiner ganzen Anschauung und Veranlagung lutherisch, hat dabei einen weiten Blick und das Sensorium für jede Regung kirchlichen Lebens. In seiner äußerst schwierigen Stellung hat er es gelernt, die widerspenstigsten Geister zu einen, überall versöhnend zu wirken. In der theologischen Wissenschaft anerkannt, Doktor der Theologie und Philosophie, ist er ein Mann von Ruf, der auch den Theologen Straßburgs die Stange hält. Besonders aber ist es sein Einfluß auf junge Geistliche, die Frische der Anregung, die ihn auszeichnet. Er kennt die süddeutschen und elsässischen Verhältnisse, und es wird ihm ein Leichtes sein, sich darin einzuleben. Er müßte in Verkehr treten mit der Geistlichkeit, um sich die Persönlichkeiten auszuersehen, die in das neue Direktorium einzutreten hätten."

Die weiteren Vorschläge Frommels gründen sich auf eine eingehende Kritik der damaligen Mitglieder des Direktoriums und der protestantischen Fakultät; unsere Leser werden schwerlich verlangen, daß wir ihnen dieselbe mittheilen, — noch weniger aber werden sie begreifen, daß dies in den von uns nicht mitgetheilten Stellen so ganz persönliche, geheime Aktenstück von dem Ministerium den gekennzeichneten Personen brevi manu mitgetheilt worden ist, — wahrlich der kürzeste Weg, um alle Vorschläge und möglichen Verbesserungen im Keim schon zu ersticken und Frommels Stellung im Elsaß ebenso wie die Mission Dr. Fabris, der, auf jenen Bericht hin, vom Bundeskanzler empfangen und thatsächlich nach Straßburg entsandt wurde, ungemein zu erschweren,

wenn nicht unmöglich zu machen. Im Uebrigen haben ja die Ereignisse alle damaligen Kirchenpläne überholt dadurch, daß das Elsaß Reichsland wurde und die kirchlichen Dinge in ihrer weiteren Entwickelung sich selbst und der Zeit überlassen wurden, die denn auch mit Gottes Hülfe viele der Schäden geheilt, die Frommel sich damals verpflichtet hielt, ohne Rückhalt aufzudecken, und ebenso manche seiner Hoffnungen für die Zukunft, vor Allem den engeren Zusammenschluß der lutherischen und der pietistisch-gläubigen Richtung im Lande, ihrer Verwirklichung näher gebracht hat.

Das preußische Ministerium muß damals die Möglichkeit, Frommel auch persönlich unter irgend einer Form in die Verwaltung der elsässischen Kirche hineinzubringen, ernstlich erwogen haben. Dies geht aus dem folgenden und einem späteren Briefe Frommels deutlich hervor. Wie vorauszusehen, nahm er dieser Frage gegenüber eine entschieden ablehnende Stellung ein. Er schreibt unterm 31. Oktober 1870 einem Barmer Freunde:

„Ueber meine Zukunft kann ich nichts sagen. Es scheint, daß ich nicht losgelassen werde, und doch treibt es mich in mehr denn einer Beziehung nach Hause. Ich habe hier zunächst meine Aufgabe vollendet. Es galt ja wesentlich, den Leuten bei der Belagerung Trost, Fürsprache zu sein und in der ersten Zeit die Vermittelung, Ueberbrückung. Nun kommen die stilleren, in mancher Beziehung schwierigen Aufgaben, die der Kirchenleitung und -Reinigung. Ich habe mich und das Maß meiner Kräfte geprüft und mich gefragt, ob ich's habe hinauszuführen. Ich mußte mir sagen: Nein. Zu den Müden zu reden, sie zu trösten, das hat mir der Herr gegeben und giebt mir auch in der Predigt jeden Sonntag mehr und mehr Gelegenheit, den Mund aufzuthun und Soldaten und Gemeinde zum Frieden zu reden. Aber etwas Anderes als die Kanzel ist der grüne Tisch. Dazu bin ich nicht angethan. Das Ueberladensein mit äußerlicher geschäftlicher Arbeit, Nummern und Erlassen, würde bei mir den freien Schwung hindern.

Und dann: hier ist Kampf und Streit, ähnlich wie in Baden, und es wäre zum Theil ein altes Elend, in das ich müßte. Dann sind mit wenig Ausnahmen die Menschen hier

klein, klein von Begriffen und Anschauungen, Alles verläuft familienhaft und persönlich, so daß der Kampf ein doppelt schwerer würde. Es ist also nur eine Rodearbeit wie im Urwald, Gesetz zu treiben, und nun mit den Erfahrungen und Erkenntnissen von Barmen wieder ans ABC — ja, kann man das?

Sie begreifen, daß ich mir das Alles sagen mußte. In Berlin die stille Häuslichkeit inmitten alles Treibens umher, hier das öffentliche Leben mit der öffentlichen Stellung; dort ein Unbekannter, hier ein Bekannter, in manche Blutsbande noch geschlagen, die durch die offizielle Stellung Noth gelitten haben würden. Dazu noch als Unirter in einer lutherischen Kirche — das Alles überschauend und das Heil des Hauses und der Seele, mußte ich Nein sagen."

An den Feldpropst schreibt er am gleichen Tage:

„Da sitze ich denn noch hier, den Boden freilich, wenn nicht glühend, doch locker unter den Füßen. Je mehr ich die Sache ansehe und überlege, wird mir's doch klar, daß meine Aufgabe hier zu Ende geht. Das Schwerste ist wohl überwunden; in die kirchlichen Dinge will man hier vorerst nicht greifen. Sehe ich meine Kraft und Begabung an, so liegt sie nicht nach der Seite der Administration und Kirchenleitung. Ich habe mit meinem Schwiegervater und mit bewährten Freunden darüber gesprochen, die alle mir Recht geben. Dazu geht meine Berliner Gemeinde auseinander, was mir sehr leid thut. Meine Konfirmanden und die Gemeinde, das treibt mich zu bitten, dazu daß Bruder Wilke*) mir schon zweimal schrieb wegen seines Heimgehens, worüber ich ihm nichts sagen konnte. Ihn treibt es heim, was ich völlig begreifen kann. Ich meine, darin liegt ein Wink für mich zur Heimkehr. . . . Die einzige Freude sind unsere Gottesdienste, zu der die Gemeinde Straßburgs mit jedem Sonntag mehr drängt. Aber das kann ja auch ein anderer Geistlicher versehen, und Sie werden gewiß einen taktvollen Garnisonpfarrer auftreiben können für Straßburg. Wüßten Sie keinen, könnte ich mit einem

*) P. Wilke hatte Frommels Schwager Baehr in Berlin abgelöst.

dienen. Er ist ein Badenser, den ich gern heraus hätte, der das Elsaß kennt und der entschiedene Rednergabe hat.

Nun, bester Herr Propst, lassen Sie mich nicht zu lange zappeln! Sonst rücke ich Ihnen an einem schönen Tage vor die Propstei. Vielleicht wäre es das Beste. Wir könnten uns dann am ehesten verständigen. Wollen Sie mich, wenn der Friede geschlossen und ich halbwegs brav war, einmal zum Generalissimus der Divisionspfarrer im Elsaß machen, — so ist das dann eine Sache für sich!

Nun denn, ade! Haben Sie tausend Dank für alle Liebe, die Sie und Ihre liebe Frau den Meinen erweisen, und seien Sie aufs Herzlichste umarmt von Ihrem treuergebenen

E. Frommel."

Eine bindende Antwort zu geben, war der Feldpropst offenbar nicht in der Lage. Frommel holte sie sich kurzer Hand selber. Anfang Dezember reiste er auf einige Tage nach Berlin, — „nur um die Seinen zu küssen und den Schmerz des Abschieds aufs Neue zu erfahren". Aus der Feldpropstei nahm er die Ordre mit, daß er bis Ostern in Straßburg zu verbleiben habe auf Wunsch des Königs. Daneben hat er in den kurzen Tagen gehörig für seine „blauen Jungens" gebettelt. Auf einem Vereinsabend in der Oranienstraße erzählte er jene Geschichte von dem Landwehrmann in Straßburg, dem geträumt habe in seinem Lazareth, der Garnisonpfarrer habe ihm einen Thaler geschenkt, und der ihn dann auch richtig erhalten. — So hätte auch ihm von seinen Berlinern geträumt, daß sie ihm für seine Soldaten etwas Schönes schenken würden, um den fern von der Heimath, zum Theil auch fern von Weib und Kind weilenden Brüdern in des Königs Rock den Weihnachtstisch zu decken.

Sein „Traum" ging in Erfüllung. Bare 115 Thaler brachte er von jenem Abend im Vereinshause heim, und mancher weitere Thaler, manche Liebesgabe wurde noch ins Haus nachgeschickt.

Wie er nun Weihnacht mit den Soldaten gefeiert, davon hat Frommel in „Festflammen" und „In des Königs Rock"

erzählt. Diese Feier hat ihm auch aus der Ferne noch manchen lieben Dank eingetragen, der ihm gerade zur rechten Zeit das Herz tröstete; war ihm doch öfter so, als arbeite er vergeblich unter den immer kommenden und wieder gehenden Leuten. „Denn hat man einmal Einem ein wenig ins Auge geschaut, so trommelt's, und es heißt: Auseinander! Und ob man sich hier wiedersieht, das weiß Keiner." Solche Feiern aber geben nicht nur dem, der sie veranstaltet, Gelegenheit, Andern eine Liebe zu thun, sie zeigen auch, wie Frommel sagt und wie er auch an jenem Weihnachtsabend wieder erfuhr, „ein gutes Stück deutschen Geistes und Gemüthes", an dem man sich erquicken kann.

Der Januar des neuen Jahres 1871 brachte Frommels Geburtstag. Sein Freund und ehemaliger Kirchmeister Sch. . . hatte ihn gegrüßt und, wie schon oft, ein Kistchen Cigarren geschickt; eine Freundin des Hauses hatte ihn „an der verwundbaren Ferse" angegriffen und ein paar herrlich warme Socken gesandt, die in der großen Kälte und Nässe doppelt wohl thaten. Auch für seine treuen Wirthe erhielt er allerlei Liebesgaben. Voll Dank, wenn auch nicht ohne Wehmuth im Herzen, läßt er den Gruß zurückfliegen und erzählt:

„Am 5. Januar haben wir das erste »Kaiserliche« Kind in Straßburg getauft, den kleinen Reichard, auf meinen Namen Emil, und dabei Eurer im Thale gedacht. Wie anders aber war's doch diesmal! Bei Euch im Blumenflor, umgeben von grüßender Liebe, von Fürbitte und Gebet — und hier stattdessen Eisblumen am Fenster — so wachte ich auf. Nun ja, der liebe Gott hat auch gesorgt, daß ich nicht zu kurz kam. Des Morgens grüßte die württembergische Regimentsmusik und spielte mir schöne Weisen, danach kamen die Reichardschen Kinder mit ihren hellen Stimmen — danach nicht weniger als 43 Briefe und Grüße — aus allen Himmelsgegenden, die meisten aber aus meinem lieben Wupperfeld, ein Zeugniß, daß ich nicht vergessen sei von denen, die mir so nahe standen."

Bald genug sollten für die Straßburger Garnison wie für das ganze Elsaß schwere Tage kommen. Mit einer dreifachen

Uebermacht war Bourbaki herangerückt, um Werder zu schlagen, die Feste Belfort zu entsetzen, den Elsaß zurückzugewinnen und über den Rhein nach Deutschland zu gehen, um die preußischen Verbindungslinien zu zerstören — ein gut ausgedachter Plan! Um so entscheidender und ruhmvoller für den ganzen Fortgang des Feldzuges war General v. Werders glänzende Defensive; ohne die Ankunft des zur Hülfe gesandten Manteuffelschen Korps abwarten zu müssen, hatte Werder den Feind zurückgeschlagen.

Nur kurz schreibt Frommel über jene Tage des Schreckens, nachdem sie überstanden waren, an die Gattin: *)

„Nun ist Dein lieber Brief in meinen Händen und mit ihm auch alle Sorge und Angst weg. In welcher Sorge ich war, wollte ich Dir freilich auch verschweigen. Aber die Tage vom 16. auf den 18. waren bange Tage; wir wußten nicht, ob Werder sich halten konnte. Brach Bourbaki durch, so war das Elsaß im Aufstand.**) Hier waren die Kanonen nach der Stadt gerichtet, um jeden Versuch niederzuschlagen, aber Gott hat gewehrt, und unsere Badenser haben Stand gehalten gegen eine riesige Uebermacht. Da kommen jetzt die vielen Hunderte von Verwundeten — unser junger Freund H. wahrscheinlich todt und noch manches blühende Leben. Nun ist's still geworden, und vielleicht wird's im Elsaß endlich ruhiger, da auch die letzte Hoffnung schwand."

Aus Straßburg fliegt nun auch ein Feldpostbrief hinüber nach Amiens zu seinem lieben Ulanen,***) der, inzwischen zum

*) Am 21. Januar 1871.

**) „Die Erregung stieg um so mehr, als man unbegreiflicherweise eine große Anzahl junger Leute aus dem Elsaß, die den besten Familien angehörten, ungehindert zu Bourbakis Truppen stoßen ließ. Ja, es kann als erwiesen gelten, daß von den Geldern, die zur Unterstützung der »victimes du bombardement« aus Deutschland flossen, viel zur Ausrüstung der jungen Mannschaft gegen Deutschland verwendet wurde. Es waren förmliche Bureaux dafür errichtet. Schon hier begann jene stille Unterminirungsarbeit der Civilverwaltung gegen die militärische, die später so verhängnißvoll für die Entwickelung des Deutschthums im Elsaß werden sollte." (Aus einem Briefe Frommels.)

***) Vergl. S. 93.

Vicewachtmeister aufgerückt, ihm zum 5. Januar geschrieben hatte:

„Da hab ich", antwortet er, „Ihren lieben Brief in Händen und kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich des Grußes gefreut. Fühlte ich doch den warmen Pulsschlag wie früher so jetzt im Ulanenrock. »Von Allen gefürchtet« — doch geliebt von denen, die Sie kennen und auf dem Herzen tragen, und begleitet von ihren Grüßen und Gebeten, so sausen Sie dahin! Ach, wenn mancher französische Mann gewußt, welch unsichtbare Schar den Reiter begleitet! — Nun sind Sie avancirt, in jedem Sinn, nordwärts und in der Stufe der Ehren, und der »Leutnant« wird auch noch heimkehren, mit dem Kreuz auf jeden Fall, entweder dem auf der Brust oder dem auf dem Rücken oder mit beiden! Wie muß Ihnen doch manchmal wunderbar zu Muthe gewesen sein — und wie an der Weihnacht! Erinnern Sie sich noch der letzten? Wenn Ihnen Jemand gesagt: Uebers Jahr wird Dein Christbaum auf dem Schneefeld stehen, die Lichter die Sterne sein, den Tod vor Augen, und statt des »Frieden auf Erden« wird's hallen vom Krieg bis aufs Messer — ach ja, den würde man groß angestaunt haben. Und nun ist's doch so, und wenn's nur zum Frieden führt und wir heil nach Hause kommen, da wollen wir's nicht schelten.

Dieweil Sie im Norden operiren, bin ich im Süden beschäftigt mit der Zähmung der widerspenstigen Elsässer und Straßburger. Elsaß ist eben ein seiner Mutter geraubtes Kind, von einer schlechten Amme verpflegt und der Mutter sich kaum erinnernd, die jetzt mit sehr starken Armen das Kind gewaltsam an sich reißen muß. Das thut freilich weh für den Augenblick — aber es wird sich doch geben. Es ist für uns auch nicht angenehm, erst zu bombardiren und dann — bombardirt zu werden mit allerlei Bosheit und Unverstand untereinander und ist für mich eine rechte Geduldsprobe. Und doch — 's ist eine große Zeit, die wir erlebt, unvergeßlich für Alle! Und so gewiß auch für Sie, mein theurer Freund, — Heimkommen zu dürfen mit reicher Erfahrung, den Eichenkranz auf dem Helm — das ist

was Köstliches. Wie oft ich Ihrer gedacht und den stillen Mahner am Finger angeschaut, kann ich nicht sagen. Aber die Ohren müssen Ihnen doch manchmal geklungen haben. Ob Sie beim Kampf unter Goeben mit waren? Wie schön ist doch die Geschichte des rettenden Maire! Das Alles wollen wir uns sagen, wenn wir heimkehren und uns mal in Barmen oder Berlin die Hand reichen. Da will ich Ihnen auch danken für die treue Liebe, die Sie mir bewahrt haben, und bitten, daß es also unter uns bleibe!" (Straßburg, 6. Februar 1871.)

Im Ganzen sah es noch trübe aus drinnen und draußen. Das „Direktorium" bereitete im Verfolg manche Schwierigkeit bei Anstellung von Geistlichen, wobei mehr als einmal versucht wurde, französisch gesinnte gleichberechtigten deutschen Bewerbern vorzuziehen. Auch von hoher katholischer Seite wurden Feindseligkeiten versucht: der Bischof von Straßburg beklagte sich*) in völlig ungerechtfertigter Weise über die Benutzung der (dem Staat gehörigen, also von Hause aus paritätischen) Kapelle des Militärlazareths zu Colmar durch den evangelischen Geistlichen. Auf den Bericht des Kommandanten von Colmar und die energischen Vorstellungen Frommels wurde der Bischof mit seiner Beschwerde vom Generalgouvernement abgewiesen und der evangelische Gottesdienst nach wie vor in der Kapelle abgehalten. Eine öffentliche Beschimpfung des deutschen Namens durch Zöglinge eines Priesterseminars wurde ebenso unnachsichtlich geahndet. Auf offener Straße hatten die jungen Herren, als Frommel mit seinen Feldsoldaten vorüberging, laut gerufen: „Cochons prussiens". Der Führer des Instituts wurde vernommen und mit 6 Tagen Citadelle bestraft.

Die Passionsgottesdienste und Abendmahle kamen unter großen Schwierigkeiten zustande, da die Kirche in letzter Zeit von den Straßburger Amtsbrüdern sehr ungern überlassen wurde. Doch hat Frommel, wie er in einem Briefe an seinen Bruder schreibt,

*) In einem Erlaß an den Pfarrer Mayblum von Colmar, vom 9. Februar 1871.

an dem kirchlichen Sinn des Gouverneurs v. Ollech und seines Adjutanten, Grafen Philipp zu Eulenburg, in jeder Beziehung wirksame Unterstützung gefunden.*)

Endlich brachten die wuchtigen Schläge von Montbéliard und Villersexel und der Fall von Paris den langersehnten Friedensschluß. Am 3. März konnte in Straßburg Friedensfest gefeiert werden.

Frommel hatte als Text genommen Psalm 46: „Dem Herrn die Ehre!" 1. Groß in seinem Gerichte, 2. Größer in seiner Gnade, 3. In Beidem ewig anbetungswürdig! — Wieder war die Kirche über die Hälfte mit Straßburgern gefüllt.

Noch einen erhebenden Festtag durfte Frommel bald darauf mit seiner Garnison begehen: den ersten Geburtstag des Deutschen Kaisers, am 22. März; tags zuvor war ein Denkmal in Schiltigheim für die gefallenen Artilleristen errichtet worden.

Frommel sollte, wie wir sahen, zu Ostern, am 1. April heimkehren. Jetzt wurde (wohl vom Straßburger Gouvernement aus) allen Ernstes der Antrag gestellt, ihn ganz im Elsaß zu lassen. Aber er blieb fest, aus den Gründen, die wir kennen, um so mehr, als ihn in letzter Zeit der Zuzug von deutschen Beamten, die dem deutschen Namen wenig Ehre machten und viel zur Verbitterung selbst gutgesinnter Elsässer beitrugen, das Drückende seiner Lage stärker wie je empfinden ließ. Er erhielt denn auch auf sein Gesuch am 18. Februar 1871 als Antwort die Verfügung des Kultusministers „daß Se. Majestät nicht beabsichtige, Frommel in Straßburg zu belassen, sondern daß er am 1. Mai sich wieder nach Berlin zu begeben habe."

Unterm 3. März wurde Frommel das Eiserne Kreuz zu Theil. Er hielt seine Abschiedspredigt am 15. Mai, nachdem ihm Nachurlaub bis Anfang Juni gewährt war.

---

*) Graf (jetzt Fürst) zu Eulenburg, der zugleich als talentvoller Dichterkomponist auf dem Gebiet der Ballade sich einen Namen gemacht, trug damals in Straßburg in kleinem Kreise, zu dem auch Frommel gehörte, zuerst seine „Skaldenlieder" und -Märchen vor, so wie nur der Komponist selbst seine Sachen wiedergeben kann.

„Viel Liebe", so schreibt Frommel in einem Erinnerungsblatt, das auf jene ganze Zeit zurückblickt, „ist mir in Straßburg geworden neben manchem bittern Haß. Hinter mir lag eine große Zeit, an die ich nur bewegten Herzens zurückdenken kann, im Ganzen vielleicht die ereignißreichste Zeit meines Lebens. Wunderbar hatte meines Gottes Führung mich an den Ort meiner Jugend wieder zurückgeführt. Einen der denkwürdigsten Tage durfte ich miterleben nach den schmerzlichen Tagen der Beschießung. Meine Feuertaufe als Feldprediger habe ich vor und in Straßburg erhalten. Mit der Armee hat mich jene große Zeit unauflöslich verbunden, und am 18. Juni durfte ich vor Kaiser und Reich die Dank- und Siegespredigt halten, eine unvergeßliche Stunde meines Lebens. Wollte Gott, daß das schwer errungene Land durch treue innere Arbeit ein lebendiges Glied am Leibe des deutschen Volkes werde und nicht eine offene Wunde bleibe!"

Nur Weniges haben wir diesen Worten und dem ganzen Kapitel beizufügen. Frommel hat, besonders für die Predigt, unter seinen blauen Beichtkindern viel im Felde gelernt. Was ihm v. Ollech einst nach einer Predigt über den Hauptmann von Capernaum mit der Anerkennung sagen wollte: „Heut haben Sie den Kasernenschlüssel gehabt!",*) das drückt er selbst später mit den Worten aus:**) „Brot will der Mann haben, keinen Kuchen! ins Herz will er getroffen sein, nicht in den Kopf. Wieviel giebt's da im Feld zu lernen, und noch mehr zu verlernen! Aber das ward mir klar: einen Vorrath muß Einer schon im Frieden gesammelt haben, wenn er im Kriege schlagfertig sein will."***)

*) Thema: Wer ist ein Mann? Antwort: Wer lieben, beten, glauben kann!

**) In „Krieg und Sieg".

***) Ebenda: „Die Predigtregel Dr. Luthers: »Tritt fest auf, thu's Maul auf, hör bald auf!« galt hier ganz besonders. . . . Jener Regimentskommandeur hat sie auf seine Weise befolgt nach Sedan, der vor versammeltem Regiment sagte: »Wer jetzt nicht an den lebendigen Gott glaubt, der ist ein Schuft!«" (S. 276).

Hier wäre auch ein Wort vom Humor im Felde zu sagen, den Frommel wie wohl kaum ein Anderer zu würdigen wußte. Er schreibt darüber einmal: „Was thut nicht oft so ein Wort für einen Dienst, wie einst mitten in jener Schlacht beim Sturm auf die Höhen und dem Fallen so vieler Kameraden ein richtiger Märker sagte: »Det wird ja hier orntlich lebensjefährlich« und damit wieder den ganzen Muth seiner Kompagnie aufrichtete! Wer will sagen, was oftmals ein Wort in wahrem Humor, der doch eigentlich nur das Erbtheil eines harmonischen Gemüthes ist, ausrichtet!"

Aber auch die ganze Schwierigkeit des Soldatenpfarramts hat Frommel neben den schönen Seiten im Felde kennen gelernt. Er sprach sich darüber in der Pastoralkonferenz in Berlin im Jahre 1871 eingehend aus; von den Mittheilungen, die er den Brüdern machte, nur dies, daß er den Wunsch äußerte, „es möchten doch im Falle eines Krieges gerade die tüchtigsten und erfahrensten Geistlichen zu dieser schweren Thätigkeit bereit sein, überhaupt sei es ganz verfehlt, gerade junge Prediger als Seelsorger im Militär zu verwenden", im Felde ganz besonders!

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß Frommel auch als Schriftsteller während jener Zeit thätig gewesen. In dem Straßburger Winter entstanden zwei Lebensbilder aus der elsässischen Kirchengeschichte „Catharina Zell" und „Louise Scheppler",*) Pfarrfrau und Pfarrmagd. Die Pfarrfrau, C. Zell (1562) ist eine der diesmal berechtigten Ausnahmen der Regel: „Mulier taceat in ecclesia." Die streitbare Frau hatte scharfe Federkriege geführt und ihre theologischen Widersacher — unter ihnen selbst einen Luther — nicht geschont, aber was sie dem Leser werth macht, ist die Thätigkeit der Liebe, in der sie als Samariterin den verfolgten Glaubensbrüdern im Pfarrhause zu Straßburg gedient hat. Louise Scheppler, von Hause aus ein einfaches Bauernmädchen aus Bellefosse, ist die unvergleichliche

*) Das VII. Bändchen des Zietheschen „Frauenspiegel" (Wiegandt & Grieben).

Helferin Oberlins*) und zugleich die eigentliche Begründerin der Kinderpflegen (salles d'asyle) die jetzt über Frankreich, England und Deutschland verbreitet sind.

Eine besondere Freude, ja viel mehr noch, ein inniges Bedürfniß war es Frommel, durch die Büchlein einen Theil des Dankes abzutragen, den er der elsässischen Kirche und dem von ihm so heiß geliebten Straßburg schuldete."

Neuntes Kapitel.

Friedensarbeit des Garnisonpfarrers von Berlin (1871 bis 1876).

Am 16. Juni zog das tapfere Gardekorps, mit ihm die Abordnungen der übrigen siegreichen Truppen, unter endlosem Jubel eines dankbaren Volkes durch das Brandenburger Thor, geführt vom Deutschen Kaiser.

Zwei Tage darauf strömte und drängte es wiederum zu Tausenden in die alte Garnisonkirche. Sie hatte Manches erlebt, aber solch ein Dank- und Friedensfest noch nicht. In der königlichen Loge versammelten sich der Kaiser und sein Haus. „Deutsche Fürsten und Feldherren, Männer, die mit der Kraft ihres Geistes und mit der Stärke ihres Armes gesiegt hatten, Schwert- und Bannerträger des deutschen Heeres. Sie kamen Alle, um anzubeten an einer Stätte mit ihren getreuen und tapferen Soldaten." Der Feldpropst las die Liturgie, und Frommel, geschmückt mit

*) Oberlin (vergl. Band I, S. 58), seit 1767 Pfarrer zu Waldersbach im Steinthal (Ban de la Roche), wo er bis zu seinem Tode 1826 mit unermüdlicher Hingabe an der geistigen und materiellen Kultur des Thales gearbeitet und, als die Landwirthschaft nicht ausreichte, Baumwollspinnereien, Strohflechterei und Weberei einführte. Sein Hauptverdienst: die Kleinkinderschule.

dem eisernen Kreuze, das ihm sein Aeltester nebst „Viel Geduld“ gewünscht hatte bei Anbruch des Krieges, predigte über den Text, mit dem einst in der schlichten Karlsruher Kirche von theurer Hand der Bund seiner Ehe geweiht worden war: „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und mein Heil.“

Der Ertrag der Kollekte am Ausgang des Gottesdienstes zum Besten der Kaiser Wilhelm-Stiftung erreichte eine Höhe, wie sie vor und nachher nicht mehr dagewesen: 400 Thaler wurden geopfert.

Nun galt es, auch die Todten zu ehren und zu betrauern. Am 26. November erschienen mit Trauerflor umhüllt die Fahnen des sieggewohnten Gardekorps vor dem Altar der Kirche; unter Posaunenbegleitung sang die Gemeinde „Jesus meine Zuversicht“ und das Wort aus der Apostelgeschichte: „Da schwiegen wir und sprachen: des Herrn Wille geschehe“, gab der wehmüthig-ernsten Feier Trost und Weihe. — Mit einem feierlichen Schlußgottesdienst wurde das bedeutsame Jahr 1871 zu Grabe gelegt.

Vorher aber sollte die Garnisonkirche Zeugin einer Friedensarbeit sein im großen Stile; so wenigstens hatten sich die Veranstalter der unter dem Namen der „Oktoberkonferenz“ bekannten Versammlung den Kirchentag gedacht, der im Oktober 1871 in der Garnisonkirche abgehalten wurde. Sie ahnten wohl nicht und wollten es sicher noch weniger, einige Heißsporne vielleicht abgerechnet, daß jene Tage mehr das Bild vom „Krieg im Frieden“ als das einer ökumenischen Vereinigung deutscher evangelischer Christen zeigen würden.

In gewissem Sinne eine Erneuerung des evangelischen Kirchentages, wie er in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. im Revolutionsjahre 1848 sein stilles Friedenswerk getrieben, war diese Versammlung von Kirchenmännern aller (positiven) Richtungen berufen worden, um in gemeinsamer Arbeit auf die Mittel und Wege zu sinnen, wie „in dem durch Gottes Gnade neu erstandenen Reiche auch das Reich Gottes in Haus, Schule, Kirche, Staat und Gesellschaft neu gebaut werden könne“.

„Was haben wir zu thun, damit unserem Volk ein

geistliches Erbe aus den großen Jahren 1870/71 verbleibe?" so lautete ganz allgemein das Thema des ersten Tages. Am zweiten sollte die Frage einer Vereinigung der deutschen evangelischen Kirchen verhandelt werden (Hauptreferent: Propst D. Brückner-Berlin), am dritten stand die Mitarbeit der Kirche an den sozialen Aufgaben (Referent: Dr. Wichern) zur Besprechung.

Als Redner für den ersten Tag waren Ahlfeld aus Leipzig*) und Frommel ausersehen, Letzterer auf besonderen Wunsch des Kaisers und Ahlfelds als Korreferent in der genannten Frage. Erst nach längerem Zögern war Frommel bereit, diesem Wunsche zu folgen; dann ging es rasch und freudig an die Arbeit. Aus dem Harz, wo er in dem „Waldkater" zur Sommerfrische weilte, schreibt er dem Bruder Max am 8. August:

„Mein liebstes Bruderherz! Da sitze ich nun bald 14 Tage in den Harzgründen und Schlünden, in Einsamkeit und Stille Alles bewegend, was ich erlebt und gesehen, vor mir die ungeheuren Felswände, die Roßtrappe und der Hexentanzplatz, zu Füßen die wild brausende Bode; ein herrlicher Aufenthalt!

Ich hatte in Berlin noch viel zu thun, auch brennt mir ein Büchlein, das ich schreiben muß, auf den Nägeln, und doch sind die Gedanken oft wo anders inmitten dieser Zeitbewegungen. Hier arbeite ich nun fleißig an dem Vortrage für die Oktoberversammmlung, von dem ich Dir ja schon schrieb. Du weißt es, diese Konferenzen sind nicht besonders nach meinem Sinn, weil in Summa wenig dabei herauskommt, außer den persönlichen Berührungen und Verständigungen. Aber das Gefühl, daß dieser Krieg doch das Christenvolk zur Besinnung auffordere, und an Allen denen etwas auszurichten habe, die Licht und Salz in dem nach vielen Seiten hin faulenden Korpus unseres Volkes sein sollen, gab bei mir zuletzt den Ausschlag. — Darf ich Dir kurz die Anlage des Vortrages,**) wie ich ihn mir denke, hersetzen?" —

*) Früher in Halle, vergl. Bd. I, S. 99.

**) Der Vortrag ist nach dem stenographischen Bericht des Sekretariats in das IV. Bändchen des Frommelwerkes aufgenommen. Siehe dort S. 113.

Hier folgt nun der Gedankengang der Rede, die in der praktischen Forderung gipfelt: Innigere Pflege der Gemeinschaft des Glaubens im Kampf gegen Rom wie gegen den Unglauben; Kampf gegen das Eindringen welschen Wesens in unser Volksleben, Einwirkung durch volksmäßige Predigt und Litteratur, durch Volksfeste ꝛc., die die Erinnerung an die große Zeit wachhalten, eine Zeit des Gerichtes, aber auch der Gnade Gottes. „Ob das Alles helfen wird?“ fragt sich Frommel selbst am Schlusse. „Jeder“, schreibt er, „kann nur an seinem Theile Hand anlegen. Für jeden Einzelnen aber wie für unser Volk steht der Thurm zu Siloah*) und der unfruchtbare Feigenbaum**) als warnendes Beispiel da: »So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen.«“

Aus dem Referat selbst, wie es Frommel gehalten hat, möchten wir wenigstens eine Stelle hier im Wortlaut mittheilen; sie kennzeichnet nicht nur seine innerste Stellung zur katholischen und protestantischen Kirche, sie hat auch etwas Prophetisches. Was Frommel damals als Warnung aussprach, das haben nur zu bald die Tage des Kulturkampfes und des verhängnißvolleren Kulturfriedens bestätigt. Er sagt:

„Es ist ein Gericht über die römische Kirche in Frankreich ergangen. Als Religionskrieg ist in Frankreich von Anfang an dieser Krieg angeschaut worden. Daß wir mit unseren katholischen Brüdern Schulter an Schulter kämpften, war wahrlich nicht das Verdienst der Priester noch des verfluchenden Syllabus, sondern das Resultat gemeinsamer Gefahr und des segnenden Geistes evangelischer Duldung. Offenbar ist in diesem Kriege geworden, wohin Rom seine Völker bringt. Es erzieht sie weder zur Freiheit noch zu einer tieferen Sittlichkeit, sondern durch den Jesuitismus zur Heuchelei, zur völligen Stumpfheit, ja bis zum glühendsten Haß gegen alle Religion. Was lag nicht für ein Gericht in der Ermordung des Erzbischofs von Paris! — Der

*) Ev. Joh. 9.
**) Ev. Luk. 13.

Wahn, als sei die römische Kirche die konservative und konservirende Macht im Völkerleben, die Stütze der Throne, ist wieder einmal in seiner ganzen Nichtigkeit offenbar geworden. Von diesem Gerichte haben wir zu lernen und den ernstlichen Kampf mit Rom aufzunehmen. Rom hat es stets verstanden, aus den großen Bewegungen der Zeit ein Erbe, wenn auch nicht ein geistliches, davon zu tragen. Was es an Boden in den romanischen Völkern verliert, die es nachgerade an den Ruin gebracht, sucht es in den germanischen zu ersetzen. Rom wird am besten in Mainz und Cöln vertheidigt. Je verfolgter, der äußeren Macht entkleidet, je gebundener die Personen werden, desto entbundener die Prinzipien. Ich maße mir kein Urtheil über die jetzige altkatholische Bewegung an, noch stelle ich ihr ein Prognostikon. Sie steht in Gottes Hand, der den Aufrichtigen es überall gelingen läßt. Aber nur soviel: Petri Schwert gegen Petri Stuhl hilft nicht, und Sauls Rüstung siegt nicht. Mancher zieht gegen Rom, der nicht mit nach Zion will. Vor dem Unglauben hat Rom noch nie sich gefürchtet, wohl aber vor dem Glauben. Stünde in der jetzigen Zeit die evangelische Kirche auf dem Plan, voll Geistes, ein Herz und eine Seele, welche Ernte stünde ihr bei so viel suchenden Gemüthern in Aussicht!

Aber freilich, wenn dem unfehlbaren Papst, der die Wahrheit allein besitzen will, gegenüber ein anderes Konzil von ebenso unfehlbaren Päpsten behauptet, daß es überhaupt keine Wahrheit gebe und die Kirche nur eine Gesellschaft von Suchenden sei, und nun einen Protest gegen Rom sendet, was soll man zu diesem Kampf mit der Pfauenfeder sagen? Merkt man denn nicht, daß der Zweifel und die Verzweiflung an aller Wahrheit der sicherste Weg in die Arme des Mannes ist, der doch noch wenigstens eine Wahrheit zu bieten vorgiebt??

Täuschen wir uns nicht über die Wahrheitsmomente in der römischen Kirche. Die Kraft der Lüge ist das Stück Wahrheit, das darin ist. »Man muß eine Lokomotive voll Wahrheit haben, um einen Güterzug voll Lüge durch die Welt zu bringen.« Auch wir haben unter uns der nach Rom schielenden Geister, die

unsere Kirche in unseligen Verdacht gebracht haben. Wir, die wir auf Grund des Wortes nicht bloß kontra-, sondern wahrhaftig protestiren können, haben, indem wir uns untereinander stritten, diesen Kampf versäumt!

Das Verhalten der deutschen Bischöfe, die katholischen Vereine und Missionen, die Ausbreitung des Jesuitenordens unter uns, Alles das sollte endlich uns die Augen öffnen! Gewinnt Rom Macht in unserem Volk, dann ist es geschehen um das geistliche Erbe aus diesem Kriege; Friede und Duldung, soviel an uns, mit den Personen, aber mit den Prinzipien Kampf!"

Diese und die weiteren Ausführungen Frommels enthielten doch wohl, ebenso wie der geistvolle Vortrag Ahlfelds, den wir hier nicht wiedergeben können, etwas mehr als nur „fromme Wünsche", wie Beyschlag*) und neuerdings, mit denselben Worten Rogge**) behauptet. Aber freilich, beim Reden ist es in jener Versammlung geblieben. Weder der erste noch der zweite Tag mit den bedeutenden Erörterungen Brückners und mit Beyschlags eigenen Vorschlägen führte zu greifbaren Beschlüssen. Das Schlimmste war, und hierin lag offenbar der Grund, weshalb die Verhandlungen der Konferenz nur einem großen Schlag ins Wasser glichen: daß die Konfessionellen das alte böse Thema: „Union und Konfession", das von der Diskussion absichtlich ausgeschlossen war, doch in die Debatte warfen und von dem nicht sehr energischen Vorsitzenden***) daran nicht verhindert wurden. Was der Erlanger Hofmann†) und der Berliner Wangemann††) wollten, war schließlich dasselbe, was die Mehrheit ersehnte. Eine Kirche oder doch eine große Gemeinschaft Aller, die auf dem Boden der Schrift stehen; aber für sie bedeutete

*) Aus meinem Leben, Bd. II, S. 336. Halle 1896. E. Strien.

**) Aus sieben Jahrzehnten. Lebenserinnerungen, Bd. II, S. 281 f. Hannover 1899. C. Meyer.

***) Der frühere Staatsminister v. Bethmann-Hollweg.

†) Prof. und D. der Theologie, vergl. Bd. I, S. 100 ff.

††) Missionsinspektor in Berlin, vergl. S. 67. Sein Lebensbild, von seinem Sohne. Berlin 1899.

das soviel als: „Una ecclesia lutherana!“ und damit, ob gewollt oder nicht: Sprengung statt Vereinigung, Krieg statt Friede! Stürmisch, kriegerisch waren denn auch Reden und Gegenreden der Diskussion nach den Vorträgen. Hören wir Frommel selbst darüber in einem Briefe an seinen Bruder Max:

„... Niemand sprach zur Sache, Jeder brachte sein fertiges Ei mit und gackerte. Diese Zwischenreden waren trostlos und ärmlich, keine Resolutionen; es war, als ob gar kein Referat gemacht worden. Der zweite Tag war stürmisch, besonders durch Wangemanns Expositionen, der, statt auf die Sache einzugehen, die schwarze preußische Kirchenwäsche vor Aller Augen und Ohren wusch. Und doch war ausdrücklich gesagt worden, daß es kein preußischer Kirchentag sein sollte, sondern eine freie Versammlung aller deutschen evangelischen Leute. So gingen denn auch die Reden auf das Referat Brückners gar nicht ein. Das Benehmen in der Kirche zeugte von keinem Bewußtsein, wo sich die Herren befanden. Ich hatte vollends am dritten Tage ..... einen geradezu wehmüthigen Eindruck. Nach solchen Opfern, solch Gerede! das war mein Gefühl. Hat der Herr nach solchen Tagen hier nichts vermocht, was wollen Menschen thun? Das Salz ist am Dummwerden. Das Beste mögen die persönlichen Begegnungen gewesen sein. Von den Rednern aber fürchtete jeder seine Partei, die wie Sisserahs Mutter, ihn daheim empfing.

Mit die Hauptschuld lag am Präsidium, das keine Direktion hatte. Gott bessere es, aber die Zeiten sind schwer. Ich fürchte, es wird sich bald etwas entwickeln. Was sich schon vor der Konferenz, bei der Zusammenberufung zeigte in all der Uneinigkeit der Vertreter, das hat sich mir während der Verhandlungen schmerzlich bestätigt, daß es zu einer Volkskirche, die Alle zusammenfaßt, nicht mehr kommen wird und für den Einzelnen nur das »sauve qui peut« übrig bleibt.

Uns aber, Theurer, laß das Haupt über den Wassern halten und aufblicken zu den Bergen, von denen Hülfe kommt. Laß uns Eins sein in dem »Sie sahen Niemand denn Jesum allein«.

Gewiß hatte die Versammlung weder viel genutzt, noch viel geschadet. Nicht genutzt, denn mit jenem Kirchentage zu Frankfurt hielt sie den Vergleich nicht aus; der reifen Frucht jener Tage, der Gründung des Vereins für innere Mission (auf Wicherns Aufruf) hatte sie nichts zur Seite zu stellen als den (übrigens unerfüllten) Wunsch, übers Jahr noch einmal zusammenzukommen. Nichts geschadet, denn sie hat durch das Aufeinanderplatzen der Geister, wie Gerok*) richtig sagte, die Luft gereinigt, so daß am Ende etwas von einem stillen, sanften Sausen zu spüren war."

Für Frommel aber hatten jene Oktobertage noch einen persönlich peinlichen Nachklang. Der Referent einer lutherischen Kirchenzeitung griff Frommel in einem Artikel über die Konferenz aufs Heftigste an und ergoß über ihn eine ganze Fluth von Schmähungen.

Die Veranlassung gab wahrscheinlich eine Stelle im dritten Theile des Vortrags, wo Frommel über den Mangel an Gemeinschaftssinn, an Erkenntniß, dessen was zum Frieden dient, gesprochen. Die Bemerkung war durchaus nicht auf die Lutheraner allein gemünzt, sondern auf alles Parteiwesen in Kirche und Staat. Nur als Beispiel hatte Frommel allerdings eine Konferenz angeführt, in der in mehrstündiger Sitzung über die „gastweise Zulassung" der Reformirten zum Abendmahl verhandelt worden war, „und das" fügte er hinzu, „in einer Zeit der Entfremdung von Gottes Wort, angesichts des gähnenden Vulkans des Sozialismus und der Entsittlichung der Massen! Haben wir denn zu berathen, wer aus der Kirche herauszuwerfen oder nicht vielmehr, wer hineinzubringen sei?!" Das genügte, um Frommels in heiligem Ernst gesprochene Worte als das Elaborat eines „grünen Jungen", als „unreifen gährenden Most" zu bezeichnen und von „burschikosem Studententon" zu sprechen. Frommel selbst konnte diesen maßlosen Ausfall sich nur aus dem Umstande einigermaßen erklären, daß er mit sehr lauter Stimme und in

*) Karl Gerok, ein Lebensbild, zusammengestellt von Gustav Gerok. Stuttgart 1892. C. Krabbe. S. 540.

großer Erregung gesprochen.*) Der „grüne Junge", meinte er, sei vielleicht darauf zurückzuführen, daß der kurzsichtige Reporter die weißen Haare für blond gehalten, eine Verwechselung, die für den, der von Frommel sonst nichts wußte, bei seinem jugendlichen, lebhaften Wesen immerhin verzeihlich war. Aber das Empörende blieb doch, daß man, anstatt sachlich zu widerlegen, sich aufs Schimpfen verlegt hatte, „was jeder Gassenbube kann".

„Wo bleibt da", schreibt Frommel an Max, „das achte Gebot? Aber ich lasse mich dadurch nicht auf die andere Seite treiben. Nur meine Wehmuth steigert es und bestätigt mir die Wahrheit, daß das Salz dumm ist, da es zum Pfeffer geworden! Mit diesen Waffen wird die Reichssache Gottes nicht ausgekämpft." Er bittet den Bruder, bei seinen „Brüdern nach dem Geist" seinen Einfluß geltend zu machen, daß jene losen Worte zurückgenommen würden (was denn Max Frommel auch sofort und freudig bewirkte). Gleichzeitig gesteht er dem Bruder in rührender Weise, daß er vielleicht „mit Hiob geredet, was ihm zu hoch war". „Das will ich", schreibt er, „als Segen mitnehmen für mein Lebtage und Jeden, der mich wieder an solche Dinge bringen will, die Treppe hinunterschmeißen, wie ich das zuerst Lust hatte und leider meinem Genius nicht gefolgt bin. Du verstandest mich darin völlig richtig — ich tappte hinein und hätte weniger arglos und vorsichtiger sein müssen, — meinte eben nur, der Sache, zu der ich wenig Herz hatte, zu helfen, weil Ahlfeld nur kam, wenn ich das Korreferat übernahm. Ach, laß uns Beide nur allezeit so austauschen; es ist doch Keiner, der mich wie Du, — und in Bescheidenheit geredet, vielleicht auch der Dich so versteht wie Dein alter Bruder! Deiner Bande habe ich mich nicht geschämt, wohl aber derer, die Dich in Bande schlugen. Laß uns Glauben halten und die Liebe bewahren."

*) Er hatte, da der Kaiser, der seinen Vortrag hören wollte, eine ganze Stunde auf sich warten ließ, bedeutend kürzen müssen, in 40 Minuten sagen, was etwa auf $1^1/_2$ Stunden berechnet war. Dazu kam, daß er sah, wie der Adjutant dreimal den Kaiser mahnte, zur Konseilsitzung aufzubrechen. Der hohe Herr blieb aber bis zu Ende und ging sichtlich bewegt und ernst aus dem Vortrage.

Die Wellen der Oktoberversammlung waren noch nicht verrauscht, als Frommel vor die Entscheidung gestellt wurde, das Berliner Amt gegen ein anderes aufzugeben. Am 1. November 1871 hatte er einen Ruf erhalten wie einst am Allerseelentage 1865. Er sollte nach Hamburg als Hauptpastor an St. Petri. „So kamen", schreibt er an einen Barmer Freund, „einst die Cölner an jenem Tage, mich von Wupperfeld zu holen. Ich habe aber keine Freiheit, jetzt schon zu gehen. Des Wanderns und Pilgerns soll kein Ende sein. Ich habe darum abgelehnt, wiewohl die äußerliche Stellung glänzend war (3400 Thaler gegen meine hiesigen 500!) mit freier Wohnung. Aber es hängt nicht daran. Gott hat mich hier gesegnet, soll ich in so kurzer Zeit die Arbeit lassen?" — Ebenso bat er den Kaiser, der ihn Ende November zum Hof- und Domprediger machen wollte, inständigst, ihn bei seinen „blauen Jungens" zu lassen.

„Ich bin so glücklich hier", heißt es in einem Briefe an Max Frommel. „Dazu stehe ich hier frei, dort muß ich im Zwange gehen; hier bin ich nicht unter Konsistorium und Kirchenrath, dort darunter, hier ohne Kollegen*), dort mit dreien."

Die Audienz, die der Kaiser ihm gewährte, um seine Gründe zur Ablehnung zu hören, benutzte Frommel, um ein Werk der Bruderliebe zu thun; er erbat sich von seinem kaiserlichen Herrn zum bevorstehenden Fest der Barmer Kircheinweihung einen Gruß und den Rothen Adler-Orden für die ehemaligen Amtsbrüder Kirschstein und Josephson; — so, wie der Letztere sich zu ihm gestellt, ein Beweis, daß er nicht nur vergeben, sondern auch vergessen konnte. Den Gruß des Kaisers wie die Auszeichnung für die Brüder überbrachte er persönlich zu dem schönen Feste, das in voller Harmonie verlief.

Das Jahr 1872 brachte auch für die Berliner Garnisongemeinde und ihren Pastor erhebende Fest- und Freudentage. Am zweiten Pfingsttage wurden an dem mit Maien geschmückten Altar

*) d. h. ohne gleichgestellte Kollegen, da es nur einen Garnisonpfarrer von Berlin giebt.

die in Berlin vorhandenen Fahnen und Standarten geſegnet, denen der Kaiſer das Eiſerne Kreuz verliehen hatte. Frommel ſchlug aus 2. Tim. 1, 7 den Text auf: „Nicht dem Geiſt der Furcht, ſondern der Kraft, nicht dem Geiſt des Haſſes, ſondern der Liebe, nicht dem Geiſt der Zügelloſigkeit, ſondern der Zucht ſollen die ruhmreichen Standarten ein Wahrzeichen ſein."*)

Am 27. Juni aber galt die Feier dem ehrwürdigen Gotteshauſe ſelbſt, das zwar nicht hatte mit hinausziehen können, aber doch von manchem Sturm erzählen konnte, von dem Tage ſeiner Einweihung auf den Trümmern des Kirchleins, das der Pulverthurm in Aſche gelegt, bis zum 150jährigen Jubiläum, das nun begangen wurde. „Heut iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren", das war der Grundgedanke, den Frommel nach Luk. 19, 1—10 ausführte.**)

Zur Erinnerung an die Feier wurde Frommel, der ſich bis dahin immer dagegen gewehrt, zum Hofprediger ernannt, ohne doch ſeine Stellung an der Garniſon aufgeben zu müſſen. Als er ſich bei dem Kaiſer dafür bedankte, meinte dieſer lächelnd: „Ja, ſehen Sie, kein Menſch kann ſeinem Schickſal entgehen; Sie müſſen es alſo doch werden."

„Ich trage nun", ſagte Frommel ſpäter, „dieſe Würde und ſo manche andere wie ein Feierkleid, wiſſend, daß mein eigentlicher Stand und Titel der eines Soldatenpfarrers iſt, und daß es nichts Höheres giebt, als wenn man eben — ein Paſtor iſt, d. h. ein Hirte ſeiner Schafe, alles Andere hängt nur ſo an Einem herum."

Frommel hat dabei das Andere, was ſicher auch zu ſeinem Beruf gehörte, nicht weiter erwähnt, es hing ihm zu ſelbſtverſtändlich mit ſeiner Miſſion als Prediger und Erzieher zuſammen, für das Volk zu ſchreiben. Drei Bücher gingen noch vor Ende des Jahres 1872 hinaus; zwei davon freilich nur Bearbeitungen des geſprochenen Wortes, „Aus Feſt- und Faſtenzeit",***) Predigten und Anſprachen, meiſt in Barmen gehalten

*) Den Wortlaut dieſer Predigt ſ. Bd. 4, „Für Thron und Altar", S. 134.

**) Vergl. Bd. 4, „Für Thron und Altar", S. 142.

***) Wiegandt & Grieben 1872. Seitdem nicht mehr verlegt.

und der alten Gemeinde gewidmet; „Händel und Bach",*) aus Vorträgen am Rhein und in Berlin entstanden; das dritte: „In zwei Jahrhunderten",**) eine neue Erzählung, die, Wahrheit und Dichtung zugleich, in das Bild und die Geschichte der „Pfarrfrau" Züge aus dem Leben von der Gattin Großmutter mütterlicherseits hineinverwebt. Wie im „Heinerle" der Pathe, so tritt hier neben die Heldin der Geschichte die „Amme-Greth", eine rechte Dorfdiakonissin, die als gute Beratherin der jungen Pfarrfrau einen Schatz christlicher Weisheit zuträgt, davon sie zehren kann in ihrem langen an Leidensproben reichen Leben. Die Kernsprüche der Amme-Greth erinnern unwillkürlich an des Pathen Schweinslederbuch, sie stammen aus demselben Geiste, dem alles Lebendige nur ein Gleichniß des Himmelreiches ist, und der überall in Natur und Menschenleben Stoff findet für „zufällige Andachten" wie sie weiland Gotthold Scriver hatte. Frommel sandte „Fest- und Fastenzeit" und „In zwei Jahrhunderten" an Bruder Max, der ihm dafür mit den Worten dankt: „Die Predigten gehören zum Besten, was Du hast drucken lassen. Ja, das war mein Emil, wie ich ihn am liebsten höre. Einige darunter wahre homiletische Meisterstücke. Der Schriftreichthum, die edle Gewalt der Sprache, die Frische und Kühnheit der Anwendung und — die Demuth hat mir unendlich wohlgethan."***)

Auch über „In zwei Jahrhunderten" spricht sich Max aus: „Sie sind auch köstlich", meint er, „voll Leben und Lehre, voll

*) Ebenda, als Band I der gesammelten Schriften. 3. Aufl.

**) Bei Steinkopf in Stuttgart. 4. Aufl.

***) Noch einmal schrieb Max, um den Bruder darüber zu trösten, daß die „Festpredigten" weniger, als man erwartet hatte, gelesen wurden: „Zeitpredigten drucken ist etwas Anderes als sie halten. Und doch sind Deine Festpredigten Meisterwerke, aus denen Prediger sehr viel lernen könnten, wenn sie nicht selbst alle schon Meister wären! Aber wenn ein Christ ein Buch zur Erbauung lesen will, im spezifischen Sinne, wird er doch lieber nach einer Postille greifen, als nach unseren doch etwas bunt zusammengewürfelten Reden. Du hast, wie ich mit meinen »Zeitpredigten«, die Erfahrung machen müssen, daß wir einen zu kleinen Leserkreis gefunden haben."

Humor und Poesie. Wenn ich Eins sagen mag, so wäre es dies, daß Du manchmal zu schnell aus einer poetischen Stimmung, aus einer kleinen Idylle den Leser gewaltsam herausreißt durch einen Sarkasmus. Es muß Ruhepunkte für das Gemüth geben. Doch das sind Nebensachen. Ich wünsche nur, daß Dir mein Buch, das ich eben vollendet habe, halb soviel Freude mache als mir Deine beiden."

Auf „Händel und Bach" haben wir schon oben aufmerksam gemacht. Gegenüber dem Kultus des Genies, wie ihn unsere Zeit treibt, feiert Frommel die beiden Meister als Diener ihres Gottes, als Propheten mit Psalter und Harfe zum Lobe dessen, dem ihr ganzes Schaffen galt, und zeigt an den beiden großen Schöpfern evangelisch-kirchlicher Musik die tiefe sittlich-religiöse Bedeutung der Tonkunst für alle Zeiten.

Händels Messias ist ihm ein „gut Bekenntniß von Christo dem Sohne Gottes und dem Könige, ein großes musikalisches Credo in Einfalt und Hoheit, abgelegt vor der hereinbrechenden Fluth des Rationalismus, der auf den Kanzeln vom Gottessohn und Könige schwieg und vom Allvater und dem Zimmermannssohn aus Nazareth redete". Für Händel wie Bach ist die Schrift göttliche, unzweifelhafte Wahrheit, selbst erlebt und erfahren. So kann kein Mensch musiziren, der nichts glaubt! Ist Händel der Sänger des alten Testamentes, eifernd um des Herrn Haus und seine Ehre, ein Assaph im Tempelvorhof mit dem ganzen Orchester des 150. Psalms, dem Textbuch Mosis und der Propheten, ausschauend von den Zinnen der Davidsburg nach dem Morgenroth der großen Erlösung — so ist Bach der Sänger des neuen Bundes. Wohl weiß auch er vom alten zu singen, aber seine Freude ist, in der schlichten Größe der Evangelisten, im Tiefsinn Pauli einherzugehen. Er kennt den Herrn als König, den Ueberwinder, aber doch ist es des echten Lutheraners Freude, bei seinem Jesu unter dem Kreuze zu stehen, sein müdes Haupt zu umfangen und mit tausend Thränen ihn ins Grabgewölbe zu begleiten und ihm zu singen: „Mein Jesu, gute Nacht."

Inzwischen hatte der Besuch der Garnisonkirche unter

Frommels Wirksamkeit einen bedeutenden Umschwung erfahren. Von den Offizierfamilien, die bis dahin ihre geistliche Nahrung meist in den Civilkirchen der Hauptstadt gesucht, hielt sich schon zu Ende des Jahres 1871 die überwiegende Mehrzahl zur Garnison; jetzt, im Jahre 1872, mußte bereits die Offizierloge erweitert werden. Aber auch so reichten die Plätze bei Weitem nicht aus. Das Schiff der Kirche füllte sich mit zahlreichen Mitgliedern anderer Gemeinden. Im Anfang hatte sich Frommel des Oefteren mißbilligend (namentlich zu seinem Kollegen Büchsel) darüber ausgesprochen, daß ihm die Herren „vom Civil" seine Offiziere wegfischten, daß diese auch bei Amtshandlungen, ohne Dispens zu fordern, an die Civilgeistlichen sich wendeten und von ihnen ohne Weiteres angenommen wurden, — in der Folgezeit hat er selbst immer mehr den eigenthümlichen Verhältnissen kirchlicher Freizügigkeit in Berlin Rechnung getragen und schließlich das gleiche Recht in Anspruch genommen, sich seine Gemeinde zu sammeln aus „allerlei Volk". „Berlin ist ein Fischteich", so konnte man ihn wohl sprechen hören, „und ich angle nach Menschenseelen, und bald hängt an meiner Angel ein Soldat, bald ein Civilist, wie es gerade kommt."

Dabei studirte er auch jetzt noch, wie er an Freund Beyschlag schreibt, „an dem rechten Trumm,*) die Menschen und Verhältnisse zu greifen und zu begreifen". Die Signatur der Kirche im Ganzen, die kirchlichen und kirchenpolitischen Zeitläufte seit Dr. Falks**) Eintritt ins Kultusministerium erfüllten auch ihn, wie viele seiner Amtsbrüder, mit einiger Besorgniß, wenngleich er die leidenschaftliche Erregung und Verstimmung, die sich der christlich-konservativen Kreise immer mehr bemächtigte, nicht theilen konnte. Er schreibt an Bruder Max am 29. Januar 1873:

„Du kannst Dir denken, wie mir die Sache nach den badischen Vorgängen schwant. Dort der Sturm im Glase oder Wallstädter See, hier auf offenem Meere. Aber wie eigen meine ganze Führung, die mich nicht hineinstellt in das Gewoge.

*) Art und Weise.

**) Im Jahre 1872.

Wäre ich nun Dompfarrer, wie würde es sein! Derweilen vertiefe ich mich in altwürttembergische Vergangenheit, habe über Hedinger,*) Flattich,**) Hiller,***) Rieger, später auch Bengel Vorträge ausgearbeitet. Nicht, um mit Archimedes die Kreise zu ziehen, während die Stadt belagert wird, wohl aber um mein Herz zu erquicken in dieser letztbetrübten Zeit."

Bitter tadelte er die Eingriffe des „omnipotenten" Staates in geistliches Gebiet, und doch, er war nicht kurzsichtig genug, um nicht in dem neuen Verhältniß von Kirche und Staatsregierung, wie es sich in der „Kulturkampfpolitik" ankündigte, eine Forderung protestantischer Vernunft zu erblicken, eine innere Nothwendigkeit, keine bloß menschliche Willkür. Der Kampf gegen Rom, der jenem Vorgehen des Staates gegen die bestehende Kirche zu Grunde lag, mochte unter mancherlei Fehlgriffen begonnen und mit Waffen geführt sein, die dem geistigen Ziel des Kampfes wenig entsprachen, aber er blieb doch als solcher patriotische und protestantische Ehrenpflicht. Der Paritätsfanatismus freilich, mit dem er betrieben wurde, zeigte nur wieder einmal die Wahrheit des alten Spruches, daß die bis aufs Aeußerste getriebene Gerechtigkeit die größte Ungerechtigkeit ist.†) Die Schläge, die Rom zugedacht waren, mitzuleiden, ohne

*) Hedinger, der fromme württembergische Hofprediger, Schüler Bengels, Vater des württembergischen Separatismus, gest. 1721.

**) Pfarrer Joh. Flattich, ebenfalls Schüler Bengels, gest. 1797.

***) Ph. F. Hiller, bekannt als geistlicher Liederdichter (mehr als tausend Lieder), gest. 1734.

†) Indem Fürst Bismarck darauf bestand, die einschneidenden Maßnahmen, durch die er die römische Kirche dem preußischen Staatsgedanken zu unterwerfen dachte, jedesmal auf beide Konfessionen — um der Parität willen — anzuwenden, zerstörte er das Vertrauen, dessen Falk und der von ihm berufene, thatkräftige und besonnene Präsident des Oberkirchenrathes D. Herrmann zur Durchführung der von ihnen in Angriff genommenen innerevangelischen Aufgaben so nöthig bedurften. Die Rückwirkungen jener Maßregeln (Schulaufsichtsgesetz, Kanzelparagraph, Maigesetze) gegen Roms Anmaßung kamen in der That „wie ein Hagelwetter über die Fluren unserer evangelischen Landeskirche". (Vergl. Beyschlag, „Aus meinem Leben", Bd. II, S. 376 ff. u. a.)

die Wohlthaten mitzuempfangen, die man ihm angedeihen ließ, das war denn doch selbst für die sprichwörtliche Geduld eines protestantischen Herzens eine starke und unmögliche Zumuthung. Und doch, die Aufregung und Verbitterung, die sich bei vielen Brüdern und Laien an Bestimmungen wie die der Schulaufsicht und vor Allem des Civilstandsgesetzes (Aufhebung des kirchlichen Tauf- und Trauzwangs) knüpfte, hat Frommel weder verstehen noch dulden mögen. Er sah vielmehr, so wie die Dinge nun einmal (besonders in dem unkirchlichen Berlin) lagen, in dieser Wendung eine Erlösung aus unhaltbarem Zustand, — eine Wendung die endlich dem Staate, was des Staates, aber auch der Kirche gab, was der Kirche ist. Schon in der Oktoberkonferenz hatte er seinen Standpunkt in der Frage angedeutet; an Max Frommel schreibt er im Januar 1874:

„Hier Kampf an allen Orten. Civilehe = Untergang der Kirche! So daß ich bei Gelegenheit des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana endlich den Muth in Gott faßte, zu sagen: „Ihr Heuchler, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" . . Es wird die beste Kraft in diesem nutzlosen Kampfe verzehrt. Ich predigte denn: »Des Hauses Weihe durch Christum.« 1. Welches Haus weiht Er? 2. Welche Weihe giebt Er? Die Predigt schlug wie ein Blitz ein, so daß man hinter mir her ist, sie drucken zu lassen. Ich stehe ja sonst hors des choses, aber die Wellen schlagen eben doch ins Schifflein. Die Synodalwahlen haben hier den Schlammgrund aufgewühlt, die Herzen werden offenbar."

Und daß sie offenbar wurden, bedauerte Frommel nicht. Er weist am Schlusse seines Briefes darauf hin, wie die warnenden Worte die er in jenen Oktobertagen 1871 gesprochen, eben doch nicht so grundlos gewesen, wie der Referent jenes Kirchenblättchens behauptet hatte, die Worte über den Mangel evangelischen Bewußtseins bei denen, die sich so gern etwas darauf zu gute thun. Hielten doch viele unter den gläubigen und einflußreichen Vertretern der evangelischen Kirche es damals für ihre Pflicht, an der Seite der Römischen gegen die Regierung zu kämpfen,

weil sie wähnten, Rom führe in diesen Zeiten gegen das unheilige Volk der Staatspolitiker die Sache Gottes.

Frommel hatte im Juli 1874 zum zweiten Male eine Anfrage wegen der Hof- und Dompredigerstelle abgelehnt. Nicht ebenso glaubte er der Aufforderung seines kaiserlichen Herrn gegenüber handeln zu dürfen, als dieser ihn nun als Mitglied in die außerordentliche Generalsynode des Jahres 1875 berief. Wohl stand er als Militärpfarrer, wie er oben sagte, „außerhalb der Dinge", aber sein Herz stand dennoch mitten drin. Galt es doch, mitzuhelfen an seinem Theile, daß die evangelische Landeskirche Preußens endlich die langentbehrte Verfassung erhielt.*)

Schon auf der Oktoberversammlung hatte Beyschlag allerdings an eine Instanz und in einem Augenblick, die für so weittragende Beschlüsse wenig geeignet waren, die Frage gerichtet, ob es nicht an der Zeit sei, der evangelischen Kirche endlich den Leib

*) Schon am 10. September 1873 hatte der König eine Gemeinde- und Synodalordnung erlassen; als Grundfeste die kirchliche Gemeindeordnung: frei gewählter Gemeindekirchenrath und weitere Gemeindevertretung; aufsteigend zu Kreis- und Provinzialsynoden bis zur Landessynode (Generalsynode). Diese bestehend aus 150 von den Provinzialsynoden delegirten, zur Hälfte geistlichen, zur Hälfte weltlichen, und 30 vom Könige (ohne Standeseinschränkung) ernannten Mitgliedern; dazu Abordnungen der theologischen und juristischen Fakultäten. Landesherrlich sanktionirt, sollte dies Gesetz doch noch durch eine außerordentliche Generalsynode zur kirchenrechtlichen Annahme gebracht werden, und zwar wurde der Synode ein wesentlich modifizirter Entwurf vorgelegt. Derselbe verlangte u. A.: Zu zwei Dritteln sind die Kreis- und Provinzialsynoden aus Laien zusammenzusetzen; die Rechte der Gemeinden sind wesentlich zu erweitern (z. B. Recht der Ablehnung bei Einführung von Katechismen, Gesangbüchern ꝛc. durch die Provinzialsynoden), diejenigen der Kreis- und Provinzialsynoden zu Gunsten der Generalsynode und des Oberkirchenraths, die der letzteren zu Gunsten des Kultusministers einzuschränken. — Der Entwurf fand nach vierwöchentlicher Berathung, wobei die kirchlichen „Rechte" aus begreiflichen Gründen der Annahme die meisten Schwierigkeiten entgegensetzte, im Wesentlichen die Zustimmung der Versammlung; zum Kirchengesetz wurde er am 20. Januar 1876.

zu geben, den ihr Geist verlange;*) jetzt war durch die von Falk und Herrmann begonnene kirchliche Gesetzgebung**) und den der Synode vorgelegten Verfassungsentwurf**) ein Boden geschaffen, auf dem sich bauen ließ.

Der nicht theologische Leser dieser Blätter wird es gern verstehen, wenn wir über diesen Entwurf und die Verhandlungen der Synode im Einzelnen nicht weiter berichten. Aber auch ihm und nicht bloß den Theologen, die den Verlauf kennen, mag es von Interesse sein, Frommels Stellung zu den wichtigsten Punkten, die hier in Frage kommen, kennen zu lernen. Er soll sogleich selbst zu uns reden, und seine Worte werden eines Kommentars nicht bedürfen, da sie der Theologensprache, so weit wie es in diesen Dingen überhaupt möglich ist, aus dem Wege gehen. Nur dies im voraus: Frommel hat, obwohl (oder vielmehr weil) er zu keiner Partei gehören wollte, in allen wesentlichen Punkten mit der sogenannten Mittelpartei gestimmt. Zu ihr gehörten außer Männern wie Beyschlag in erster Linie Fabri, dann der Bonner Professor Christlieb, Prediger Müllensiefen und der mit Frommel befreundete Leiter des „Paulinums" in Berlin, Prediger F. Oldenberg; die Kögelsche Gruppe (mit D. Schultze) schied gleich im Anfang, mehr noch aus persönlichen als aus sachlichen Gründen, aus und hat sich als selbständige Partei der „Positiven Union" auch nach der Synode erhalten.***)

*) Dies war, in einem Wort gesagt, das Ziel und die Begründung seiner Forderung, als erste Bedingung „zur Genesung der Kirche von den Erbübeln, an denen sie leide, ihr eine wahrhaft evangelische Verfassung zu erwirken". Vergl. die Verhandlungen der Oktoberkonferenz.

**) Vergl. Anmerkung S. 159.

***) Ueber Frommels Stellung zu den kirchenpolitischen Parteien vergleiche die Worte in der „Christlichen Welt", Jahrg. 1899: „Mit der Vielseitigkeit und Weitherzigkeit Frommels ging Hand in Hand die Zurückhaltung, die er sich dem öffentlichen kirchlichen Leben gegenüber auferlegte. Dem Streit der Parteien war er abhold. Ihn verdroß das ruhmredige Wesen, das alles Gute für sich in Anspruch nimmt und dem Gegner die einfachste Gerechtigkeit versagt. Auch kränkte ihn leicht die unvermeidliche Kritik, die jedem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit auf dem Fuße nachzufolgen pflegt. Er hat uns Jüngere darum oft ermahnt, über den Parteien

Was Frommel zu der Mittelpartei hinzog, war der Umstand, daß sie ihm am meisten Freiheit und Spielraum bot. Sie hatte keine Parteidisziplin und war vielmehr ein Sprechsaal zum Austausch derer, die, auf dem positiven Bekenntniß stehend, zu dem Entwurfe Stellung nehmen wollten. Im Unterschied von der Kögelschen Fraktion, die im landesherrlichen Kirchenregiment, bezw. dem „Summepiskopat" des Königs, und in der geschlossenen Einheit der Landeskirche das Heil sah, bekannte sich Frommel mit Fabri und Beyschlag offen zu der freiheitlicheren Auffassung: „Ein festes Fundament, jedoch breit, mit eigenthümlicher Freiheit in den Gemeinden, ihr Bekenntnißstand garantirt und gewahrt, aber in der Generalsynode und Kirchenregiment ein leichtes Dach (nicht byzantinische Kuppel!) — keine Konfessionskirche oben, sondern mehr Verfassungskirche in den Spitzen, das Bekenntniß dismembrirt in den Provinzen je nach geschichtlichem Gewordensein" (Brief an Max Frommel vom 10. Dezember 1875).

Im Einzelnen hat er damals seine Ansichten niedergelegt in einer Rede, die er zur Generaldiskussion halten wollte, aber nicht gehalten hat, weil sie nicht mehr nöthig war, den Entwurf durchzubringen. Sie enthält, wie gesagt, so viel noch heute Werthvolles und Allgemeingültiges, daß wir uns nicht versagen können, sie hier nach der Handschrift abzudrucken:

„Meine Herren und Brüder! »Reden Sie kurz und desto besser«, diese homiletische Regel, die ich nicht von einem theologischen Professor, sondern von einem General aus dem

unsern Standpunkt zu nehmen, was ja leider nicht immer durchführbar ist. Vielleicht hört hier überhaupt das Vorbildliche an ihm auf, weil ja auch die Zustände, auf denen unser Parteiwesen beruht, nichts weniger als vorbildlich sind und Jeder nach Ueberzeugung und Lebensführung sehen muß, wie er's treibe." — — Der Leser wird das Urtheil, das im Ganzen gewiß zutrifft, doch etwas modifiziren, wenn er das vorliegende Kapitel gelesen. Hier, wie schon in Baden (vergl. Bd. I, Kap. XIV) hat Frommel, gleich seinem Freunde Müllensiefen, trotz seiner Abneigung gegen Partei und Zwang, in der Oeffentlichkeit seinen Platz gewählt und behauptet. Schließlich bekennt doch auch der Farbe und wählt seinen Standpunkt, der mit keiner der bestehenden Parteien durch Dick und Dünn geht.

Feldzuge 1870 habe, lassen Sie mich wenigstens ihrem ersten Theil nach befolgen. Ich rede zu Ihnen als Einer, der nicht von einer Gemeinde, sondern durch das Vertrauen Sr. M. des Königs entsandt ist. Ich kehre mich nicht daran, daß man uns einestheils als Feinde des Entwurfs, anderntheils mit dem wenig schmeichelhaften Namen »voting cattle« bezeichnet hat. Ich denke, wir werden Beides widerlegen. Allerdings fasse ich meine Aufgabe, zu der mich mein königlicher Herr entsandt hat, dahin, Alles zu thun, daß das Verfassungswerk zu einem glücklichen Abschluß gebracht werde — jedoch unter vollster Wahrung meiner persönlichen Freiheit. Indeß, es ist noch ein anderer Grund, der mich zum Reden ermuthigt. Ich bin in der glücklichen Lage, mein Amt unter fünf verschiedenen Kirchenverfassungen geführt zu haben. Zuerst elf Jahre unter einer liberalen, presbyterialen, dann unter nahezu radikalen, danach sechs Jahre unter der rheinisch-westfälischen, und seit fünf Jahren stehe ich mitten in einer konsistorialen Verfassung — aber als Militärgeistlicher lebe ich unter dem sanften episkopalen Hirtenstabe des Feldpropstes der Armee. Sie werden mir zugeben, daß ich wenigstens die Gelegenheit gehabt habe, einige Erfahrungen zu machen. Wir Pfarrer sind doch schließlich die nächsten, die von einer Verfassung betroffen und gefaßt werden. Andere machen uns den Rock, aber wir, d. h. unsere Gemeinden, müssen ihn tragen und merken am ersten, wo er zu enge, wo er fadenscheinig, wo er Wind durchläßt. Quidquid delirant reges — plectuntur Achivi.

Jetzt stehe ich ja außerhalb des Verfassungsbaues mit meiner Gemeinde — ich bin dem Herzen nach nicht weniger interessirt als Sie — aber ich stehe vielleicht etwas ruhiger und objektiver der Sache gegenüber. Schließlich steckt doch auch in meiner Gemeinde ein Stück Zukunft der Kirche. Wenn ich in einem Wort fehlen sollte, dann halten Sie das mir nicht etwa wie meinem Freunde Fabri als Süddeutschem — halten Sie es noch mehr dem Soldatenpfarrer zu gute, dem man ein derbes Wort nicht so hoch aufnimmt. Wir rasseln wohl mal mit dem Säbel, aber wir schlagen nicht gleich Alle todt.

Ich will nach diesen Gedanken und aus meinen Erfahrungen heraus zunächst kein Hehl machen, daß ich mich beim ersten Durchlesen des Entwurfs des Eindrucks nicht habe erwehren können: Du stehst hier vor einer Arbeit, die nicht seit gestern und heute entstanden, an der viel saurer Schweiß und Mühe hängt. Als ein gebranntes Kind habe ich gleich nach den gefährlichsten Stellen gesehen und gefunden, daß sie zumeist — nicht alle — mit viel Weisheit vermieden waren. — Wer das Glück oder Unglück gehabt hat (wie ich vor 20 Jahren), einer Oberkirchenbehörde nahegestanden zu haben, die mit den Staatsbehörden verhangen und verbunden ist, ganz einerlei, mit welchen Organen, weiß es, wie viel in solch einem Entwurf nur durch Kompromisse, durch Selbstverleugnungen aller Art, durch Drangeben der eigenen Gedanken und Wünsche erreicht werden kann. Ich habe gar keine Verbindung mit dem Oberkirchenrath, aber das weiß ich ohne ihn: mehr oder minder hat jeder dieser Paragraphen seine stille, verborgene Geschichte und vielleicht manche schlaflose Nacht im Gefolge gehabt. Wir haben nur die reife Frucht vor uns. Ich sage mir: »kritisiren ist leichter als besser machen«. Es ist heutzutage in keinem Regimente ein Rosensitz zu finden, am allerwenigsten im Oberkirchenrath und vielleicht im Kultusministerium. Ich bin daher zunächst mit Dank und Anerkennung an den Entwurf gegangen, um gerecht zu sein — wiewohl es heutzutage nicht guter Stil ist — selbst dem Oberkirchenrathe gegenüber! Nach dieser Erklärung und dem Lob, das wir aus dem Munde des Generalsuperintendenten Brückner gehört haben, wir hätten ihm bis jetzt gute Musik gemacht (ich weiß zwar nicht, ob er selbst musikalisch ist), darf ich hoffen, daß auch etliche Dissonanzen ihn nicht verletzen.

Zuerst ein Wort zu Ihnen, meine Freunde von der Rechten! Ich und Viele mit mir haben uns des volltönenden freien und fröhlichen Bekenntnisses gefreut, das wir hier aus dem beredten Munde und noch beredteren Herzen gehört. Ich habe darin die innige Liebe durchgefühlt zu unserer Kirche, zugleich die bange Sorge, die die werthen Herren im Blick auf den immer mehr

abnehmenden Mond der Kirche und das aufgehende Gestirn des Staates beschlichen; aber gerade von diesem Bekenntnisse aus, das ich von ganzem Herzen mit Ihnen theile, komme ich zu andern Resultaten und Schlüssen. Wir stehen wie Glaukus und Diomedes in der Trojanerschlacht, wir reden von gemeinsamer Liebe und Lieben, wir tauschen die Rüstungen, aber wir scheiden, und Jeder eilt zu seinem Haufen. Man kann im Grunde und im Ziele Eins sein, aber in den Mitteln und Wegen auseinander gehen. Man soll eben nur nichts Arges dann voneinander denken. Es ist wie in politischen Dingen. Es bindet sich nicht der Glaube an die äußere Partei. Ich habe manches liebe Kind Gottes auf der äußersten Linken gesehen und manchen frivolen Weltmenschen auf der äußersten Rechten geschaut.

Ebenso acceptire ich das Wort des Grafen Krassow: »Tempora mutantur« und habe mich gefreut, daß er hinzugefügt: »et nos mutamur in illis«. Das »Mutiren« ist nicht leicht, wenn man einmal nicht mehr so ganz jung ist, und ich rechne es ihm deshalb besonders hoch an. Es ist gut, wenn man nicht zu dem Geschlechte gehört, das nichts gelernt und nichts vergessen hat. Es ist gut, zu erkennen:

»Der Meister kann die Form zerbrechen — —
Soll die Glock' aufs Neu' ersteh'n,
Muß die Form zu Grunde geh'n.«

Ich traure ihr nicht nach und stelle mich rückhaltlos auf den Boden der gegebenen Thatsachen und Verhältnisse und finde in der Entstaatlichung der Kirche nur einen Segen für sie. Ich möchte Ihnen keinen Vorwurf machen, aber das lassen Sie mich sagen: Alles Zögern von positiver Seite, sie anzuerkennen, ist doch nichts Anderes, als das Zögern des Mannes, der seinem Hund den Schwanz abhauen wollte und, um ihm gar nicht zu wehe zu thun auf einmal, ihm alle Tage ein Stück abhieb! — Auf Grund der Freiheit läßt sich ganz anders mit einem Menschen reden als auf dem Grunde des Zwangs. Wir haben doch erkannt, daß, was als Flügel der Kirche galt, das Bleigewicht an ihren Füßen war; Sie werden auch erkennen, daß, was als

ein Hemmschuh galt — wie z. B. die sogenannten Laien — ein Vorspann ist. Zu Lübeck steht die Marienkirche, da waren noch vor wenigen Jahren eine Menge kleiner Häuser eingebaut, Schuster und Klempner trieben ihr Gewerbe. Man hielt das für ein Stützwerk der Kirche; da riß sie der Magistrat in einer Nacht nieder — und die Kirche steht da in ihrer alten Pracht.

Nun, wir haben ja etwas gelernt. Superintendenten, die mit Behagen sich als »königliche Superintendenten« unterschrieben, haben nachgerade ein Haar darin gefunden. Es hat wahrlich der Kirche nicht auf die Füße geholfen, daß sie sich zur höheren Polizeianstalt hergab. — Daß der Baum des Evangeliums nicht die Vögel unter die Zweige lockte, sondern daß man die Ruthen für das Volk daraus schnitt, das hat der Kirche, das hat dem religiösen innersten Bewußtsein unseres Volkes unendlich geschadet. Was Sie jetzt erblicken in der Entkirchlichung der Massen, es ist die Frucht der bösen Saat aus den vergangenen Zeiten, nicht aber der Civilehe und des Standesamtes! Die haben nur klargestellt, was längst da war. Das gilt es ohne Rückhalt anerkennen, damit vollen Ernst machen.

Aber an der Hülfe des Herrn allein hangend, muß die Kirche auf die Mittel und Kräfte sinnen, die in ihr selbst liegen, und darum begrüße ich im Großen und Ganzen den Entwurf als einen Grundriß zum völligen Ausbau der Kirche. — Aber ich möchte Sie bitten, Ihnen an der Hand der Erfahrung einige Winke, einige Warnungen ans Herz legen zu dürfen, wo mir der Bau bedenklich, wo er zu luftig, wo zu fest, da und dort noch eine Rettungstreppe anzufügen nöthig scheint.

1. Auch ich wünsche mit dem Herrn Miquel,*) daß klar ausgesprochen werde »das Bekenntniß der Kirche — oder auch gern mit Herrn v. Krassow — die Bekenntnisse der Kirche sind nicht disputabel«. Darum wird freilich das Bekenntniß doch

*) Der nachmalige Minister, damals Oberbürgermeister von Osnabrück und Mitglied des Reichstages.

nicht völlig gesichert sein — das werde ich Ihnen gleich im zweiten Punkte klar machen. — Sie haben sich gegen das Einspruchsrecht des Herrn Kultusministers verwahrt. Sie ist mir auch nicht recht, diese Bestimmung, denn das Wort »von Staats wegen«, ein Wort, vor dem ein alter Burschenschafter ohnehin einen gehörigen Respekt hat, ist ein dehnbarer Gummi, oder ein großer Aktenschrank, in welchem Vieles »ad acta« gelegt werden kann. Aber, ob Sie auch den Minister herausbringen aus § 5, werden Sie ihn ganz herausbringen? Mich gemahnt's an die Geschichte mit den Dreimaster des Polizeidieners; er wird doch irgendwo sein! Aber noch mehr, erschrecken Sie nicht, ich sage es als Warnung — werden Sie am Ende nicht froh sein um einen Minister, der Einsprache einlegt?

Das Bekenntniß, meine Herren, schwebt nicht in olympischer Ruhe über der Synode, sondern es kommt gleich zum Austrag beim § 5, die Lehrfreiheit. Nun denken Sie sich eine Synode, die die Lehrfreiheit in einer Weise bedrängt und den Hals so zuschnürt in der Weise der Missourier, daß ein ehrlicher Mensch es nicht aushalten könnte, oder setzen Sie den andern Fall, daß eine Generalsynode bis auf den Nullpunkt das Bekenntniß indifferenzirte, das Unkraut nur für eine „andere Richtung" des Weizens erklärte und jede Richtung für gleichberechtigt anschaute, ob Sie nicht froh wären, um einen Minister, der, gebunden an die ihm übertragene Pflicht, sein Veto einlegte?

So stand es in Baden. Als die Generalsynode den Beschluß faßte, der die Kirche vollständig preisgab, wer war es, der nicht sanktionirte? Der Minister und mit ihm mein geliebter ehemaliger Landesherr. Wohl hat ein Pontius Pilatus auf Anstiften der Hohenpriester Jesum gekreuzigt, aber ein Landpfleger Festus hat Paulum geschützt und ihn vor den Kaiser in alle Ehren gestellt.

Zum Anderen: Schonen Sie die Minoritäten, soweit sie im Bekenntniß ihr Recht haben. Sie wissen nicht, was es heißt, in der Minorität sitzen, wenn Andere den Fidelbogen haben und breit darauf spielen. Denken Sie an Heidelberg, wo die im

Bekenntniß der Kirche stehende Gemeinde nicht einmal das Recht hat, sich in der Sakristei der Kirche zu versammeln. Das Blättlein kann sich leicht wenden und was heute Majorität war, leicht Minorität werden. Schaffen Sie nur kein zweischneidiges Schwert, denn das hat eben zwei Schneiden, eine gegen Sie selbst!

Ich komme noch zu einem dritten Punkte, der stärkeren Betonung der provinziellen Selbständigkeit. Mein Freund Fabri, dessen Anschauung ich im Ganzen nicht seit vorgestern theile, wird manches Wort zu hören bekommen, und „Thatsächliche Berichtigungen" einzugeben haben, er muß sich des Claudiusschen Wortes getrösten: „Mißverständnisse kommen daher, daß man sich nicht versteht." Indeß, ich will ihn trösten. Als er vor acht Jahren zuerst die Frage nach der Selbständigkeit der Provinzialkirchen hineinwarf, da stand er allein, Idealismus wurde ihm vorgeworfen. Ich hätte gewünscht, er wäre irgendwo Generalsuperintendent geworden, geschadet hätte es ihm nicht, vielleicht hätte er lernen können, was ihm noch fehlt. Andere, die seine Ideen theilten, sind, seitdem sie ins Kirchenregiment gekommen, entgegengesetzter Meinung geworden, vielleicht wäre es auch bei ihm so gekommen. Ideen gehen langsam, sie sind Samenkörner, sie liegen Jahre verborgen, schlummernd wie die Wintersaat, sie stehen aber auf. Und ich meine, was er gehört hat hier, ja was er, so wenig es ist, im Entwurf sieht, ist doch Frucht auch seines Wortes. Auch ich bin, meine Herren, für seine Ausführungen über Verfassungskirche und Bekenntnißkirche. Ich wünsche auch den kräftigen, massiven Unterbau und oben ein Dach, meinetwegen aus Dachpappe! In necessariis unitas in den unteren Stufen, Freiheit oben, in beiden die Liebe.

Man hat D. Fabri angegriffen wegen des Hervorrufens der Frage der Union, ich habe das nur so verstanden, am schwersten Punkt zu zeigen, wie die Sachen provinziell am besten gelöst werden. Sie ist gewiß vom Regiment aus nicht gelöst. 40 Jahre haben wir uns verblutet, die besten Kräfte darüber vergeudet, noch mehr, unser kirchliches Leben ist vergiftet. Mission, Gustav Adolf, Innere Mission, man kann nirgends hinkommen,

überall Scheidung und Spaltung! Wenigstens ein Weg der Lösung ist uns gezeigt; die Union als Same in den Boden gelegt, in einen erst durchgepflügten Acker, wird immer als Zwietrachtssame erscheinen; als reife Frucht, organisch aus jeder Gemeinde und Provinzialkirche erwachsen, ist sie eine süße Labung.

Ich höre so viel von Einheit der Landeskirche, (ich habe zwar keinen ganz genauen Begriff davon empfangen), wie wenn sie der Hauptschutz wäre, als großes, geschlossenes Ganze. Meine Herren, das ist Mondschein! sagt der alte Becker. Ich glaube, daß ein größerer Schutz in der Provinzialkirche liegt. Sie beugen leichter eine Landeskirche als eine Provinzialkirche, ja selbst als eine einzelne Gemeinde. Hat etwa in den letzten Zeiten die Einheit der Landeskirche diese geschützt? Meine Herren, man zähmt eher einen Elefanten als einen Floh — salva venia! In einer fest geschlossenen organisirten Gemeinde liegt mehr Kraft, als in der großen Maschinerie einer staatlich regierten Landeskirche.

Nun noch auf den vierten Punkt zu kommen: Die Vermehrung des Laienelements. Ich gestehe, daß der Ausdruck von Geistlichen und Laien überhaupt nicht zutrifft. Ich habe sehr geistliche Laien und sehr laienhafte Geistliche gesehen. Unser Amt ist vom Herrn, aber die Berufung geschieht durch die Gemeinde. Ich fürchte die Laien nicht, ich fürchte die Geistlichen viel eher und die Professoren. Oder wo ist der Unglaube hergekommen im vergangenen Jahrhundert? Nicht von den Konsistorien und Kanzeln? Wer hat dem Volk seine Agende sowie Gesangbücher genommen? Ein Pfarrer verdirbt mehr, wenn er schlecht ist, als tausend Laien. Die Laien sind stabil, die Pfarrer sind mobil. Wer hat denn schließlich den Heiland gekreuzigt — war's das Volk — oder nicht vielmehr die Hohenpriester sammt Herodes und Pilatus? Ziehen Sie die Laien heran, und es wird gehen, wie im Heere. Da dienen auch nicht Alle willig, aber es kommt doch nach und nach ein esprit de corps über sie. Man interessirt sich nur für das, dafür man interessirt wird. Die Gleichgültigkeit ist schlimmer als die Feindschaft in religiösen Dingen.

Sie sagen, ja wir haben die Laien nicht. Ich frage, wer ist schuld daran? Sie hatten ja 40 Jahre ruhige, konsistoriale Zeit und konnten Laien bilden. Die Unkirchlichkeit der Laien ist nicht durch, wohl aber unter der konsistorialen Verfassung und trotz ihrer gekommen. — Sie reden von den großen Städten in der Weise der Priester und Leviten. Woher rekrutiren sich denn die großen Städte — etwa aus sich? Berlin mit seinen 30 000 Zuwachs jährlich — nein, die kommen von Treptow, dem Orte des Herrn Euen und anderer Herren, die die großen Städte Morast heißen! Sie liefern uns das schlechteste Gesindel, thun nichts für sie, befehlen sie keinem Pfarrer — der erste müßte noch kommen, der mir eines seiner Gemeindeglieder empfohlen hätte, das den bunten Rock trägt; sie geben nichts für unsere Herbergen, sie verlangen noch von Berlin Hülfe für ihre Nothstände!

Sie sind da die großen Städte und die großen Gemeinden, die freilich keine Gemeinden mehr sind. Aber sie erst heißen, sich Pfarrsysteme erbauen und Kirchen, ehe sie Theil haben an der Kirche, heißt doch auch die Sache auf die lange Bank schieben; lassen Sie die Laien anfassen, und sie werden mithelfen oder austreten. Schaffen Sie möglichst Garantien, nur nicht solche, die bloß auf dem Papier stehen. Wahren Sie das Bekenntniß und lassen Sie dann die Laien arbeiten.

Meine Herren, ich schließe mit zwei Worten: Erwarten Sie nicht zu viel von der Verfassung, fürchten Sie nicht zu viel!

Das Erste nicht, weil keine Verfassung an und für sich Leben bringt. Die Verfassung ist nur in der römischen Kirche ein Glaubensartikel und beim Protestantenverein — »Les extrêmes se touchent!« Jede äußerliche Kirche baut auch äußerlich. Die Verfassung ist ein Bett, — ein Gesunder liegt in jedem Bett gut, ein Kranker geht aus einem ins andere; meinethalben ein Flußbett auch, das den Strom regulirt, nimmermehr ihn aber produzirt. Wo keine Quellen sind, ist das Kanalgraben vergeblich. Darum auch hier kein Rechts und Links; man kann in der Verfassung demokratisch sein und im Bekenntniß völlig konservativ. Nur kein Verketzern wegen Verfassungsfragen. »In

nichts täuscht man sich so sehr, wie gerade in diesem. »Mutamur in illis«, hat Graf Krassow gesagt, und Niemand wird den Grafen eine Windfahne heißen.

Zum Andern, »*fürchten Sie nicht zu viel von der Verfassung*«. Sie lebt sich ganz anders aus, als Sie's sich vielleicht denken. Einer lebendigen Gemeinde wird die Verfassung nicht schaden. Im Gegentheil. Hat sie einmal das Recht der Pfarrwahl ꝛc., so wird sie das Recht gebrauchen, gerade gegen die, die sie in Generalpacht der Freiheit nehmen wollen. Die Städte mögen Ausnahmen machen, aber für die Städte bleibt nur die *Freikirche* in Sicht, auf die wir uns einrichten müssen, wenn eine liberale Majorität Pfarrer setzt, die sie selbst nicht hört.

Sie reden von badischen Zuständen, meine Herren; ich wünschte, sie hätten welche davon! Oder haben Sie etwa 28 Prozent Kirchgänger in Brandenburg oder Sachsen, wo oft 8 bis 10 Leute in der Kirche sind? Haben Sie 58 Prozent Abendmahlsgäste? Haben Sie etwa auch von 13 736 Beerdigungen nur zwei ohne kirchliche Begleitung? Hier, wo auf 1000 Begräbnisse nur 10 mit kirchlicher Begleitung kommen; haben Sie vielleicht auch nur 6 Ehescheidungen auf 1280 Paare, und ist der Prozentsatz der nicht kirchlich getrauten 0,80 in den Gemeinden? — Die Verfassung hat das kirchliche Leben in Baden nicht zerstört, das ist das Wenigste, was ich sage. Das stärkste Schreien nach Abschaffung der Pfarrwahl kommt aus dem Lager des Protestantenvereins. Sie sehen, die Freiheit hat auch ihr Gutes!

Prüfen Sie, streichen Sie an dem Entwurf, aber im Großen und Ganzen, fassen Sie die *letzte* Stunde, die vielleicht noch unter unserem König zu einem Aufbau gegeben wird. Tempora mutantur!"

Frommel hat die Rede nicht gehalten und auch später nie mehr auf Synoden gesprochen, weil er überzeugt war von der Richtigkeit des Spruches: „Synodare, es blivt wie es ware", eine Regel, von der jedoch gerade *jene* Synode eine Ausnahme bildete, auch nach der Meinung Frommels. Es blieb doch nicht, wie es war, es kam wirklich etwas zu Stande, trotz der Konfessionellen, die auch hier wieder eine Einigung erschwerten.

Wie sehr man übrigens selbst in den Kreisen des Kirchenregimentes die Mitarbeit gerade eines Mannes wie Frommel zu schätzen wußte, mag schon hier ein Brief des Generalsuperintendenten D. Brückner an ihn vom Jahre 1878 sagen. Frommel hatte sein Erscheinen zur Provinzialsynode aus Gesundheitsrücksichten abgesagt. Brückner schreibt ihm darauf:

„Berlin, 4. Mai 1878.

Hochverehrter Herr und Freund! Es wird mir leid, sehr leid thun, wenn Sie an der Synode nicht theilnehmen können. Ich habe gehofft, daß Sie uns helfen werden, über die vielen Schwierigkeiten, von denen wir bei der Aufgabe, die Landeskirche zu erhalten, umgeben sind, hinwegzukommen. Insbesondere hoffte ich auch, Sie würden dazu beitragen, etwaige Extravaganzen der Parteien, welche nicht ausbleiben werden, hintanzuhalten oder möglichst unschädlich zu machen. Deshalb habe ich hohen Werth auf Ihre Theilnahme an der Synode gelegt. Auf die Propaganda gebe ich weniger als darauf, daß der Geist der Synoden in die rechte Bahn gelenkt werde. . . . Können Sie Ihre Kur in Karlsbad nicht im Juni gebrauchen, so werden Sie schon ablehnen müssen. »Beatus qui procul!«"

Frommel selbst freilich erschien es für den eigenen inneren Menschen wie für sein liebes deutsches Volk als eine ersprießlichere Arbeit im „Nebenamt", wenn er die Friedensarbeit that, zu der ihn Naturanlage und Neigung immer wieder hintrieb, die Arbeit mit der Feder. Sie hatte seit „Händel und Bach" und „Aus zwei Jahrhunderten" nicht gefeiert.

Noch zu Ende 1872 erschien: „O Straßburg, du wunderschöne Stadt." Es verdankt das Büchlein eigentlich oder doch mittelbar der Oktoberversammlung sein Entstehen. P. Ahlfeld hatte, ähnlich wie nach ihm Frommel, dem Gedanken das Wort geredet, die Geschichte des deutsch-französischen Krieges als eine Geschichte der großen Thaten Gottes an unserm Vaterland dem Volke auch durch eine Volksschrift im edelsten Sinne vor die Seele zu führen. Eine einzige Schrift konnte allerdings wohl kaum dem Zweck genügen, bei

dem Reichthum des Stoffes war dies nur durch eine Anzahl kleinerer Schriften möglich. „O Straßburg" ist eine der ersten, die aus dem Munde eines Augenzeugen ein Stück, und sicher nicht das unwichtigste aus jener großen Zeit, geschildert hat. Mit Recht hatte der Verleger und Freund Steinkopf dem zögernden Frommel zugerufen: „Du, und kein Anderer, sollst mir das Büchlein über Straßburg schreiben." Und er hat es geschrieben, mit einem Stück des eigenen Herzens, denn das war und blieb nun einmal in der wunderschönen Stadt, in der das Liebste ihm geboren war, die selige Mutter, und in der er einen Theil des Schönsten erlebt, die Tage der Kindheit.

„In des Königs Rock" (1875)*) giebt, wenn man will, eine Art Fortsetzung von „O Straßburg", fremde und eigene Erinnerungen aus dem Feldzug, daneben Erzählungen aus Preußens kriegerischer Vergangenheit. Es ist einem im Kriege gewonnenen Freunde, dem General der Infanterie und Kommandirenden des XIII. Armeekorps, v. Schwarzkoppen, gewidmet und vielleicht das im Heere am meisten gelesene Buch aus Frommels Feder.

Alte und jüngste Vergangenheit begegnen sich in der „Guten preußischen Klinge": wie durch ein Wunder wird der Besitzer des einstmaligen türkischen Säbels durch Generationen hindurch in allen Kämpfen gerettet; der letzte Klingeninhaber, dessen Söhne dem Vaterland nicht mehr mit der Waffe dienen, General v. Steinwehr, hatte Frommel die wunderbare Geschichte erzählt.

Dazwischen gab er in der „Hausapotheke" (1873)**) „Gesunden und Kranken, Alten und Jungen für gute und böse Zeit" allerhand guten Haustrank ein und ließ fast gleichzeitig seine „Blätter von allerlei Bäumen, grüne und fahle Blätter", wie er selbst schreibt, „von den verschiedensten Menschenbäumen gepflückt und gesammelt", hinausgehen. Aus dem Skizzenbuch des Vaters hat er dies Sonnenkind selbst und sein Gegenstück, den „Unglücksmaier", nachgezeichnet; aus fremden und eigenen

*) 7. Aufl. Berlin, Wiegandt & Grieben.

**) Vergl. S. 69 Fußnote.

Erlebnissen heraus das „Leihhaus" und die stille „Dorfdiakonissin" reden lassen.*)

In Ziethes „Frauenspiegel" giebt er im Jahre 1874 wieder ein Doppelbild: Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt und Maria von Lippe-Schaumburg; zwei Stillleben, von denen das erste in die geistlichen Lieder Ludämilias einführt (wir besitzen von ihr u. A. das „Zeuch uns nach Dir, so folgen wir"), das zweite ein Leben schildert, in dem Verlust auf Verlust sich drängt, hohe Wünsche mit demüthiger Entsagung wechseln, ein Trostspiegel für ringende und kämpfende Frauenherzen, zugleich ein Denkmal des Segens, den Maria der Freundschaft Gottfried Herders dankte. „In einer rauschenden und nach außen treibenden Zeit" sucht das Büchlein zu denen zu reden „die aus dem Gewühl und Kampfe der Tagesfragen und Tageskämpfe wieder zu den Quellen wollen, aus denen das Herz für die Ewigkeit schöpfen kann"; hierin lag ihm die Bedeutung der beiden Leben.

Im Jahre 1875 sollte das Büchlein „Von der Kunst im täglichen Leben" eine neue Auflage erleben;**) er erweiterte es durch den Beitrag: „Die Kunst in der Kirche", die von der ersten Ausgabe, dem „Streifzug" nur „gestreift" war. Unter den einzelnen Gedanken, die auch heute noch größerer Beachtung werth sind, als sie bei den maßgebenden kirchlichen Kreisen finden, mögen die nachstehenden hervorgehoben sein:

Seite 47 ff. werden die bedenklichen Artikel des christlichen Kunsthandels durch Kolportage besprochen: „Ist es ein Wunder", fragt Frommel, „wenn die Feinde des Evangeliums sich stoßen und ärgern oder in Julians des Abtrünnigen Art sich freuen und es ganz in Ordnung finden, daß das Christenthum solche Geschmacklosigkeiten hervorzubringen im Stande ist?" — Bei aller Anerkennung, die sodann (S. 106 ff.) der Besserung auf dem Gebiet der kirchlichen Baukunst gezollt wird, macht Frommel auf die Gefahr aufmerksam, die immer noch in der Unkenntniß vieler

*) Blätter von allerlei Bäumen, Bd. III der gesammelten Werke. 5. Aufl. Berlin. Wiegandt & Grieben.

**) Ebenda, jetzt 5. Aufl.

Gemeindevorsteher und Pastoren liege, abgesehen davon, daß in paritätischen Provinzen und Ländern*) die Prüfung evangelischer Kirchenpläne in den Händen katholischer Beamten ruht, und spricht den Wunsch für die Zukunft aus, daß dergleichen Aufgaben nur einem in der kirchlichen Baukunst durchgebildeten und erfahrenen Architekten, der zugleich im Konsistorium und der Provinzialsynode seinen Sitz habe, zugetheilt werde, ein Vorschlag, der übrigens kurze Zeit darauf, bei der Stuttgarter Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins lebhaft besprochen worden ist.

Wenn Seite 110 geschrieben steht: „Unsere Kinder, bei denen Gefühl und Phantasie als religiöses Organ anschlägt, haben von der Kirche nur den traurigsten Eindruck: kalte Füße, kahle Wände, lange Predigten — das sind die Jugenderinnerungen bis etwa zur Konfirmation; ein Kind muß sehen und hören, aber unsere Kirche weidet wohl ihre Schafe, aber ihre Lämmer wenig; abgesehen davon, daß noch ein großer Theil Menschen existirt, die einer Predigt wenig zu folgen im Stande sind, die aber ein Bild dauernd belehrt", — — trifft das nicht auf dem Lande und in den kleineren Städten noch heute zu, während man in Berlin freilich neuerdings im entgegengesetzten „Chausseegraben" liegt und für protestantische Gefühle des „Schönen" oft zuviel thut? Auch die Garnisonkirche hat wenigstens im Inneren ihren „Stall- und Scheunenstil" abgelegt und ist eine schöne Kirche geworden, schön im guten, evangelischen Sinne.

Was Frommel von Kindereindrücken in der Kirche sagt, das waren schließlich eigenste Jugenderinnerungen und nicht die angenehmsten. Dafür schaut der Leser in ein seliges fröhliches Kinderparadies, wenn er das „Unterste Stockwerk" aufschlägt, das Frommel der „Familienchronik" und den „Vergangenen Tagen" im gleichen Jahre folgen ließ. Wie er da seine eigene Kindheit und Jugend erzählt und dichtet, davon haben wir früher gehört. Das Büchlein hatte Steinkopf verlegt; nun

*) Leider nicht in diesen allein! Was würde Frommel erst dazu gesagt haben, hätte er gewußt, wie heute in unserer Hauptstadt eine Reihe evangelischer Kirchen von katholischen Architekten erbaut wurden.

wollte Freund Grieben auch etwas haben, denn auf dem Weihnachtstisch durfte nachgerade ein „Frommel" nicht fehlen. Er bekam denn auch ein Jahr darauf die „Sommerfrische",*) die Frommel von Gastein aus geschrieben. In stillen Stunden, im grünen Wald waren die leicht hingeworfenen Blätter entstanden, da und dort empfing er den Stoff, mitten unter den Reisenden im Coupé oder am Brunnen.**)

Wir werden Frommel in Gastein und Karlsbad, in der badischen Sommerfrische bald selbst begegnen; mit dem Buche sind wir dem Gang der Lebensgeschichte um ein Jahr vorausgeeilt. Ein Tag aus dem Ende des Jahres 1875, den wir nach Frommels eigenen Aufzeichnungen in einem für die Freunde gedruckten Erinnerungsblatte etwas ausführlicher schildern dürfen, mag dies „Friedenskapitel" schließen.

Es war der 19. Dezember. Fünfundzwanzig Jahre waren ins Land gegangen, seit Emil Frommel in der Kleinen Kirche zu Karlsruhe als Geistlicher ordinirt wurde. In der Stille dachte Frommel den Tag zu begehen, selbst den nächsten Verwandten hatte er nichts davon gesagt. Um so größer die Ueberraschung, als nun von nah und fern die Grüße und Wünsche kamen. Schon am Abend des 18. war ein Brief von Max Frommel eingetroffen.

„Sei mir gegrüßt", so schreibt er dem Bruder, „an Deinem Ehrentage mit dem Gruße des Friedens, wie ich Dich einst gegrüßt am Vierteljahrhundert Deiner Lebensjahre auf Romas Kapitol, so heute am Jubiläum Deiner 25 Amtsjahre. Laß mich segnend im Geiste in der Ferne die Hände Dir aufs theure Haupt legen und sagen: Der Herr mit Dir und Deinem Geiste, daß Du als Priester walteſt im Heiligthum, als Prophet rufeſt in der Wüſte und als ein Engel weiſeſt Vielen den Weg zur Heimath!

Es ist ein reiches Stück des Weges, das hinter Dir liegt: vom Altar der Kleinen Kirche in Karlsruhe nach Lußheim, von

*) Band IV der „Gesammelten Schriften" Wiegandt & Grieben. 6. Aufl.

**) In Karlsbad, wohin Frommel von der Mitte der siebziger bis Mitte der achtziger Jahre ein quälendes Nierenleiden trieb.

da in unsere Vaterstadt, dann in die Fremde nach Barmen mit all seinen Nöthen und Lektionen und endlich nach Berlin mit seinem Lob und Tadel, »guten Gerüchten und bösen Gerüchten«, mit seinem Hochsein und Niedrigsein. Du hättest ja auch einen Musiker oder einen Dichter abgeben können, aber es ist der Segen Deines Lebens gewesen, daß Du ein Prediger geworden bist. »So wirst Du Dich selig machen und die Dich hören« sagt Paulus zu seinem Timotheus, und das gilt auch von Deinem Amtsleben, das Dir und so Vielen zum Segen geworden. Dich hat das Amt ins Wort getrieben, und Dein Zeugniß von diesem Wort ist Tausenden ein Brunnen des Lebens geworden in Rede und Schrift, daraus sie getrunken haben. So wolle der Erzhirte seine Verheißung ferner an Dir erfüllen: »Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein.«

Wenn der Papst ein Jubiläum feiert, so giebt er einen großen Ablaß. Wenn ein evangelischer Prediger Jubiläum feiert, so hebt er damit an, daß er in sein Kämmerlein geht und einen großen Ablaß von seinem Gott holt über alle Amtssünden, und dann, wenn er hinaus tritt aus seiner Hütte des Stifts mit glänzendem Angesicht, dann theilt er reichlich Ablaß aus Allen, die ihm in den 25 Jahren wehe gethan. Ich kriege dann auch etwas, nicht wahr, mein Bruder?

Dein Ordinationstag fällt auf den 4. Advent, in dessen Evangelium Johannes sagt, daß er nichts sei als — eine Stimme. Eine Stimme ist etwas von einem Andern und für einen Andern. So laß uns nichts Anderes sein als eine Stimme Christi in der Welt, in der Wüste, an die Menschen, unter den Brüdern. Möge Dir diese Stimme auch entgegentönen aus meinen Pilgerpredigten, die ich Dir zu Deinem Feste auf den Tisch lege. Es drückt Dich an sein Herz in treuer inniger Liebe Dein Bruder Max."

Früh am Morgen des 19. hatte ihm Freundeshand in sinniger Liebe in aller Stille einen hohen Christbaum angezündet, unter dem die Kinder einen Choral sangen. Fritz Oldenberg, der einst als Mitarbeiter Wicherns am Rauhen Hause bei

Hamburg Frommel ermuthigt hatte, für die „Fliegenden Blätter", die Wichern herausgab, zu schreiben, und der nun, seit einer Reihe von Jahren in Berlin im Dienst der inneren Mission thätig, sich Frommel in aufrichtiger Freundschaft angeschlossen hatte,*) war der Urheber des Gedankens gewesen.

Was der frühe Christbaum zu bedeuten habe, sollte bald klar werden, als ein paar Stunden später zwei weißgekleidete Mädchen mit goldenen Flügeln, den Silberkranz in der Hand haltend, unter dem Tannenbaum das nachstehende Gedicht sagten:

„Zu Deinem Jubiläum
Singen die Engel Tedeum
Mit himmlischem Schall:
»Te Deum laudamus
Nos omnes te adoramus,
Und grüßen Dich tausendmal.«

Es strahlen aus seliger Ferne
Der Heimath Weihnachtssterne
Am lichten Firmament.
Aus Deiner Jugend Zeiten
Tönt frohes Glockenläuten:
Advent! Advent!

Der einst Dich hergerufen
An Seines Altars Stufen,
Der treue Gott —
Er führt' Dich Wunderstraßen
Und wird Dich nicht verlassen
Bis in den Tod.

Denn auch durch Nacht und Leiden
Birgt Er nur Weihnachtsfreuden
Und Herrlichkeit.
Er sendet Dir die fröhliche
Er sendet Dir die selige
Die gnadenbringende Weihnachts-
[zeit!
Gesegnet, wer Ihm trauet,
Mit Kindesaugen schauet
Nach seinem Morgenglanz!
Harr' aus und nimm zu eigen
In grünen Tannenzweigen
Den Silberkranz!" —

Kurz darauf ertönte die Regimentsmusik des 2. Garde-Regiments zu Fuß, die Oberst v. Oppel gesandt hatte. Zugleich hatten sich die Liturgiesänger aus den verschiedenen Regimentern eingefunden, um mit der Musik zugleich ihren Divisionspfarrer zu grüßen. Hell schmetterten die vollen Töne des Chorals: „Lobe den Herrn" durch den hellen, kalten Morgen, die Schläfer ringsum weckend. Der Chor sang das „Herr, Deine Güte reicht so weit", die Musik spielte das „Siehe, wir preisen selig" aus Mendelssohns „Paulus", der Chor intonirte weiter das „Es ist

*) Vergl. S. 160.

ein Ros' entsprungen", und zuletzt ertönte von der Regimentsmusik Händels gewaltiges „Hallelujah" aus dem „Messias."

Noch während die Musik im Hofe spielte, war Frommel droben eine freudige Ueberraschung bereitet worden. Eine Ordonnanz aus dem Militärkabinet brachte ein Schreiben des Generalmajors v. Albedyll des Inhalts:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben in Erfahrung gebracht, daß Ew. Hochehrwürden mit dem morgigen Tage ein 25jähriges Wirken als Geistlicher vollenden und aus diesem Anlaß Allergnädigst geruht, Ihnen das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern zu verleihen. Se. Majestät äußerten sich hierbei noch dahin, daß Allerhöchstdieselben ebensowohl Ihre Theilnahme an dieser Feier als Ihre lebhafte Anerkennung für Ew. Hochehrwürden Wirken und für die Anhänglichkeit, die Sie für Ihre hiesige Stellung bewiesen, ausdrücken wollten."

„So hatte", schreibt Fommel,*) „mein theurer gnädigster Kaiser und Herr einen seltenen Morgengruß gesandt, ein Zeichen persönlichster Huld und Anerkennung, das mich tief beschämt hat, um so mehr, als eine 25jährige Thätigkeit durchaus kein Anrecht auf eine Auszeichnung giebt. Sie sollte ja auch strenggenommen nicht dem Tage gelten, aber daß sie an dem Tage kam, war doch eine besondere Freude."

Das Herz voll und bewegt von Gebet, Lied und königlichem Gruß, ging es nun zur Kirche. Wie ganz anders heut als damals, da auf die jungen Schultern das schwere, köstliche Amt gelegt ward. „Das dunkle Haar gebleicht, in fernem Lande wohnend, statt der kleinen Gemeinde der Freunde, die im Morgengrauen zur Kleinen Kirche zog, die große Militärgemeinde im blitzenden Waffenschmuck, nur das Eine geblieben wie damals: das pochende, wallende Herz!"

Frommel predigte über seinen Ordinationstext aus Apostelgeschichte IV, 20: „Wir können es nicht lassen, daß wir

*) In dem als Manuskript gedruckten Erinnerungsblatt für die Freunde.

nicht reden sollten von dem, was wir hier gehört und gesehen haben."*)

Nach der Predigt füllte sich das Haus mit glückwünschenden Freunden; telegraphische Grüße aus Karlsruhe und Barmen, Briefe, Blumen und reiche Geschenke schmückten den Tisch. Aus der Gemeinde Barmen-Wupperfeld kam noch ein besonderes Schreiben des Presbyteriums und der Repräsentation, als Zeichen unvergessenen Andenkens an seine Thätigkeit; viele andere treue Grüße aus der Gemeinde folgten. Die Karlsbader Leidensgenossen,**) denen er dort in stillen Morgenstunden wiederholt einen Gottesdienst auf seinem Zimmer gehalten, sandten ein böhmisches Service, ihn erinnernd an die schönen Tage des Zusammenseins. Mittags ein Mahl beim Feldpropst mit Toasten und Gedichten, abends im Garnisonpfarrhaus freie Versammlung aller derer, die Frommel am Tage gegrüßt. Er mußte erzählen von der ersten Dorfgemeinde am Rhein; wie wenn es gestern und heut gewesen, stiegen ihm die Bilder der Vergangenheit in der Seele auf. Noch einmal wurde der Christbaum angezündet und gesungen; Oldenberg und Müllensiefen feierten noch einmal den Freund und sein Haus mit warmem Wort, und segnend erklang über dem schönen Tage der Choral der den Morgen eingeläutet: „Lobe den Herrn".

Ein schöner Nachklang sollte noch folgen. Am zweiten Weihnachtstag traf Frommel, eben von der Kanzel kommend, ein Handschreiben des Großherzogs von Baden:

„Karlsruhe, den 21. Dezember 1875.

Sehr werthgeschätzter Herr Hofprediger Emil Frommel!

Am 19. d. Mts. haben Sie den 25. Jahrestag Ihres Eintritts in das Pfarramt gefeiert. Ich habe erst jetzt davon Kenntniß bekommen und kann Ihnen deshalb nur nachträglich meine Theilnahme kundgeben, die aber, der Verspätung ungeachtet,

*) Vergl. Bd. I, S. 135.

**) Vergl. S. 175.

eine recht herzliche ist. Sie haben Ihre Wirksamkeit in unserm Lande begonnen und während einer Reihe von Jahren der hiesigen Gemeinde mit Liebe und Treue Ihre volle Kraft gewidmet. Dies hat Ihnen hier in weiten Kreisen ein dankbares Andenken gesichert. Auch ich gedenke Ihrer hiesigen Amtsthätigkeit mit aufrichtiger Anerkennung und möchte dieser Gesinnung aus Anlaß der vorigen Sonntag stattgehabten Feier auch einen öffentlichen Ausdruck dadurch geben, daß ich Ihnen das Ritterkreuz erster Klasse meines Ordens vom Zähringer Löwen verleihe.*)

Empfangen Sie meine herzlichsten Wünsche für Ihr und der Ihrigen ferneres Wohlergehen und die erneute Versicherung der vorzüglichen Werthschätzung

Ihres wohlgeneigten

Friedrich."

Was Frommel diese Auszeichnung durch seinen heimathlichen Fürsten doppelt lieb und werth machte, war der Gedanke daran, daß sein Vater und Großvater denselben Schmuck einst getragen hatten.

„So schloß denn", schreibt Frommel, „ein fürstlicher friedevoller Klang aus der Heimath, in der ich ordinirt war, die Feier des Tages. Mir war's als umständen sie mich Alle noch einmal, die damals um mich standen — vor Allem als habe der treuesten Eltern Segen dem Kinde wie so Vieles so auch diesen Tag gebaut."

*) Frommel hat im Laufe der späteren Jahre noch eine Reihe hoher und höchster Orden erhalten; sie sind im Folgenden nicht weiter aufgeführt. Der liebste war und blieb ihm das Eiserne Kreuz, das er stets im Knopfloch trug und nur auf Reisen ablegte.

Zehntes Kapitel.

Vom Jahre 1877 bis zum Dreikaiserjahr.

„Synodare und Visitare — es bliebt wie es ware" —, „so wieviel Wahres an diesem Worte auch sein mag, auf die Generalsynode des Jahres 1875 und auf die schlesische Generalkirchenvisitation unter Erdmann oder, wie er ihn mit Vorliebe anredete, den „Erd- und Himmelsmann" *) im Jahre 1877, mochte Frommel es doch nicht gern anwenden. Die Erlebnisse der Visitationsreise, an der er als vom Könige ernanntes Mitglied theilnahm, sind ihm auch späterhin als Höhepunkte nicht nur jenes Jahres, sondern auch seines Amtslebens in Erinnerung geblieben. Im 3. Bändchen des Gedenkwerkes**) finden wir die Trebnitzer Tage erwähnt in dankbarem Gedenken an das Haus in Schloß Thiergarten, dem „Thier- und Menschengarten", wo Frommel die hochbegabte und verständnißvolle Freundin fand, die theure „Kirchenmutter", an die er dann eine Reihe von Briefen geschrieben, die mit zu dem Tiefsten und Köstlichsten gehören, was in gelegentlichem Austausch aus seiner Feder geflossen ist. Hier soll uns Frommel in einem Bericht an die Gattin von seinen Eindrücken auf der Visitationsfahrt — es war die erste, die er überhaupt mitmachte — erzählen. Er schreibt: ***)

„Bei starkem Regen kam ich in dem verräucherten alten Breslau an. Nicht wie einst als thörichter Studio in die »Goldene Gans«, den ersten Gasthof, kehrte ich ein, um dort gerupft zu werden, sondern in das bescheidene Hotel Gebauer am Tauenzienplatz. Nach dem Besuch bei dem Präsidenten des Konsistoriums in Frack und Glacés ging's zu Erdmann, den Mittag und auch den Abend, mit seinen Enakskindern, die alle

*) Damals Generalsuperintendent in Breslau.

**) Bd. III, Briefe aus Amt und Haus, S. 56.

***) Der Brief ist wie viele seiner Briefe ohne Datum.

ihn noch überragen, zu dem stattlichen geistlichen General der Provinz. Die anderen Herren Visitatoren hatten sich eingefunden, unter ihnen Hartmann, Aumann, Müller; wie sie sich den »Hofprediger« vorgestellt, war köstlich! Die Meisten kannten mich aus den Schriften. Die Einen hatten sich nach »Des Königs Rock« einen großen strammen Kerl mit Vollbart gedacht; die Anderen einen alten gemüthlichen geistlichen Herrn nach der »Hauschronik«, die Dritten einen eleganten Hofprediger, auf der Höhe der Stellung, im Glanze des Hofes leuchtend! Da trat ich unter sie, wie Du mich kennst, und ich sah, daß ihnen das Herz leichter wurde, war ihnen ja auch kein Fremdling, dank den Büchlein!

Jetzt, wo wir schon, wenn nicht einen Scheffel Salz, doch eine Portion Regen zusammen geschluckt haben und nachts die Wanzen, die harten Betten und die obligaten Schnarchkünste getheilt, nachdem wir einander besehen und gehört in mancherlei Rede und Gegenrede, könnte ich sie Dir schon mit ein paar Strichen zeichnen. . . . So trafen wir uns und fuhren nach Trebnitz. Nachdem wir in eiskaltem Zimmer eine lange vorbereitende Sitzung hatten, dabei mich der erste Schauer überkam, wurden wir vertheilt. Ich kam mit Pastor H. ins Gasthaus »Zur Hoffnung«. Ihr lieben Heiligen! Ich glaubte im Felde zu sein, in Winterkampagne, so räuberhaft kam mir die Sache vor. Der Hausknecht mit seiner laterna magica über den Hof am Düngerhaufen vorbeiführend über eine horrible Treppe in ein Nest mit hartem, kaltem Bett, drunten die Bauern im Wirthszimmer johlend, wie der Schmied und Schuster im Waldhorn zu Schönmünzach, das war unser Quartier. Die Anderen gingen zum »Kronprinzen«. Der Eine in einen Tanzsaal, um dort keine Schnarcher zu hören, der Andere in einen alten Thurm, zu dem eine hohe Wendeltreppe führte. Ich wachte nach kurzem Schlaf erkältet auf; nun ging's zur Eröffnung in die Kirche. Einundzwanzig Pfarrer in Talaren, prächtige Gestalten darunter, vom reinsten Pfäfflein bis zum hagern Sektenmann, schauten uns an und musterten uns. »Das ist also die Inquisition«, die

kommt! Doch reichte Mancher mir die Hand, der mich durch die Büchlein kannte. Es läutet zur Kirche. Lebwohl."

Dann schildert Frommel den ersten Visitationstag:

„'s war frischer Morgen, herbstlich kalt, als wir in schlesischem Landwagen zwei Stunden ins platte Land hinausfuhren. Endlich langten wir an. Die Glocken läuteten, die Schuljugend stand geschmückt unter der Ehrenpforte sammt den »Kirchenvätern«, und der Pastor half dem Generalsuperintendenten und uns aus unseren Pelzen heraus. Ein dürftiges Pfarrhaus am Berge, abgelegen von aller Welt, aber freundlich umsponnen von sauern Weinreben, empfing uns.

Der Pfarrherr, ein Mann in den 50ern — einer der treuesten Pfarrer im Lande, aber schwermüthig und an sich verzagend, kommt sich als ein unnützer Knecht vor und würde am liebsten den Hirtenstab niederlegen vor der schweren Arbeit, wo er wenig Frucht sieht. Aber mit und bei ihm stehend seine tapfere rüstige Frau, voll Leben in den klugen Augen, die den schwermüthigen Mann trägt und hebt, mit süßem Trost ihn aufrichtend und ermuthigend. Seine Kinder unterrichtet er selbst bis zur höchsten Klasse, plagt sich mit fremden »ausrangirten« Buben, hat einen bösen Lehrer in der Gemeinde, der ihm schon das gebrannte Herzeleid angethan und ihn auf den Kanzelparagraphen hat verklagen wollen; der Gutsverwalter einer fremden Herrschaft, der ein offenkundiges Schandleben mit Dirnen aus dem Orte führt, ist sein anderer Pfahl im Fleisch. So hat sich's hergelagert über das alte, gute Gesicht mit dem Zuge tiefer Melancholie. Die Pfarrei ist arm, das Haus kalt und feucht und fast nicht zu heizen, aber die Bibliothek, die Geistesnahrung, schön und reich, der Mann fortschreitend im verlorenen Gebirgsdorf doch mit den Interessen der Zeit und Wissenschaft, ein rührender Mensch, wenn man ihn nur ansieht.

Wir beteten zusammen, ehe wir zur Kirche gingen. Dann sang der ganze Zug der Schulkinder, der Kirchenväter, der Geistlichen: »Jesu geh' voran«, und wir zogen in die Kirche. Der theuere Generalsuperintendent hielt die erste Ansprache, danach

predigte der Pfarrer bewegten Herzens über den unfruchtbaren Feigenbaum. Es war eine schlichte, aber ergreifende Predigt, maßvoll und doch die Wehmuth durchblicken lassend. Nach ihm kam Einer von uns, der auf Grund dieser Predigt eine Ansprache hielt und nun in inniger Weise den Pfarrer tröstete. »Am Magdeburger Dom, am Portal in Stein gehauen, sei eine Weinrebe angebracht. Lauter Blätterschmuck scheinbar, aber unter jedem Blatt verborgen eine Traubenbeere. So sei es im Amte auch. Die Frucht verborgen, aber sie sei da. Der Herr des Weinbergs findet den unfruchtbaren Baum, aber er findet auch einen Knecht, der für den Baum bittet: Laß ihn noch dieses Jahr! So denn auch wir; ein betend, priesterlich Herz, da ist immer noch Geduld und Gnade.« Es war ein prächtiges, köstliches Wort. Danach trat die Jugend an den Altar, und H. redete mit ihnen freundlich aus Katechismus und Lied. Die Hausväter und Hausmütter blieben sitzen, und Erdmann sprach mit ihnen darüber, wo's fehlt in Haus und Ehe, was Jeder zu thun hat, damit er kein unfruchtbarer Baum bleibe.

Das dauerte Alles zusammen von 9 bis 1/2 2 Uhr. Du weißt, ich bin kein Freund von viel Predigthören; aber mir war's nicht zu lange. Dann gingen wir zu Tisch. Der Pfarrer war fröhlich geworden; er hatte doch aus den Kindern und Alten so Manches herausgehört. Es war ergreifend, als nach dem Gottesdienste alle Hausväter und Hausmütter auf ihren alten schwermüthigen Pfarrer zutraten und Jeder ihm schweigend die Hand reichte. Es waren ja alle arme Leute, abhängig von den großen Herren, aber in ihren Herzen hatte er doch festen Fuß — und wie treu ist seine Frau durch die Gemeinde gegangen und hat nachgeholfen! Wir setzten uns zu Tisch, es war Alles festlich geschmückt, das Pfarrhaus gab sein Bestes. Aber das Schönste war doch, die Pfarrerin zu sehen, die so freundlich zu ihrem Mann hinüberblickte, als wollte sie sagen: »Gelt, Alter, hast doch heut einen schönen Tag und siehst doch manches Träublein unter den Blättern«!

Ich hatte die Kinder in der Kirche. Der alte 72jährige

Schullehrer war freilich verschlissen und krank dazu. In seinem schwarzen Fräcklein mit dem Ehrenzeichen geschmückt, hatte er in der Kirche die Katechisation. Es waren zwei Paradepferde aufgestellt; ein Mägdlein und ein Büblein, die mußten Alles sagen. Ich löste ihn ab und traktirte den barmherzigen Samariter mit ihnen, erzählte vom Feldzug und von Berlin, die Kinder wurden lebendig und hingen mir am Munde.*) Darauf kam die Abendpredigt eines Pfarrers der nichts Besseres wußte als den Text zu nehmen: »Weil du lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde«, es paßte wie eine Faust aufs Auge, dazu eine Quälerei von einem Gedanken zum andern, — ich mit kolossalem Schnupfen in der Kirche, die kalt bis ans Herz war, es wurde mir recht »laulicht« zu Muthe! Dann heraus, es war schon dunkel,

*) Einer der Geistlichen der Diözese erzählt, wie ihm u. A. die katechetische Besprechung Frommels mit der Jugend in der Kirche zu Lassen bei Perschütz besonders eindrücklich geblieben. Er fragte nach Sprüchen, die zum Gottvertrauen ermahnten. Ein Knabe sagte den Spruch Matth. 6, 26–28, von den Vögeln und Lilien. „Ja, da hast Du recht, das ist ein schöner Spruch. Aber bei dem Spruch dürft Ihr nun nicht bloß an die schönen prächtigen Vögel denken, wie den Adler, der sich hoch in die Lüfte emporschwingt, oder an den Pfau, der so schöne Federn hat, an die Nachtigall, die so schön singen kann; nein, auch an den ganz gewöhnlichen Sperling, an diesen ganz gemeinen Vagabonden unter den Vögeln, der sich auf allen Gassen umhertreibt und den Pferden das Futter aus der Krippe stiehlt; auch für ihn sorgt der liebe Gott! Und bei den Blumen auf dem Felde dürft Ihr nicht etwa nur an die schönen Tulpen, Rosen und Hyazinthen in den Gärten und Schaufenstern denken, auch von der allergewöhnlichsten Feldblume gilt das Wort, daß sie herrlicher gekleidet ist als Salomo."

Dann erzählt er: In Polnisch Hammer hielt Frommel die Abendpredigt. Obwohl es den ganzen Tag stark geregnet, auch den Abend noch, war die geräumige Kirche gedrängt voll. Da begann Frommel nach Verlesung des Textes etwa so: „Wie freut es mich, daß ihr bei solchem Wetter so zahlreich in eurem lieben Gotteshause erschienen seid. Wenn ich nicht Hofprediger in Berlin wäre, möchte ich wohl Pastor in Polnisch-Hammer sein! Nun, so will ich Euch heute drei köstliche Perlen zeigen und geben, drei Perlen, nicht aus der Spree, denn in der giebt es keine, auch nicht aus dem Meer, sondern aus Gottes Wort; die laßt mich euch, wenn möglich, in das Herz prägen. 1. »Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und

und noch das Protokoll aufgesetzt, alle Predigtdispositionen — kurz, es war 8 Uhr, als wir nach dem letzten Imbiß langten und nach Trebnitz zurückfuhren. Es war lichter Mondschein. Unterwegs trieben die raschen Pferde dahin.

Der »General« hatte zum Fuhrmann einen jungen Mann von 30 Jahren, dessen Vater, ein Trunkenbold, unter Kuratel des Sohnes stand. Das letzte Stück, das er besaß, Wagen und Pferde, hatte er doch nicht vertrinken wollen, damit sein ältester Sohn nicht betteln gehen müßte. Mit diesem erretteten Stück hauste der Sohn, und Gott gab Segen, er konnte sich Manches zurückkaufen und hat nun den Vater im Hause, der jetzt dem Sohne folgen muß und von ihm das Geld bekommt. Mit welcher Schonung und Zartheit sprach der Mann über den traurigen Vater, an dem er nun Kindes- und Vaterpflicht zugleich üben muß! Der helle Mond leuchtete dem treuen Manne in die Augen, die voll Thränen standen. Es war eine ganze Lebensgeschichte.

Um 11 Uhr waren wir zu Hause, todmüde und doch erquickt legte ich mich in der »Hoffnung« nieder, um am Morgen um 6 Uhr wieder aufzubrechen. In der Nacht sah ich nur den schwermüthigen Pfarrer vor mir und die leuchtenden Augen der Pfarrerin und schlief darüber ein. Das war der erste Tag draußen."

Die Briefe, die Frommel nach seiner Rückkehr von der Visitation erhielt, zeigen, wie auch er im Trebnitzer Kreise unvergessen geblieben. Seine volksthümlich faßliche Art, mit Alten und Jungen zu reden, seine Milde im Urtheil über Gemeinden und Amtsbrüder bei allem Ernst, mit dem er auf die schwachen Punkte hinwies, seine sprudelnde Unterhaltung am Abend, wenn man nach den Mühen des Tages noch zusammensaß, Alles das hatte ihm die Herzen dauernd erobert.

---

lobsingen deinem Namen du Höchster! 2. Ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hülfe des Herrn harren. 3. Ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade«."

Eine der Ansprachen, die Frommel damals in Konradswaldau nach der Predigt des Seelsorgers gehalten, wird der Leser in dem Bändchen von „Casualreden" Frommels finden. Hier nur die Eingangsworte zur Beichtrede am Schluß der Visitation (Text: Ev. Joh. 21), weil sie seine Stellung zu den Brüdern im Amt so schön kennzeichnet.

„So ist denn, geliebte Brüder und Abendmahlsgenossen, die Stunde des Scheidens gekommen, der Abend unseres Tagewerkes ist da, der Tag hat sich darüber geneigt. Aber wir möchten nicht auseinander gehen, ohne daß wir den Herrn, dessen Brennen wir so manchmal gespürt, als Er mit uns redete auf dem Wege, gebeten hätten: Herr bleibe bei uns, komm herein, brich uns das Brot! Als Brüder sind wir zu euch gekommen, als Brüder wollen wir auch scheiden, uns setzen als die Kinder an den gemeinsamen Tisch, einer Gnade theilhaftig; wollen als die Pilgrime eine Wegzehrung mitnehmen, durch die Wüste, kraft deren wir durchziehen zum Berge Gottes. Aber zuvor, ehe Er uns speist, sollen wir uns noch einmal Alle vor das Angesicht des Herrn stellen, Ihm stillehalten, dem Könige, der herumgeht die Gäste zu besehen, Sein heilig Auge auf uns ruhen lassen voll durchdringenden Ernstes, aber auch voll Gnade und Erbarmung. Ich soll dies Beichtwort zu euch reden, selbst ein Mann unreiner Lippen! Wollen wir uns nicht lieber gemeinsam von dem Einen Herrn und Erzhirten die Beichtfrage vorlegen lassen und aus Seinem Munde die Absolution hören? Ich mit euch? Kommt, laßt das letzte Blatt des Evangeliums Johannis das letzte Wort unserer Visitationsakten, Seine heilige Visitation und Beichte an Seine Unterhirten auch die unsere sein:

Ein Ruf aus unser aller Mund: Es ist der Herr! Eine Beichtfrage an uns Alle: Simon Johanna, hast du mich lieb? Ein Bekenntniß: Du weißt, daß ich dich lieb habe! Eine Absolution: Weide meine Schafe! Eine neue Anweisung: Ein Anderer wird dich gürten und führen wo du nicht hinwillst."

Es war für Frommel eine arbeitsvolle Zeit, mit ihren

21 Predigten, Ansprachen, Kinderlehren, meilenweiten Fahrten auf grundlosen Wegen in Regen und Herbstnebel, aber auch welche Fülle von Erfrischung und Erquickung im persönlichen Verkehr mit naturwüchsigen Leuten, mit Hinterwäldlern „die der Kulturkampf nicht bloß nicht, sondern überhaupt die Kultur nicht beleckt und begeifert hatte"; dies Nehmen und Geben war ihm köstlich, so daß er schließlich gestärkter heimkehrte am Geiste als aus der besten Sommerfrische. „Wie bin ich", schreibt er an Max Frommel, „getröstet worden bei so vielem Elend über mein eigenes — ja gewiß, man hat zwar viel zu klagen, doch mehr zu danken noch! Da kommt man wieder heim, »gürtet sein Schwert und trägt sein Kreuz«." (13. November 1877.)

Kaum war Frommel heimgekehrt, als er vor die Frage gestellt wurde, zwar nicht sein Schwert aber doch sich selbst zu gürten für einen neuen Weg; eine Entscheidung trat an ihn heran, die ihm um so näher ans Herz ging, als es sich um eine Rückkehr in die alte Heimath handelte.

Schon gelegentlich des Regierungsjubiläums Großherzog Friedrichs waren in den Zeitungen Stimmen laut geworden — ob Fühler oder nur aus der Luft gegriffene Vermuthungen, ist schwer zu sagen — Frommel werde wohl und zwar als Prälat nach Karlsruhe zurückberufen werden. Die Heidelberger hatten in alter treuer Feindschaft sofort replizirt und von „einem Schlag ins Angesicht" geschrieben, „wenn so etwas geschehen sollte". Dabei war weder bei Frommel irgendwie angefragt worden, noch hätte ein solches Amt je in seinem Sinne gelegen.

„Ich Prälat!", schreibt er an Max Frommel, „risum teneatis amici — ich wäre höchstens ein Prälat à la Hebel geworden, der freilich der beste von den badischen Prälaten war!" Anders lagen die Dinge, als im November 1877 durch Vermittelung seines Schwagers Baehr in Karlsruhe Frommel unter der Hand gefragt wurde, ob er gegebenenfalls einen Ruf an die eben freigewordene Stelle eines Stadtpfarrers in Baden-Baden annehmen würde.

Es lag viel Verlockendes in diesem Gedanken, selbst bei dem Herabsteigen vom Hofprediger zum Stadtpfarrer, denn Frommel war immer der Ueberzeugung, daß nicht die Stellung den Mann, sondern der Mann die Stellung mache. Die Möglichkeit, seinem theuren ehemaligen Landesherrn wenigstens in den Sommermonaten etwas sein zu können, und dann — solch stilles Plätzlein zu finden auf dem Boden der Jugend, in der Nähe des trauten alten, leider inzwischen um einen Spottpreis verkauften Lichtenthaler Hauses und lieber Gräber, im schönen Baden, frei vom Berliner Staub und Drang, in heimathlicher Erde und doch auch im Verkehr mit Fremden den Kindern wieder ein Heimathgefühl zu geben, das sie in der Weltstadt doch nie bekommen konnten, dazu für Frommels Leiden die Lithionquelle wie geschaffen, das warme Klima, heilend und lindernd für eine sowohl nach innen als nach außen so wärmebedürftige Natur wie die seine; das Alles zog ihn, und doch durfte er gehen ohne besonderen Wink seines himmlischen und auch seines irdischen Herrn, des geliebten Kaisers?

„Ja", so heißt es in einem Briefe an Max (vom 13. November 1877) über die Frage, die ihn in großen inneren Kampf brachte: „Wenn es von meinem kaiserlichen Herrn selbst ausginge, und er mir sagte: »Ich will Sie meiner Tochter geben!« dann wäre die Sache zu überlegen. Aber ob die Heidelberger nicht Alles thun würden, meine Wahl zu hintertreiben oder, wenn ich dort bin, mich wieder zu packen? Ich bin hier aus dem Schwertertanz heraus, ach und wie manchmal gelüstet mich's, wieder hineinzutreten und dazwischenzuhauen, aber ich bin auf den Generalstabsposten gestellt, muß still arbeiten, zu bauen an meiner Gemeinde, dem einzigen rocher de bronze, an den der Liberalismus noch nicht sich durchgefressen, und habe meine Narben noch aus den früheren Feldzügen — und warum nochmal hinein, ungerufen? Du siehst doch, zu was der Herr mich brauchen will; meine armen Büchlein haben mehr Gutes gestiftet als all mein Hantiren in Baden, die stille Vertiefung in Gottes Wort mein Kreuz mich tragen lehren in hoffender Geduld zur

Ausreifung für die selige Ewigkeit. Da würde ich wieder ins Wasser hinausgeschleudert, und zwar in kleine Wasser, und Stürme in ihnen — und dann Baden selbst, der Badener Bürger, nicht der weilende und eilende Fremde, ist doch just nicht besonders leicht zu formendes Material. Man kennt ja die Badestadtbevölkerung! Ich stehe doch hier in reicher Anregung bei aller Aufregung, es strömen Kräfte zu aus allen Gebieten des Lebens, in Kunst, Musik, durch geistvolle und treffliche Menschen aller Art — und dort?"

Der Gedanke an den Kaiser war schließlich bei Frommel ausschlaggebend. „Er hat mich, menschlich geredet, aus dem Staube gehoben und mir in den sieben Jahren nichts denn Gutes gethan, ich will bleiben, so lange er lebt und ich noch die Kraft fühle."

Es kam das Jahr 1878 und mit ihm die beiden Tage des Schreckens und der Schmach für unser Volk, der 18. Mai und 2. Juni mit ihren Attentaten auf das geweihte Haupt Kaiser Wilhelms. Tief erschüttert schreibt Frommel Anfang Juli dem Bruder:

„Die ganze Zeit liegt zentnerschwer und wie ein ermattend Gewitter mir und uns Allen in den Gliedern. Man kann zu keinem fröhlichen Aufschwung kommen. Auch alles Plänemachen für die Zukunft vergeht Einem. »Mein Herz ist schon todt, nur mein Verstand lebt noch«, schrieb neulich Einer nach dem zweiten Attentat, es war eine Art Sterben, dieser Blick in unser Volk und die jammervolle Art, womit der Liberalismus das erwachte Gewissen, dies große Kapital in diesen Wochen verwirthschaftet hat. Nicht die Macht der Bösen, aber die Feigheit der Guten verdirbt das Meiste. Man kann eben eine Gewissensbewegung nicht auf Flaschen ziehen und beliebig loslassen zum Gebrauch. Das sind Sturmvögel, mein Theuerster!" — Am Ende des Briefes heißt es dann: „Trotz aller Anerkennung für Stöcker kann ich nicht mit ihm gehen und ziehe mich auf die Predigt und das Leben der Seele aus Gott zurück. Ich bin vielleicht zu alt geworden und gebrochen vor der Zeit, daß

mir der frohe Jugendmuth fehlt. Es gehört doch auch dazu, daß man nicht die tiefen Wasser ahnt, wenn man wirklich schwimmen will."

Durch eine wunderbare Fügung war es gekommen, daß die Enkelin des Kaisers, Prinzessin Victoria von Baden, nachmalige Kronprinzessin von Schweden, während dieser schweren Zeit in Berlin war und nun von Frommel unterrichtet werden sollte; da sah er denn auch seinen kaiserlichen Herrn. „Der theure Kaiser!" so schreibt er an die Stifterin der Gasteiner Kapelle, „als ich ihn zuerst wieder sah, da mußte ich fast losbrechen mit Weinen. Er war aber so mild, sprach von Geduld, die man lernen müsse, und wie Ungeduld nichts besser mache, und auf den Arm in der Binde deutend: »Vielleicht hilft das unserm Volk.« Ja, mit seinem Volke leben ist groß; für sein Volk streiten, kämpfen, größer; aber das Größte ist doch, für sein Volk leiden. Das mußte unser theurer Kaiser auch thun." (Brief vom August 1878.)

Die Religionsstunden bei der Prinzessin waren Frommel eine große Freude. Er führte sie bis gegen Ende August fort, wo der Kaiser ihn in Gastein zu treffen wünschte.

Vorher durfte er aber noch im Kreise der Seinen und der Freunde und Verwandten silberne Hochzeit feiern, stiller, als einst die grüne, aber auch reicher in seinem Gott und in der durch Sturm und Noth bewährten Liebe.

Es fehlte nicht viel, so wäre das schöne Fest nicht zu Stande gekommen. Am Vorabend des 25. hatte Frommel einen heftigen Anfall seines Nierenleidens; die Schmerzen waren so groß, daß er glaubte, sie nicht überstehen zu können. Am nächsten Morgen war er so frisch und fröhlich wie je, weckte die Gattin, der er auf silberberändertem Blatte in innigen Versen von alter und neuer Liebe sagte,*) und hielt mit den Seinen die Andacht. Gegen Mittag segnete Freund Kögel mit den Worten des alten Trautextes: „Der Herr meine Macht, mein Psalm und mein Heil", Silberbraut und Bräutigam noch einmal ein zum ferneren

*) Siehe Gedichtsammlung.

Pilgergang. Am Abend fanden sich die Gäste im Haus zu froher Tafel zusammen. Von den Verwandten waren Vetter Max Reichard und Schwager Louis gekommen; Max Frommel war durch Amtsgeschäfte zurückgehalten. Feldpropst Thielen eröffnete die Reihe der Toaste durch ein Hoch auf den Kaiser; Schwager Baehr sprach im Namen der badischen Heimath und der Geschwister, Reichard feierte in Versen den Bund der Frommels und der Gambsen, mit dem Wunsche schließend:

„Bewähr' in Zukunftstagen das Doppellosungswort
Der Gambsen und der Frommel
Wie bisher, immerfort.
Bleib' in dem Lebenskampfe trotz Ruhm und Schmach der Welt,
Stets unser kühner Steiger*) und unser frommer Held!"

Am Schlusse wurde der Familienpokal herumgereicht, der „reimweis" zu leeren war:

„Der Kelch geht in dem Kreis herum,
Jeder erweise sich gescheit und nicht dumm,
Ist Einer nicht im Reim zu Haus,
So trink' er einen Schluck daraus
Und bleibe bescheiden und heiter
Und gebe den Becher weiter",

eine Erlaubniß, von der doch keiner der dreißig Tischgäste gern Gebrauch machen wollte, und so gab es allerhand Verse, gute und schlechte, kurze und lange, wer mag sie alle behalten? Von Frommels eigenem Verse:

„Wohl dem, der solch ein Herz gefunden,
Dem solcher — Bär ward aufgebunden!"

und dem des Kollegen Wölffing:**)

„An solchem Feste wird es helle,
Ein Uebel ist der Junggeselle",

dem Kögel sofort antwortete:

„Ich wünsche dem Bruder Wölffing,
Daß der Wolf eine Wölfin fing",

*) Anspielend auf die Gemse im Wappen der Gambsischen Familie.

**) Jetzt Militäroberpfarrer und Konsistorialrath in Berlin, an Frommels Stelle.

bis zu Müllensiefens hübschem Wort:

„Rebekka finden ist Geschmack,
Nicht wahr, Kollege Isaak?"

und Professor Lepsius'*) Geständniß:

„Ich bin kein Pegasusreiter,
Drum geb' ich den Becher weiter",

konnte doch Frommel am Schlusse sagen:

„Der Becher ging im Kreis herum,
Es fand sich Keiner allzudumm,
Nach 25 Jahren, —
Kommt dieser Becher wieder des Weg's gefahren,
Dann treffe er, trotz Sturm und Wellen,
Allzeit so fröhliche Gesellen!"

Rudolf Kögel hatte mit seiner Gattin für den Abend noch ein reizendes Festspiel gedichtet, das wir leider unseren Lesern wegen Mangel an Raum im Einzelnen nicht mittheilen können. In diesem Festspiel traten die Altlußheimer Bäuerinnen auf, die mit dem Lehrer berathen, wie sie die „Herr Parrin", die morgen einziehen soll, begrüßen wollen; da erschienen die „Volkserzählung", die „Musik", die „Geistliche Beredsamkeit", die „Malerei" und die „Häuslichkeit" mit Symbolen und Geschenken. Den Schluß bildete ein Gedicht von Frau Kögel, das dem silbernen Paare zurief:

„Nach manchem Scherz aus früher Jugendzeit
Und aus der Gegenwart manch' heit'rer Neckerei
Darf ich es nun, mein theures Brautpaar, wagen,
Mit ernstem Wort zu schließen uns're Reih'?
Wohl war die Kunst von früh auf Euch gewogen
Und dünkte Euch gar oft ein Paradies,
Doch mächt'ger hat das ew'ge Wort gezogen,
Das Euch den Weg zur Selbstverleugnung wies.
So steh'n viel hochbegabte Geister
Und schlichte Kinder vor dem Wunder still,
Wenn dieses Lebens Schöpfer, Fürst und Meister
In uns'rem Nichts sich offenbaren will.
Aus ird'schem Reis die heil'ge Himmelslilie,

*) Der bekannte Aegyptologe, † zu Berlin 1884. Siehe auch: Georg Ebers, „Richard Lepsius, ein Lebensbild." Leipzig 1885.

Von Mutterlieb' gehegt und Freundestreu',
Sie grüßt hinein in jegliche Familie,
Wo Gottes Wort gebar das Alte neu.
Sie grüßt Euch heute auch als seine Jünger,
Mit heil'gem Gruß seid neu Ihr ordinirt,
Daß ihr Gefang'nen öffnet dunkle Zwinger
Und Blinde auf die richt'gen Pfade führt.
So geht denn hin, von Gottes Hand ergriffen,
Und preiset weiter die Gerechtigkeit,
Die Eures Lebens Schiff aus Sturm und Riffen
Einst rette hin zum Port der Ewigkeit."

Unter den Gästen bei der silbernen Hochzeit befand sich auch eine junge Braut. Frommels ältester Sohn Karl hatte nach Beendigung seiner juristischen Studien in jenem Jahre, wie Frommel einem Freunde schreibt, „den Referendar, den Dr. juris und den Bräutigam gemacht" und den Eltern die Tochter eines Mannes zugeführt, zu dem der Vater seit der Erlanger Studentenzeit in dankbarer Verehrung aufschaute: Abt Schöberlein, auf den ihn einst sein „Philippus"*) hingewiesen. Obwohl im Allgemeinen kein Freund eines langen Brautstandes, wie er hier vorauszusehen war, glaubte Frommel doch den Wünschen seiner Kinder nicht widerstreben zu sollen und nahm die neue Tochter mit Freuden auf. „Herzensraum und Hausraum", wie der Holländer so schön Beides im Sprüchwort zusammenbindet, war seitdem den jungen Verlobten allezeit offen.

Die Zwillinge oder, wie sie einst in Karlsruhe beide zusammen in einem Kollektivum hießen, „der Zwilling" (waren sie doch bei aller Verschiedenheit der Anlagen äußerlich und innerlich immer unzertrennlicher) gingen zur Zeit des silbernen Hochzeitstages beim Vater in den Konfirmandenunterricht; nun rückte, am Palmsonntage 1879, für sie die Stunde der Einsegnung heran, ein ernster und beweglicher Tag auch für Frommel selbst, als er mit den Kindern nicht ein Segnender nur, sondern auch ein Bittender, vor den Altar trat und ihnen die Frage des großen Erzhirten: „Wollt ihr auch weggehen?" ins Herz und die Gegen-

*) Bd. I, S. 110 ff.

frage: „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens" als Antwort auf die Lippen legte.*)

Von Jahr zu Jahr war die Konfirmandenschar gewachsen, so daß Frommel, um nicht zu viel Schüler und Schülerinnen zusammen zu unterrichten, was er für ein Unrecht gegen die Kinder hielt, die Klassen theilen mußte und keinen Tag der Woche schließlich mehr stundenfrei hatte. Er nahm es ernst mit dieser seiner Lieblingsthätigkeit und machte zwischen dem Kind der Volksschule und dem Kinde aus den vornehmen Klassen keinen Unterschied. Das zeigte er auch jetzt wieder, als an ihn um die Jahreswende 1879/80 die Anfrage kam, ob er den Religions- und späterhin auch den Konfirmationsunterricht des Prinzen Friedrich Leopold, des Sohnes von Prinz Friedrich Karl von Preußen, übernehmen wolle.

Schon im Jahre 1872 war Frommel dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich Karl nähergetreten durch die Vortragsstunden über deutsche Litteratur, die er auf Wunsch der hohen Frau den Prinzessinnen-Töchtern Marie (der späteren Prinzessin Heinrich der Niederlande) und Elisabeth (der nachmaligen Erbgroßherzogin von Oldenburg) während zweier Winter gehalten hatte. Seit Ende der siebziger Jahre war er dann ein gern und oft gesehener Gast des Prinzen auf Jagdschloß Glienicke bei Potsdam wie auf Schloß Dreilinden.**) Der Prinz, dem ein offenes Wort an der Tafel ebenso willkommen war wie im Verkehr unter vier Augen, fühlte sich durch das freimüthige, frische Wesen Frommels angezogen.***) Er faßte Vertrauen zu ihm und wünschte ihn als Lehrer und Seelsorger für seinen Sohn, um so mehr, als er,

*) Die Rede siehe in der Sammlung von Casualreden aus dem Amt.

**) Eine sehr eingehende Schilderung des Prinzen und seines Kreises zu Glienicke und Dreilinden, in dem neben Männern wie Güßfeld, Schottmüller auch Th. Fontane verkehrte, findet der Leser in Rogge, „Aus sieben Jahrzehnten", Bd. II, S. 77 ff.

***) Wie Beide Freunde wurden, nach einer sehr ernsten, durch Frommel herbeigeführten Auseinandersetzung, kann hier nicht erzählt werden. Genug, daß die Art und Weise für Beide, den Fürsten und den Pfarrer, gleich ehrend gewesen ist.

selbst zum reformirten Bekenntniß hinneigend, gehört zu haben glaubte, Frommel stände auf gleichem Standpunkt.

Dies war freilich ein Irrthum. Frommel konnte sich denn auch erst nach längerer Ueberlegung und offener Aussprache dazu entschließen, die ehrenvolle Anfrage, die ihm zunächst schriftlich durch Oberst v. Geißler zuging, mit einem freudigen „Ja" zu beantworten. Auch Freund Kögels Zureden, um der guten Sache willen doch etwaige Bedenken fallen zu lassen, wirkte zu seiner Entscheidung mit. An den Obersten schrieb er auf die erste Anfrage:

„Die bloß äußere Ehre hat für mich keinen Reiz noch irgend ein Gewicht. »Bene vixit qui bene latuit.« Ich kann es darum nur als eine Pflicht anschauen, der ich mich nicht entziehen darf, wenn ich den Prinzen unterrichte. Ich habe die Hände voll Arbeit, bin dazu durch mein Leiden, das mich schon zum fünften Male nach Karlsbad trieb, in meiner Gesundheit erschüttert und muß meine Tage und Lebenskraft zusammenhalten. Darum wird mir jede Arbeit, die neu hinzukommt, schwer. Denn wenn ich anfasse, dann auch mit ganzem Herzen. Wenn ich trotzdem nicht loskomme, was ja immerhin noch dahinsteht, so kann ich dem Prinzen nur einen schlichten Unterricht geben. Ich habe nicht die Begabung Kögels. Mein Amt an den Soldaten lehrt mich, aufs Einfachste mich zu beschränken und gerade aufs Ziel loszugehen. Zudem müßte ich die Freiheit haben, so lange meine Gesundheit nicht besser ist, im Frühjahr und Sommer Linderung zu suchen. Ebenso hoffe ich, daß mein Amt, das viele Anforderungen an mich stellt, mich nicht hindert. Ich kann nur auf die Bitte Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen den Unterricht übernehmen. Das allein kann mich freistellen und mich auch den Kollegen gegenüber rechtfertigen, nach keiner Seite hin mich gedrängt oder angeboten zu haben. Dann wird mir Gott auch die Kraft geben, meine Pflicht zu thun."

Dem Prinzen selbst aber schrieb Frommel am 6. Dezember 1879:

„Durchlauchtigster Prinz!

Ew. Königliche Hoheit haben durch den Obersten v. Geißler Allerhöchst Ihren Wunsch aussprechen lassen, daß ich den Prinzen

Leopold zur Konfirmation vorbereite, und wollen mit mir dieserhalb in Unterhandlung treten. Indem ich Ew. Königlichen Hoheit zuerst den gehorsamsten Dank ausspreche für das Vertrauen, welches Sie in mich setzen, habe ich die Ehre und die gehorsamste Bitte zugleich, Ew. Königlichen Hoheit gegenüber mich ganz offen aussprechen zu dürfen. Oberst v. Geißler sagte mir, daß die Uebertragung des Unterrichts »in der Voraussetzung meiner Hinneigung zum reformirten Bekenntniß geschehe«.

Königliche Hoheit! Ich bin der Union von Herzen zugethan, wie sie des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät verstanden hat, und bin in diesem Sinne weder lutherisch noch reformirt, indem ich die Unterschiede zwischen beiden Konfessionen der evangelischen Kirche nicht für kirchentrennend halte. Es kann darum meinerseits nicht von einer Hinneigung zur reformirten Auffassung die Rede sein. Ich gebrauche, wie in allen Kirchen der alten Provinzen üblich und insonderheit in den Militärgemeinden, die sich aus den verschiedensten Landestheilen der Monarchie rekrutiren, den kleinen Katechismus Luthers, in welchem auch die Prinzen des Königlichen Hauses unterrichtet worden sind, nach meinem Wissen. Ich möchte darin Ew. Königliche Hoheit nicht im Zweifel lassen, als ob ich anders stünde als die Hofprediger des Königs gestanden haben und noch stehen, ein Strauß, Snethlage, Hofmann, Hengstenberg, Kögel, Baur. Trage ich irgend eine Färbung, so ist es mehr die lutherische, weil ich die lutherische Kirche viel mehr für den nationalen deutschen Ausdruck evangelischer Ueberzeugung halte als die mit mehr französischen, holländischen, schweizerischen Elementen versetzte reformirte Kirche. Das war ja eben aber die Haupttendenz des Königshauses, in der Anbahnung und Ausführung der Union wieder mit dem größten Theile ihrer Unterthanen vereinigt zu werden, und somit würde gerade ein spezifisch reformirter Unterricht eines Königlichen Prinzen ihn wieder kirchlich trennen von dem größten Theile seines Volkes. In diesem Sinne könnte ich nur bedauern, Ew. Königlichen Hoheit nicht dienen zu können; es wäre eine Ver-

leugnung meiner Ueberzeugung, wie ich sie in dreißig Jahren meines Amtes immer bekannt habe, in guten und in bösen Tagen. Mir sind die Unterschiede zwischen lutherisch und reformirt in einer Zeit, wo der Kampf um Sein oder Nichtsein des Glaubens braust, sehr untergeordneter Natur. Beim heiligen Abendmahle halte ich die Unterschiede in der Lehre und im Ritus für irrelevant der großen Forderung gegenüber, daß der Mensch in der Gesinnung würdig zum heiligen Mahle kommt. Was nützte auch die reinste Lehre und der reinste Ritus ohne Reinheit des Herzens? Dabei bleiben doch meine übrigen Bedenken.

Was ich Ew. Königlichen Hoheit Kind sein könnte, wäre nur ein treuer Seelsorger, der das ihm anvertraute Kind auf Herz und Gewissen nähme, es zum wahren Christen zu machen suchte mit der festen Ueberzeugung, einst selbst seinen Glauben zu bekennen und in den Stürmen des Lebens, die auf den Höhen mehr brausen als in den Tiefen, den festen sicheren Halt zu haben, den einigen Trost im Leben und im Sterben. Ich könnte das meiner ganzen Natur und Begabung nach nur in der schlichtesten Weise thun, so wie ich's meinen Soldaten gegenüber thue, und kann nur das Vertrauen von Ew. Königlichen Hoheit dahin verstehen, daß Hochdieselben den Prinzen, dessen militärische Laufbahn doch in erster Linie steht, gerade einem mit dem Heere in naher Verbindung stehenden und seinen Herz- und Pulsschlag fühlenden Manne anvertrauen wollen.

Noch habe ich für die erneute huldvolle Einladung Dank zu sagen; ich hatte aber abends Taufe und Predigt.

Wie denn auch die Entscheidung ausfalle, möge Ew. Königliche Hoheit meiner unwandelbaren treuesten Gesinnung und innigsten Interesses an Ihrem hohen Hause und dessen Freud' und Leid sich überzeugt halten."

In einer mündlichen Besprechung wiederholte der Prinz seinen dringenden Wunsch und ließ Frommel die Freiheit, den Unterricht ohne irgendwelche Zugeständnisse, so wie es ihm Herz und Gewissen sagten, zu ertheilen.

Durch eine unerwartete Entscheidung Kaiser Wilhelms

konnte Frommel den Unterricht nicht bis zu Ende führen. Prinz Friedrich Leopold sollte auf Wunsch seines Vaters zu Weihnachten 1881 eingesegnet werden, damit die Feier nicht in die Vorbereitungszeit zum Prüfungsexamen falle, das der Prinz im April des folgenden Jahres zum Eintritt in die Marineschule abzulegen hatte. Da trat der Kaiser dazwischen: die Einsegnung solle erst zu Ostern 1882 gleichzeitig mit der Konfirmation der Tochter des Kronprinzen, Prinzeß Victoria, stattfinden, und zwar solle der Oberhofprediger und Schloßpfarrer oder wenigstens einer der Domprediger sie halten. Schon aus dieser letzten Wendung erhellt, daß es sich für den Kaiser keineswegs darum handelte, aus irgend welchen persönlichen Gründen Frommels Einfluß bei dem Prinzen abzuschneiden. Ebenso wenig lag es ihm wohl im Sinne, den Prinzen zu brüskiren, indem er ihm den Oberhofprediger aufzwang, mit dem er keine Fühlung hatte. Wohl aber ist es denkbar, daß der Kaiser, der den freien Standpunkt des Lehrers der Prinzessin Victoria, Hofpredigers Persius, kannte, durch die Doppelkonfirmation diesen Letzteren unschädlich machen wollte. Zugleich aber war es eine jener Handlungen peinlicher Korrektheit, wie sie dem Kaiser eigen waren: er glaubte sich durch ein Hausgesetz verpflichtet, die Einsegnung unter die Amtshandlungen rechnen zu müssen, die nur der Schloßpfarrer vollziehen dürfe. Der hohe Herr erinnerte sich wohl nicht daran, daß Feldpropst Thielen, damals Pastor in Coblenz, seinerzeit ad hoc zum Hofprediger ernannt worden war, um Prinzessin Luise, die Tochter des Kaisers, zu konfirmiren.

Kögel, um dies gegen alle möglichen Mißverständnisse hier zu sagen, wußte von der ganzen Sache nichts und war ebenso erstaunt über den Allerhöchsten Beschluß wie der Prinz und Frommel. Wer aber Frommel kennt, wird ihm glauben, was er damals an Kögel schrieb: „Es verletzt mich nicht im Geringsten, was von der Hand und dem Willen meines Königs kommt — und im Uebrigen, wem lieber als Dir gäbe ich meinen guten Prinzen." Aber für die Sache und für den Prinzen that es ihm leid und hoffte er eine Zurücknahme der kaiserlichen

Entscheidung. Er schreibt an den Kollegen Persius nach einer Bemerkung über den Zeitpunkt der Einsegnung:

„Was die Konfirmation selbst betrifft, von der ich, wie gesagt, nicht weiß, ob sie mir übertragen wird, wünschte ich ja freilich, den Prinzen allein zu konfirmiren; ich kann viel freier zu ihm als sein Seelsorger reden und habe mehr Recht und Pflicht dazu. Mir ist die Konfirmation Sache des Herzens, des unbedingten Vertrauens und völlig freier Entscheidung. Nichts verderblicher als ein Zwang in Dingen des Glaubens und Vertrauens. Es thut mir gleich leid für Beide, für das Kind, nicht seinen Lehrer zum Konfirmator zu haben, und für den Lehrer, der sein Konfirmandenkind nicht haben soll. Was macht denn ein Titel aus, der mit dem Menschen selbst nichts zu thun hat! Das wägt den inneren Schaden, den doch möglicherweise ein Kind dadurch nehmen kann, daß ihm sein Seelsorger entzogen wird, wahrhaftig nicht auf. Mir ist die Einsegnung keine »Staatsaktion«, sondern ein Tag, der wie ein Sonnenstrahl eine verschlossene Blume aufküssen soll. Daher wünsche ich Ihnen die Konfirmation der Prinzessin so gut als mir die des Prinzen und würde auch jeden Schritt in dieser Beziehung gern thun."

Der Kaiser blieb aber fest und die Doppelkonfirmation fand am 5. April 1882 im Palais des Kronprinzen statt. Tags darauf heiliges Abendmahl des ganzen Königshauses, das wie die Konfirmation unter Frommels Assistenz durch Kögel gehalten wurde.

Ein Ereigniß aus der Zwischenzeit, das Frommel nah und freudig berührte, haben wir nachzuholen. Es war das Ausscheiden des Bruders Max aus der lutherischen Separation und sein Eintritt in die lutherische Landeskirche der Provinz Hannover als Generalsuperintendent von Celle im Herbst des Jahres 1880. Max selbst waren schon früher wiederholte Zweifel an der Berechtigung der Separation aufgestiegen; vielmehr hatte er von Anfang an empfunden, wie wenig Fühlung sie mit dem Volksleben, wie wenig Grund sie im germanischen Charakter habe, das ein Volk der Sippe, nicht der Vereinzelung ist. „Hans

und Greten", schreibt er einmal, ist „die Verwerflichkeit der Union und der ganze Kirchenkampf schwer klar zu machen. Dem Volk und dem Volksleben sind wir unverständlich, unser Kampf erscheint spitzfindig und scholastisch; mit den Pietisten sind wir exklusiv, mit Allen auf gespanntem Fuß und in völliger Isolirung." Und doch konnte er in der Badischen Union um des Gewissens willen nicht arbeiten, noch weniger die ihm ans Herz gewachsene Gemeinde verlassen, ehe er einen Nachfolger gefunden, der seine Arbeit im gleichen Sinne fortsetzte. Ein solcher war jetzt in der Person seines bisherigen Vikars Scriba gefunden; dazu der Ruf in eine lutherische Landeskirche, die Möglichkeit, auf einen größeren Kreis namentlich auch von Theologen einzuwirken, wozu er die Gabe hatte und fühlte, lauter Winke von oben, den bedeutungsvollen Schritt zu wagen.*) Die beiden Brüder aber sind durch diese nicht nur räumliche Annäherung, wenn es dessen noch bedurfte, sich in den letzten Lebensjahren so nahe gerückt wie es Brüder überhaupt vermögen. Mit wie großen Gesichtspunkten aber Max das neue schwere Amt auf sich nahm, zeigen die „Bischöflichen Gedanken", die er sich selbst als Vademekum aufgezeichnet vor seinem Amtsantritt; in „Lenz und Herbst" hat sein Bruder Emil diese Gedanken zu Nutz und Frommen der Brüder im Amt nach Maxens Tode aufgenommen.**)

Wir eilen zum Jahre des Luther-Jubiläums, 1883.

Fast hätte Frommel auch dieses denkwürdige Fest nicht mitfeiern dürfen. Ein schwerer Unfall in seiner eigenen Wohnung konnte ihm leicht das Leben oder doch das Augenlicht kosten.

*) Das jahrelange Martyrium, das Max Frommel von den eigenen lutherisch separirten Machthabern in Breslau (die ihn und seine Gemeinde schließlich in den Kirchenbann thaten) zu erdulden hatte, die Anfeindungen und Schmähungen, die er in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit durch unlautere Brüder erfuhr, die Isolirung endlich auf dem Dorfe, die ein reicher Geist wie er doppelt fühlen mußte, Alles das konnte ihn noch nicht dazu bewegen, sich nach einer anderen Thätigkeit umzusehen. Er hielt es für ein Kreuz, das Gott ihm auferlegt und das er tapfer zu tragen habe, bis sein Herr es ihm abnehme.

**) „Lenz und Herbst", S. 190 ff.

Er fiel am Ostermontage über die Falte eines Teppichs in der Studirstube so unglücklich, daß der Schädel wenige Linien über dem Auge die scharfe Kante des Ofens traf. Ein heftiger Bluterguß folgte, der Arzt nähte den über die halbe Stirn hinweggehenden Riß und konnte feststellen, daß das Unglück in der That diesmal ein „verschleiertes Glück" gewesen, sofern es für die in letzter Zeit häufig bei ihm aufgetretenen Kongestionen nach dem Kopfe einen heilsamen Aderlaß bedeutete. Frommel selbst schrieb an eine Freundin am 25. April:

„Dem Herrn sei ewig Dank, der mich behütet und Seine Hand über mir gehalten, sonst wäre es wohl zu Ende gegangen. Aber in Seiner Barmherzigkeit hat Er es so gut und gnädig gewandt, daß mir die ganze Zeit nur eine Zeit des Lobes und Dankes gegen Ihn war. Getragen von Passions- und Ostergedanken und -worten kam mir meine Passion und sie konnte sich an Seine Passion lehnen und aus ihr Kraft schöpfen. Der Denkzettel an jenen Ostermontag wird bleiben nicht nur mit der Narbe, sondern vor Allem mit der Osterbitte: »Bleibe bei uns, denn es will Abend werden.«"

Auch der Humor brach bald wieder durch nach dem ersten Schrecken. Die „Donnerstagischen", unter ihnen Freund Lohmeyer, der feinsinnige Poet, mit dem Frommel seit Begründung der „Deutschen Jugend" einen Herzensbund geschlossen, der humorvolle Dr. Jacobsen, Heinrich Seidel und Hans Trojan richteten von ihrem Sitzungsabend aus an den Patienten in der Neuen Friedrichstraße folgende Verse:

„Dem theuern Mann, der hart zu Boden fiel,
Ob auch nach oben war sein Streben
Gerichtet, stets auf hohes Ziel,
Dem theuren Manne sei gegeben:
Eh' noch der Lenz, der zögernd naht,
Baumblüthen streut auf seinen Pfad,
Sich stark, gesund und freudig zu erheben!"

Mit wendender Post antwortete Frommel:

„Wie heilend Kraut war Euer Wort,
Dem Mann, der auf den Kopf gefallen,

Und doch — wohl manchem Feind zum Tort
Den »off'nen Kopf« nun trägt vor Allen.
Gott schenke Euch bei gleichem Schmerz:
Wie mir — den harten Kopf, der Freunde weiches Herz!"

Mit voller Kraft konnte er im Oktober nach Wittenberg reisen, wo ihm beim Lutherfeste am dritten Tage das Schlußwort auf dem Marktplatze aufgetragen war. Baur und Stöcker und verschiedene andere Männer von Ruf und Bedeutung hatten schon geredet, und es war gewiß nicht leicht, Stimmung und Aufmerksamkeit der tausendköpfigen Gemeinde noch in vorgerückter Stunde festzuhalten. Aber nach dem einstimmigen Zeugniß der Theilnehmer an jener Volksfeier, denn das war sie und kein Theologenfest, wie Beyschlag merkwürdigerweise schreibt,*) hat er damals, wie so oft, den Vogel abgeschossen und die sinkende Festsonne noch einmal zum vollen Aufleuchten gebracht. „Wie er da in Anwendung lutherischer Kirchenlieder die Buß- und Dankglocke läutete", so heißt es in einem Artikel über jene Rede, „da gab es einen vollen reinen Ton, der in Aller Herzen widerklang. Die Volksmenge wandelte sich in eine bekennende Gemeinde, als er seine Fragen unter die Tausende warf: »Wollt Ihr niemals dulden, daß der Papst im Lande regiere?« und: »Wollt Ihr der Reformation und dem Glauben der Väter treu bleiben bis zum Tode?« Ein gewaltiges »Nein!« dann ein ergreifendes »Ja!« antwortete wie Brausen der Meereswoge." Ob Frommel der Erste gewesen, der dieses rednerische Wagestück unternommen hat, wissen wir nicht; wir haben es seitdem in minder wirksamen Nachahmungen öfters gehört, dort in Wittenberg empfand man weder das Wagestück noch die rednerische Absicht, sondern erhobenen Herzens nur die Weihe des Augenblicks.

Bei diesem Anlaß möchten wir noch einmal auf Frommels Stellung zu Rom kommen, wie sie uns bereits in seiner Rede auf der Oktoberversammlung entgegengetreten ist. Ihm war das Protestiren wichtiger als das Contratestiren, wenn es dies Wort gäbe, mit dem man eigentlich bezeichnen müßte, was die meisten

*) „Aus meinem Leben" Bd. II, S. 578 f.

der sogenannten „Protestanten“ thun, die nur für den Kampf die Fahne des Evangeliums entrollen, sie aber sonst wohlverwahrt und verpackt im Dunkeln stehen lassen oder, mit Frommels Wort, „wohl wider Rom, aber nicht nach Zion ziehen“. Auch für das Gute und Schöne, das die katholische Kirche aus der Zeit, da sie noch nicht römisch war, hinübergerettet, hat er sich den Blick nicht rauben lassen wollen. Er hat auch persönlich im Verkehr mit wahrheitsliebenden und gläubigen Katholiken, ähnlich wie sein älterer Freund, der Kirchenhistoriker v. Hase, Duldung im weitesten Maße geübt; ein weitherziger, aber kein weichmüthiger Christ, das hat die römische Kirche des Oefteren von ihm erfahren müssen. Da war „keine Spur von der sanften Schwärmerei unbedachter Künstlerseelen für den Weihrauch römischer Altäre, und seine Worte nahmen eine ungewöhnliche Schärfe an, wenn es etwa auf Gustav Adolf-Festen galt, die Verwüstungen, die der Jesuitismus auf deutschem Boden angerichtet, und die Gefahren einer ultramontanen Zukunft zu geißeln. Er nahm selbst auf der Kanzel kein Blatt vor den Mund; darin wirkte seine Herkunft aus dem konfessionell gemischten Süden und den Rheinlanden nach, wo er die Bedrängnisse der »Ecclesia pressa« mit eigenen Augen geschaut hatte.“*) Es klingt hart, aber es war seine heiligste Ueberzeugung:

„Eine Kirche, die den Ruf Gottes zur Buße, wie er in der Reformation geschah, mit so viel Blut und Scheiterhaufen in allen Ländern beantwortet hat, kann nicht mehr umkehren. Sie ist eine Kirche dieser Welt, Politik und Weltmachtsstellung ihre Mittel und ihr Ziel, ihr Leben zumeist ein gemachtes, galvanisches, das kein wahres Leben ertragen noch erzeugen kann.“

Solche Worte bezeichnen genügend, wie er von der „Schwesterkirche“ im Ganzen dachte. Der Sohn der lutherischen Reformation bekämpfte sie in heiligem Zorn, weil sie dem Christenvolk das Beste, die Gewißheit des Heiles und die gesunde Freude an den gottgewollten Ordnungen des Lebens, rauben will. — Aber

*) Prof. D. Scholz in der „Christlichen Welt“, Jahrg. 1897.

freilich, das Aufbauen war ihm wichtiger als das Niederreißen. So hat er in jenem Lutherjahre dem evangelischen Christenvolk zu Nutz und Trost ein Büchlein geschrieben, durch das er zu vielen Tausenden redete, die sein Wort auf dem Marktplatz nicht erreichte. Die „Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben“*) gehören unstreitig mit zu dem Besten, was Frommel in populärer geschichtlicher Darstellung veröffentlicht hat; freilich, unter der Fluth von Lutherschriften, die das Jahr 1883 auf den Markt geworfen, und bei dem Mangel an Reklamebedürfniß, den Frommel mit dem Verleger jenes Büchleins gemein hatte, ist es in der Folge doch untergesunken und hat auch keine weitere Auflage erlebt.

Eine Ehrung aber, die Frommel weder zu erstreben gewagt noch erwartet hatte, wurde ihm an Luthers Geburtstage in jenem Jahre zu Theil. Die Berliner Fakultät promovirte ihn mit Pfannschmidt, dem Maler, und einigen Anderen zum Doktor der Theologie honoris causa. Seine christlichen Schriften, seine Thätigkeit „als begabter und unermüdlicher Prediger des Evangeliums wie als Lehrer der Jugend“ hatten ihm nach dem Wortlaut des Diploms diese Ehre eingebracht.

Um die Theologie als Wissenschaft, daraus machte Frommel selbst nie ein Hehl, hatte er allerdings sich seit den Studentenjahren nicht mehr viel gekümmert. Scherzhaft soll er dem ihn zur Promotion beglückwünschenden Professor Semisch auf dessen freundschaftliche Bemerkung: „Um die theologische Wissenschaft haben Sie sich zwar keine besonderen Verdienste erworben“, geantwortet haben: „Aber ein Verdienst habe ich, lieber Herr Kollege, nämlich daß ich mir bei allem theologischen Tief- und Unsinn, den ich mir aneignen mußte, den gesunden Menschenverstand bewahrt habe.“

D. Scholz fragt einmal in der „Christlichen Welt“,**) ob Frommel für die Nöthe und Bedürfnisse der modernen Theologie Verständniß und Theilnahme gehabt, und beantwortet sich die

*) Velhagen & Klasing 1883.

**) Jahrgang 1897.

Frage selbst mit einem: „Wir glauben es nicht; wenn wir anders richtig urtheilen, daß ihm die Theologie weniger eine Wissenschaft als eine liebe Kunst war.“ Und Scholz mag Recht haben.

Mit seinem Urtheil berührt sich die gewiß im Ganzen richtige Bemerkung Professor Rheinthalers:*) „Von den Kämpfen, die so manchem jüngeren Theologen aus der Beschäftigung mit der Philosophie (hier irrt sich freilich Rheinthaler) und mit historisch-kritischen Untersuchungen erwachsen sind, ist unser Freund nur wenig berührt worden. Er war in erster Linie ein frommer und künstlerisch angelegter Mensch. Las er die Evangelien, so fragte er sich nicht, was ist an ihren Erzählungen »Geschichte«, was idealer Gehalt, sondern Idee und Erscheinung fielen für ihn immer in Eins zusammen, wie eben dies im Wesen der Kunst liegt. Was W. Scherer von Luther sagt: »Das Buch der Bücher war ihm Wahrheit und Schönheit zugleich und Wahrheit und Schönheit genug«, das hätte man auch auf Frommel anwenden können. Ebenso aber das Wort Luthers selbst: »Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollt' alle Künste gern sehen im Dienste Des, der sie gegeben und geschaffen hat.«“

Als solchen „Gottesdienst“ hat denn auch die theologische Fakultät zu Berlin Frommels Arbeit in Rede und Schrift angesehen und gewürdigt und ihm statt des Lorbeerkranzes, den sie nicht zu vergeben hat, den Doktorhut aufgesetzt.

Der 7. Januar 1884 brachte wieder ein frohes Fest im Frommel-Hause. Es war die Hochzeit Karl Frommels, der inzwischen Amtsrichter in Rendsburg geworden war. Abt Schöberlein war nicht mehr unter den Lebenden, als seine Tochter nach so langer Brautzeit Karl die Hand reichte. Frommel traute das Paar in Berlin, wo auch die Hochzeit gefeiert wurde, und gab ihm das alte, liebe Wort aus Psalm 118, 14 mit auf den

*) In einer Besprechung des ersten Bandes des Lebensbildes, in „Der Hausvater“, September 1900, für die wir dem Verfasser auch an dieser Stelle herzlich Dank sagen.

Lebensweg. Trotz aller eigenen Herzbewegung und bei allem Sturm und Drang des Amtes hatte Frommel es vermocht, auch zum Polterabend, zwei Tage zuvor, in wenig Stunden den Text zu einem Singspiel und die Mehrzahl der poetischen und humoristischen Gaben des Abends zu liefern. Aber ebenso erwartete er auch von jedem der Kinder, daß sie in kürzester Frist leisteten, was sie konnten. Zuviel Zeit und Kraft sollte auf diesen Schmuck des Lebens nicht verwandt werden. So galt es denn für den Verfasser dieser Zeilen, in stiller Nacht auf dem Boden des Hauses, wohin er sich vor den Logirgästen geflüchtet, die Musik zu dem Singspiel zu schreiben, während der andere „Zwilling" dichten half. Am nächsten Tage wurden die Stimmen einstudirt, am dritten die Aufführung. Der Fleck auf dem Kleide, den durch lebhaftes Agiren des jungen Rechtskandidaten eine „Aebtens Amélie" aus der Hand geschlagene Theetasse verursacht hatte, bildete den Knotenpunkt des Dramas. Ein Schlußchor feierte ihn, den eigentlichen Ehestifter:

„Putzt nur fleißig, junges Paar,
Nehmt der Flecken treulich wahr!
Nur das Herz auf rechtem Fleck,
Liebe nimmt die Flecken weg!"

Lebende Bilder aus der Studentenzeit Karls und eine lustige Scene: „Amor und Psyche vor dem Untersuchungsrichter" wurden ohne Probe am Abend mehr improvisirt als aufgeführt, wobei Amor im Frack und Chapeau claque und Flügeln auf dem Rücken besondere Freude hervorrief. Das Schumannsche Lied: „Hier in diesen erdbeklommnen Lüften" und die Ueberreichung von Schleier und Kranz an die „Schwesterbraut" — Schwester Elisabeth hatte das Gedicht dazu gemacht — schloß den schönen Abend.

Freud' und Leid im Hause und in dem Kreis der Verwandten wechselten in den nächsten Jahren miteinander ab. Von der Taufe des Erstgeborenen seines ältesten Sohnes im Jahre 1885, „Vom rosigen Kindlein in der Wiege, ging es ans dunkle Grab, diese letzte Wiege der Menschenkinder", um die gute alte Tante Mimi, die Schwester des Galeriedirektors, die bei Max Frommel

wohnte, zu betten. „Das letzte Scheit aus dem väterlichen Herd, das nun verglüht ist. So nahe der jüngste und die älteste Frommel!“ Sie starb, eine 80jährige Pilgerin, in Celle, und Frommel tauschte mit seinem Bruder das geistige Testament aus. „Es waren“, schreibt er, „köstliche Stunden tiefsten Verständnisses, die ich mit ihm nach so manchem Stillstand der Korrespondenz dort hatte“ (Brief vom 25. Februar 1885).

Am 30. April feierten Max und Thora Frommel silberne Hochzeit. Bruder Emil hielt die Trauandacht über Psalm 23, und den Abend verschönten Spiel und Gedicht, meist wieder aus Frommels Feder, zum Schluß der 100. Psalm in vier Stimmen, der auf der Eisenbahn im Coupé mit dem Hausquartett noch schnell einstudirt war.

Sehr nahe ans Herz ging Frommel der Tod seines geliebten Onkels Hermann Gambs, der im Oktober 1886 aus dem Leben schied, nachdem Tante Adèle schon einige Jahre zuvor ihm in die Ewigkeit vorausgegangen war.

Im Juni des Jahres hatte sich der gute Onkel emeritiren lassen, und Frommel hatte ihn dazu beglückwünscht, „daß es zu einer Zeit geschehen, wo Du“, wie es in seinem Briefe heißt, „noch keine Ruine warst, sondern noch im Stande, zu predigen und Dein Amt zu thun“. Er hätte freilich dem Onkel gewünscht, nach Straßburg zu ziehen, anstatt in Schwindratzheim zu bleiben, um dort in der Stadt in geistigem Verkehr zu stehen. „Denn im Alter braucht man mehr Anregung, mehr Wärme als in jungen Jahren.“ „Am liebsten“, schreibt Frommel, „wäre ich Dein Nachfolger geworden, dann hättest Du wohnen bleiben können und Dich von uns versorgen lassen. Aber das wäre zu schön gewesen und ist deshalb nicht in Erfüllung gegangen, wie alle Dinge in der Welt, die zu schön sind.“ Er schickte ihm damals als Ersatz sein Bild, damit der Onkel sehe, wie er ausschaue, und jedesmal an den denke, der ihn mit am liebsten habe und ihm so viel Dank und Liebe schuldig sei. „Was wäre ich geworden“, schreibt er, „hättest Du und Deine theure Adèle sich nicht meiner angenommen! Darum bleibt Dir mein Herz in treuester Liebe zugethan.“

Und nun kam so bald der Abschied fürs Leben! Frommel eilt im Briefe zu dem Sohne Alfred und schreibt:

„Ihm gewiß die Ruhe, uns aber das Leid, daß dies treue Herz nicht mehr schlägt. Was er Dir war, lieber Alfred, Deiner Frau und den Kindern, die Ihr seine letzte Lebensfreude waret, das weiß ich. Aber was er mir war, das weiß ich noch besser. In meine Jugend herein, in die Jünglings- und Mannesjahre ragte sein Bild, und Vieles vom Besten, was ich habe, verdanke ich ihm. Er hat mich predigen gelehrt, er hat den Schüler sehen wachsen, freudig und neidlos mein Schicksal und meinen Lebensweg begleitet, wie ich denn wenig so von Herzen demüthige Menschen gesehen habe wie ihn. Darin hat er so Viele übertroffen, die sich so hoch und weit über ihn gestellt haben. Wie gern würde ich gekommen sein, aber Du weißt, daß ich ein gebrochener Mensch bin in meiner Gesundheit und gerade in rauher Zeit nicht reisen darf. Ich hätte so gern das letzte Wort an seinem Grabe gesprochen, noch einen Dank dem Theuren gesagt. Vielleicht aber wirst Du bald etwas lesen, wo ich ihm ein Denkmal setzen will. . . . Du bist der Letzte, nun allein übrig geblieben, der den Namen trägt; halte mit uns zusammen im Alter. Der theure Vater hat noch die Familie zusammengehalten, wir hatten noch ein Haupt, das zerfällt jetzt auch. Aber die Liebe bleibt, und man reicht sich über dem Grabe die Hände treuer und inniger."

„Am liebsten Dein Nachfolger in Schwindratzheim", so hatte Frommel dem theuren Onkel geschrieben; ob er es wirklich gern geworden wäre? Großstadt oder Dorf, man kann wohl verstehen, wie ein Mann von der Art Frommels zwischen diesen beiden Extremen zuweilen schwanken konnte. Aber ebenso, daß er einen Ruf nach Leipzig an die Thomaskirche und erst recht als Generalsuperintendent nach Altenburg ohne Zögern ablehnte. Noch leichter wurde Frommel im Jahre 1886 der Entschluß, den Kaiser zu bitten, von seinem Gedanken, ihn zum Feldpropst der Armee zu machen, abzustehen.

D. Thielen war kurz nach seinem Amtsjubiläum gestorben, und Frommel trauerte ihm, wie Alle, die jemals mit diesem

trefflichen, wahrhaft vornehm denkenden und handelnden Manne in persönliche Berührung gekommen, aufrichtig nach. Ihm, der ihm mehr als ein Vorgesetzter, der ihm vielmehr ein treuer Freund gewesen, das letzte Wort der Liebe im Sterbehause sagen zu dürfen, war ihm eine wehmüthige Freude; ihn zu ersetzen, dieser Gedanke war ihm nicht im Traume jemals gekommen. Als dann der Kaiser Frommel seine Absicht kundthat, konnte Frommel nur bitten: „Ach, Majestät, lassen Sie mich bei Ihren blauen Jungens! Ich tauge wohl in den grünen Wald, aber nicht an den grünen Tisch." „Ich fühlte wohl", so erzählte er später, „daß es mir unter dem Aktenstaub gehen würde wie Johann, dem munteren Seifensieder, der alle seine Lieder verlor und keine fröhliche Seele mehr sein konnte." Da nahm der Kaiser Frommels beide Hände und sagte: „Nun, so bleiben Sie bei ihnen, bis an Ihr sanftseliges Ende, und ich, ich bleibe auch bei meinen blauen Jungens." Es war das letzte Wort, das Frommel aus seines kaiserlichen Herrn Munde gehört hat. Er sah ihn erst wieder auf dem Paradebette im königlichen Schlosse, ehe man hinauszog, den Heldenkaiser „zu Charlottenburg im Garten" in die stille Gruft zu betten.

In besonderem Erlaß sprach der König Frommel am Tage der Ernennung des neuen Feldpropstes nochmals seine wohlwollende Gesinnung aus:

„Berlin, 27. November 1886.

Bei der heute erfolgten Bestimmung über die Besetzung der Feldpropststelle der Armee wünsche ich es Ihnen noch selbst auszusprechen, daß es in meiner Absicht lag, Sie in Bethätigung meiner lebhaften Anerkennung Ihres verdienstlichen Wirkens in Ihrer gegenwärtigen Stellung sowie meines warmen und achtungsvollen Wohlwollens für diese Stellung zu bestimmen. Wenn ich hiervon Abstand genommen habe, so ist dies lediglich in Rücksicht auf Ihren eigenen Wunsch geschehen, der mir in seiner Motivirung ein ferneres Zeugniß für Ihre selbstlose, Ihres Berufes wahrhaft würdige und Sie sehr ehrende Auffassung

darlegt. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie Ihrer Stellung zum Segen der Ihrer Seelsorge Angehörenden noch recht lange erhalten bleiben mögen, habe indeß Anordnung getroffen, daß Sie bei dereinstiger Pensionirung wenigstens einige Entschädigung für Ihre Entsagung erhalten und daß Ihnen alsdann die wohlverdiente Fürsorge Ihres Königs bethätigt wird.

gez. Wilhelm."

Frommel fühlte sich in jenem Winter frischer wie sonst; so hat ihn auch die badische Heimath gesehen, die er im Frühjahr 1887 auf einer Predigtreise zu verschiedenen Festfeiern wieder einmal durchstreifte. Die erste galt der Karlsruher Stadtmission. Fünf Jahre vorher hatte er mit dem Berliner Amtsbruder, Hofprediger Baur, geholfen, die ersten Grundsteine zum Hause der Stadtmission zu legen. Jetzt sollte er am Sonntag Jubilate die Festpredigt zur Einweihung halten. „Am Abend des Festes", erzählt ein Theilnehmer, Pfarrer Kayser,*) „erfreute er die zur Nachfeier im Vereinshause versammelten Gäste durch eine Ansprache über sein Lieblingswörtchen: »Do ut des«. Unerschöpflich sprudelte da der Quell seiner Erzählungen, man lauschte und wollte immer noch mehr hören und merkte nicht, daß es der Mitternacht entgegenging, als er endete: »'s ist Jubilate! Da geht's im hohen Ton, aber gedenket daran: Gäb's keinen Heiland, keine ewige Erbarmung auf Erden — was wär' ich ohne Dich gewesen und ohne Dich, was würd' ich sein?« Nun aber dürfen wir fröhlich singen, und von dem Jubilate, das hier noch durch allerhand Mollmelodien und Leid sich durchkämpfen muß, geht's zum ewigen Jubilate in der Herrlichkeit! Da führt uns der Herr auf ewig wieder zusammen, den alten Hirten und seine alte liebe Gemeinde, die er eben doch nicht vergessen kann."

In denselben Tagen hatte er noch zweimal zu sprechen in der weiten städtischen Festhalle. Das eine Mal war's wieder eine Versammlung der inneren Mission. Frommel hatte sich

*) Emil Frommel, ein Lebensbild, Karlsruhe 1898. Evangelischer Schriftenverein.

zum Thema die Wörtchen: Leben, lieben, laben, loben gewählt. Ein ergreifendes Erlebniß gab ihm den Text zum Schlußakkord. An jenem Jubilatesonntag hatte er noch eine alte Hausgenossin der Karlsruher Zeit besucht, die sich innig gefreut, ihren alten Pfarrer noch einmal zu hören. Dann holte sie ihr Enkelkind ab, mit dem sie, seit sie es aus dem Wasser gerettet, unzertrennlich verbunden war. Am andern Morgen fand man die Alte entschlummert in den Armen des schlummernden Kindes. „Das ist Jubilate, liebe Freunde! Aus dem Fest zum ewigen Feste! Dort wird erst ganz und voll der Sinn der vier Worte uns aufgehen, im Vollbesitz des ewigen Lebens, im Anschauen und Genuß der himmlischen Liebe, im Gelabtwerden unter Palmen am krystallenen Brunnen, im Chor der lobenden Gemeinde!"

Die andere Festrede war dem 50jährigen Jubelfeste der Kleinkinderschule gewidmet, die einst seine selige Mutter gegründet. Aus dem bescheidenen, stillen Anfang war ein stattliches Werk, eine Bildungsschule für Kinderlehrerinnen und in Karlsruhe selbst eine große Kinderschar mit mehreren Filialen geworden. „Er segnet beide, Kleine und Große", das war Frommels Festtext und seine Eintheilung: „Die Kleinen durch die Großen — die Großen durch die Kleinen." Er brachte der Anstalt mehr als die Ansprache mit, nämlich eine Schenkung von 1000 Mark, von der jeder der beiden Brüder, Emil und Max, die Hälfte gespendet zum Gedächtniß an die theure Mutter.

Gern wäre auch Max an jenem Tage an des Bruders Seite gestanden und hätte auch gern, wie er schreibt, „e Wörtle g'schwätzt" von den alten Kindheitstagen. „Bringe nur", fährt er in seinem Briefe fort, „auch in Deiner Rede einen Gruß von mir, der ich als Kind so manches Mal mit den armen Kindern dort im Sande gespielt und manch Süpplein dort gegessen, später mich auch wohl über die vielen Komiteesitzungen betrübt habe, weil da die selige Mutter viel geärgert wurde, notabene gerade von den zwei Geistlichen, dem katholischen und rationalistisch-protestantischen! Aber der Segen der Kleinkinderschule ist doch über unsere Jugend und unser Haus gekommen."

Einen Theil des Dankes für solchen Segen wollte Frommel damals abtragen.

Einen kleinen aber bezeichnenden Zug fügt Kayser seinem Bericht über jenes Kleinkinderschulfest noch hinzu, den er selbst beobachtet hat. „Alles war versammelt", schreibt er, „die hohen Gönner des Liebeswerkes, Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise, umgeben von den Herren und Damen des Frauenvereins, sind erschienen, um den feiernden Verein zu ehren und den von ihnen so hochverehrten Festredner zu hören. Aber Frommel läßt auf sich warten. Als ich ging, nach ihm zu forschen, fand ich ihn, ein kleines Kind an der Hand, das er weinend gefunden und das er trösten mußte, ehe er zur hohen Festversammlung ging. Das war die rechte Einleitung zu dieser Festrede."

Doch man wollte ihn in der Heimath noch weiter hören. Am Sonntag Cantate mußte er im Haardthause reden, jener Rettungsanstalt, die in den Jahren der Erweckung gegründet war. Er ließ die Sonntage Jubilate, Cantate, Rogate predigen über 1. Thess. 5, 16 und erzählte von den Zeiten, da er mit seinem Vater hinausgewandert, der das Haus hatte bauen helfen. „So hat er die Segensspuren von Vater und Mutter in der Heimath verfolgt." Am Himmelfahrtstag ging es hinüber nach Spöck; er darf der Gemeinde vom seligen Henhöfer sagen und dem Segen, den er bei ihm empfangen; an Rogate steht er schon wieder auf der Kanzel: in Ettlingen, um mit der Anrede des Vaterunsers Glockenweihe zu halten. Am letzten Tag finden wir ihn drüben überm Rhein im Missionsfest in Ludwigshafen, nicht weit von Speier, dessen Domglocken so oft zu ihm herübergetönt, und in Altlußheim, wo er spät abends seiner alten, theuren Bauerngemeinde predigte in der fast dunklen Kirche, wo sie ihn nicht sehen können, aber seine Stimme hören und weinen müssen.

Wie hier beim Predigen und Reden, so schien Frommel auch beim Schreiben in jenen Jahren keine Müdigkeit zu kennen.*) In

*) Frommel hat allerdings viele seiner Bücher unter dem Druck der Noth, d. h. der Verleger, die ihm nicht Ruhe ließen, aber auch um das

dem Zeitraum, dessen äußeren Verlauf wir eben nach seinen Höhepunkten überschaut, ist wieder eine Reihe Volksschriften entstanden. Während Andere schliefen, fing er nach des Tages Last und Hitze die „Nachtschmetterlinge" ein, die ihm ins Licht flogen. 1877 sind es nur Neubearbeitungen: die „Chronik eines geistlichen Herrn", der erste Band des Sammelwerks, das neben dem „Untersten Stockwerk" die „Familienchronik" und die schon 1869 erschienenen Erzählungen „Aus vergangenen Tagen" zusammenfaßt. Das Jahr darauf der zweite Band mit „Heinerle", „O Straßburg", „Zwei Jahrhunderten". Neu entstand damals „Beim Ampelschein". Frommel selbst bezeichnet das Büchlein als eine Schwester der „Sommerfrische"; wie sie kein schwerer Rhein-, sondern Moselwein. Vom Ampelschein um den runden Tisch der Freunde v. Köckritz auf Thiergarten,*) wo abends „Frommel" gelesen wurde und er selbst so manches noch ungedruckte Stück zum ersten Male vorlas, hat das Buch seinen Namen. „Universalia, Pastoralia, Militaria", so geht es in drei Abtheilungen in die brausende Welt, ins Pfarramt auf dem Lande und ins Feld hinein.

Ein Pfarroriginal, nicht so bahnbrechend wie Henhöfer, aber doch voll Tiefsinn und köstlicher Eigenart, ein echter Sohn der rothen Erde ist Johann Abraham Strauß,**) von dem Frommel bald darauf in einer Volksschrift***) erzählte. Vieles hatte er selbst dem Studium dieses Mannes zu danken und wiederholt kommt er in Briefen an Freunde auf ihn zu sprechen.

---

leidige Geld zu seinen Erholungsreisen schreiben müssen, da sein Berliner Gehalt in gar keinem Verhältniß zu den nothwendigsten Ausgaben stand, die seine Stellung mit sich brachte. Das hebt ja nicht auf, was wir in Band I über die tiefste Triebfeder seiner Schriftstellerei, den Drang des Herzens und die Noth des Volkes, sagten.

*) Siehe S. 181, „Beim Ampelschein", Bd. VII der ges. Schriften, 6. Aufl. 1889. Wiegandt & Grieben.

**) Vergl. Bd. III, S. 80.

***) Johann Abraham Strauß. Stuttgart 1886. J. J. Steinkopf.

Gleichzeitig überarbeitete er eine längst vergessene Auswahl von Gedichten: „In drei Stufen", in diesem neuen Gewand gingen sie nun hinaus, die Stimmen der besten Dichter aus Vorhof, Heiligthum und Allerheiligstem sammelnd, und haben nun schon die 8. Auflage erleben dürfen. 1880 folgten wieder drei Erzählungen unter dem Titel, der den Inhalt schon verräth: „Treue Herzen."*) Zwei Jahre später „Allerlei Sang und Klang",**) das allerdings nicht vermuthen läßt, was für Töne diesmal angeschlagen werden. Dem Meister des Sanges, Karl Gerok zugeeignet, enthält das Bändchen neben drei Geschichten bunte Skizzen und Aufsätze aller Art, unter ihnen einen über die Bedeutung der Orgel, der wie Vieles in Frommels Büchern, aus einem Vortrag hervorgegangen, freilich etwas Musikkenniß voraussetzt, zugleich aber einen Beweis dafür giebt, wie die Wünschelruthe des Dichters selbst den sprödesten Stoff zum Klingen bringt. Den komplizirten Mechanismus dieses „tönenden Riesen" läßt er so plastisch durch Bild und Gleichniß vor dem Leser erstehen, daß man fast die Belehrung, die man erhalten, vergißt über dem, was man gehört und gesehen zu haben glaubt. Die Orgel ist der König der Instrumente — darauf kommt Frommel hinaus: aber wer sie lieb hat und zugleich einen Sinn für das, was Gottesdienst ist, wird sich ebenso hüten vor ihrer Unterschätzung als vor Ueberschätzung. Am allerwenigsten vermuthet man wohl, was in dem Abschnitt: „Aus der Dämmerstunde" verborgen ist. Wir werden auf einige Punkte, die dort besprochen werden, in einem späteren Kapitel hinzuweisen haben; Frommel geißelt hier eine Menge Untugenden auf dem Gebiet des geistlichen Dekorums, die „Jeder am Andern empfindet und vielleicht selbst nicht zu meiden weiß, die offiziell ertragen werden müssen und über die rücksichtsvoll zu schweigen sonst für guten Ton gilt." Frommel packt den Stier bei den Hörnern. Und gewiß, viele Amtsbrüder werden sich, wie ein Kritiker des

*) Barmen 1896. Hugo Klein.

**) Bd. VII der ges. Schriften. 9. Aufl. Berlin 1899. Wiegandt & Grieben.

Buches sagt, dabei hinter den Ohren krauen, sich vielleicht auch ärgern, zumal wenn sie meinen sollten, sie seien gemeint, schließlich aber doch sagen: Recht hat er!

Der Aufsatz über das „Geben" zeigt die Licht- und Schattenseiten der modernen Wohlthätigkeitseinrichtungen; er zieht konzentrische Kreise unter den verschiedenen Gruppen der Gebenden, die „evangelische Centrumspartei" bilden diejenigen, die aus der Liebe Christi heraus wohlthun, und denen die Bibel die magna charta des Gebens ist. Ein Sommernachtstraum will das Ganze sein, zu dem gleich im Anfang einer der gerufenen Geister das Signal giebt: „Solch eine schöne Gelegenheit, einen Riesenbazar von Gedankenablegern, fremden und eigenen über das Geben, ein Monstrekonzert von Empfindungen über Wohlthätigkeit, von den zartesten Flötentönen bis zum gewaltigsten Posaunenstoße zu etabliren, sollte man nicht vorübergehen lassen." Das Hauptthema, in das alles Geschwirr der vielfältigen Stimmen, die laut werden, machtvoll ausklingt, ist des Herrn Mahnung: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon."

Die Dorfgeschichte vom „Fünften Rad am Wagen", das doch den ganzen Wagen rettet (denn sie war nicht, wofür sie gehalten wurde, sondern eine der fünf klugen Jungfrauen im Evangelio), beruht auf einer Begebenheit, die sich nirgends zugetragen hat, die einzige Geschichte, zu der Frommel, der nicht gern Unwirkliches erzählte, den Stoff aus seiner Phantasie geschöpft und nur die Farben aus dem Leben, wie es auch sonst gelebt wird.

Im Vorübergehen seien die „Feldblumen"*) aus demselben Jahr, die Vorrede zum „Singenden Luther",**) das „Gedenkblatt zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms" (1886, mit der Festpredigt über Psalm 71), „Beim Lichtspan"***) und die Gedächtnißrede auf Friedrich Kiel,†) den Musiker, erwähnt.

*) Barmen 1896. H. Klein. 3. Aufl.

**) Berlin 1883. H. Meidinger.

***) Barmen 1898. H. Klein.

†) Siehe „Nachtschmetterlinge", S. 214.

Nur zwei Worte noch über „Aus allen vier Winden",*) das im Jahre 1886 ausging. Den Titel hat Frommel, wie er selbst bekennt, die Noth eingegeben; er fand keinen besseren, um die verschiedenen Bruchstücke unter einen Generalnenner zu bringen. Hätte er das Bändchen nach dem wichtigsten Stück nennen wollen, so hätte er's „Christenthum und Humor" heißen müssen. Ein alter Bekannter zwar für die Leser des Daheimkalenders vom Jahre 1884,**) aber doch Einer, der vor allen andern es werth war, von seinem vergänglichen Kalenderdasein befreit und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Der Aufsatz enthält nicht mehr und nicht weniger als die Weltanschauung Frommels. Denn das war ihm der Humor, der echte, der unter Thränen lächelt und unter Lachen weint, der über dem Grabe die ewige Freude im Himmel droben und beim Hochzeitsjubel die Leichenklage nicht vergißt, der über die Sorgen und Mühseligkeiten dieses Erdenlebens freundlich hinweghilft und der Freude allezeit einen milden Dämpfer aufsetzt; der Humor, der uns zeitlebens das kindliche Herz bewahrt mit seiner eingehüllten Sehnsucht nach der ewigen Heimath, der Humor, wie er die besten und größten unserer vom Odem des Christenthums berührten Dichter und Denker beherrscht hat, einen Hans Sachs, einen Valentin Andreae und Valerius Herberger, einen Balthasar Schuppius und Matthias Claudius und Fritz Reuter, zu geschweigen eines Shakespeare, Addisson, Tackeray, Dickens

*) Berlin 1897. Wiegandt & Grieben.

**) Dem Daheimkalender, d. h. dem ihm seit 1866 bekannten und befreundeten „Daheimkönig", hat Frommel neben einer Anzahl von Plaudereien eine ganze Reihe bedeutender Aufsätze gegeben, die ihrem Inhalt nach sich freilich zu Allem eher als zu „Kalenderartikeln" eigneten, so den „Sebaldus Nothanker und sein Anhang", „Diogenes, mit der Laterne Menschen suchend", „Bücher und Menschen" u. A. Einst hatte er ihm fürs Daheim den „Heinerle" versprochen, dann aber ihn bei Steinkopf erscheinen lassen, „weil er sich gefürchtet, etwas so Schlichtes dem großmächtigen Könige vorzulegen".

Ueber ihre Beziehungen siehe Robert Koenigs Nachruf im Daheim. 1897. Nr. 11.

und hundert Anderer, nicht zu vergessen der Heiligen Schrift selbst, wenn sie sagt: „Als die Traurigen doch allzeit fröhlich, als die Sterbenden und siehe sie leben, als die nichts inne haben und doch Alles haben", der Humor, der deshalb auch Sache des rechten Christen sein sollte, da er „Gott zum Centrum, die Welt zur Peripherie hat" und demgemäß mit dem Dichter sagen und singen kann:

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt."

Das sind die Grundgedanken des Vortrags, von dem ein Berichterstatter sagt:*) „Es versteht sich, daß Frommel auch mit Humor vom Humor zu reden weiß; man hört da wirklich einen Sachverständigen. Und wenn er auf gelehrte Sprache und Form gründlich verzichtet, auch wohl die Definitionen, womit Andere vor ihm das Wesen des Humors zu erfassen trachteten, recht unehrerbietig abthut, so hat der Artikel doch wissenschaftlichen Werth und verdient es wohl, auch in den akademischen Vorlesungen den Studenten als ein fördernder Beitrag zur christlichen Ethik empfohlen zu werden. Vischer hat den Humor vor der Aesthetik legitimirt, möge Frommel ihm vor der christlichen Ethik das Ansehen erobern, das ihm gebührt."

Auch Gerhard von Amyntor hat einmal gerade von dieser Seite her auf Frommel, „den viel zu wenig Gekannten", aufmerksam gemacht und sagt von ihm:**) „Es ist ein Verdienst dieses erleuchteten, selbst so humorvollen Seelsorgers, auch auf den heiligen Humor hingewiesen zu haben, der gelegentlich selbst aus den Worten des Menschensohnes hervorquillt und unsere Herzen so wunderbar gefangen nimmt."***)

*) D. Rade in der „Theologischen Litteraturzeitung" 1886.

**) In der „Täglichen Rundschau" vom 9. Dezember 1886.

***) Amyntor führt dort noch besonders die Stelle aus „Christenthum und Humor" an: „Giebt nicht der Heiland in feiner, humoristischer Weise den um die Plätze streitenden Pharisäern den guten Rath: »Wenn Du geladen wirst zum Mahle, so setze Dich unten an, damit nicht ein Vornehmerer komme, denn Du bist, und Du nach unten gewiesen wirst.« Wie fein zeigt

Wie Frommel hier über den Humor sich einmal aussprechen mußte, gleichsam um sich selbst von dem Rechte seiner Eigenart zu überzeugen durch eine grundlegende Untersuchung, so verhält es sich ähnlich mit dem Kapitel über „Gesellschaft und Geselligkeit", in dem Manches an die freilich mehr satirisch gehaltenen „Randglossen" Amyntors erinnert. Wir können hier nicht Alles analysiren, mag der Leser, der die Sachen noch nicht kennt, sie beim Autor selber nachlesen, es wird ihn nicht gereuen. Was Frommel von der Geselligkeit in Summa fordert, daß sie „nicht geistlos, nicht herzlos, nicht gottlos sei", das hat er im eigenen Hause vorgelebt, so weit ihm sein Amt überhaupt ermöglichte, Geselligkeit im Hause zu pflegen.

Die „Storchennester auf allerlei Häusern", die aus der Vogelperspektive gleichsam auf der Menschen Freud' und Leid herabschauen und dem Leser durch die schwarz-weiß-rothen Propheten von den Dächern verkünden, was der Verfasser lieber nicht selbst sagen wollte, die „Zimmerreise" und das Andere im Buche sind schneller hingeworfen, aber der Humor beherrscht Alles, und die Besorgniß des Vorworts, daß das Büchlein mit seinem bunten Inhalt auch einmal weggefegt werde, hat sich bis jetzt noch nicht erfüllt.

---

doch hier der Herr den Hochmuth als Thorheit, der höchstens die Chance hat, gründlich abgeführt zu werden! Oder wenn er den Leuten, die ihm verbieten wollen, den Wassersüchtigen am Sabbath zu heilen, ihren Pharisäers-Ochsen und -Esel vorhält, den sie doch herausziehen am heiligen Tage, ihnen bedeutend, daß, was sie aus Egoismus dem unvernünftigen Vieh thun, er doch aus Liebe thun dürfe an dem ins Wasser gefallenen Menschen. Hier liegt doch unverkennbar die feinste Ironie und, fügen wir im Sinne des Citirten hinzu, der herzgewinnendste Humor!"

Elftes Kapitel.

In Bädern und Sommerfrischen (1871—1889).

Mehr freie Zeit und Ruhe, durchaus leichtere Arbeit als im „Thale" hatte Frommel von Berlin erhofft, aber das Alles ward ihm jedes Jahr weniger zu Theil; er müßte nicht der „Sebaldus Nothanker" gewesen sein, den wir in einem späteren Kapitel*) kennen lernen werden — wenn es anders gekommen wäre. Dafür fehlte es aber auch auf dem neuen Arbeitsfeld nicht an reicher Erquickung für Geist und Herz durch den wachsenden Widerhall, den sein Wirken bei Großen und Kleinen fand, durch neue und werthvolle Beziehungen zu Menschen jeden Standes, wie sie ihm seine Thätigkeit als Prediger und Seelsorger,**) als Lehrer der Jugend***) und als Redner auf Vereinsfesten†) zuführte.

Aber, wie er es in einem oben angeführten Briefe auch aussprach, ohne gänzliche Ausspannung, wenigstens einmal im Jahre, seitdem er Karlsbad brauchte, im Frühjahr und Sommer, hätte er das Berliner Amt nicht auf die Dauer bewältigen können. Hatte doch die arme „Hütte", in der dieser reiche Geist wohnte, im Lauf der Jahre so manchen empfindlichen Stoß und Riß bekommen. Sein Leiden, das schon in den ersten Berliner Jahren sich meldete, hat ihm freilich je länger je mehr auch das Fahren auf der Eisenbahn erschwert und verleidet; in der Zeit, in die wir den Leser bitten sich zurückzuversetzen, anfang der 70er Jahre, genoß er das Reisen noch in vollen Zügen. Und wie hat er das Reisen verstanden! Es will ja auch das gelernt und verstanden sein. Denn, wie Frommel einmal schreibt,††)

*) Siehe Kap. XIII.
**) Kap. XIV und XV.
***) Kap. XVI.
†) Kap. XV.
††) Nachtschmetterlinge, S. 1 f.

„es ist nicht immer wahr, was der alte Wandsbecker Bote sagt: »Wenn Einer eine Reise thut, dann kann er was erzählen«; es giebt viele Leute, die viel gereist, — doch nichts erzählen können und so stumm sind wie ihr Koffer, der auch nichts erzählen kann, obwohl er überall mit dabei gewesen ist. Aber dieser Leute Reisen waren auch danach; sie hätten besser gethan, zu Hause zu bleiben. Wer auf einer Reise nichts mitnimmt, der wird auch nichts mit nach Hause bringen. Nicht daran liegt es, was wir sehen, sondern wie wir es sehen, und was wir beim äußeren Sehen inwendig schauen. Weckt die äußere Welt die innere, wird uns das Vergängliche zum Gleichniß des Ewigen, dann werden wir schließlich recht gesehen haben, und wenn auch mit leeren Taschen, doch mit um so volleren Herzen heimkehren. Mit diesen Gedanken habe ich mich immer auf Reisen getragen, und hätte so gern schon in jüngeren Jahren so eine Art »geistigen Bädeker« gehabt, der überall die mitschwingenden Töne anzeigt, wenn der Akkord angeschlagen wird."

Frommel brauchte diesen Bädeker nicht. Wer seine Schilderungen aus Italien gelesen, in den Briefen an die Braut, wird erstaunt sein, welche Fülle von Gedanken schon dem Einundzwanzigjährigen Natur- und Menschenleben weckten. Wie wußte er die Natur zu genießen, das Große, aber auch das Kleine in ihr, und doch die Natur allein war ihm nicht das Erquickende. Natur und die Menschen zusammen, das war es, was er brauchte. „Sie wissen", schreibt er einmal, „ich bin ein Freundschaftsinsulaner und werde es bleiben. Ich brauche Menschen zu der Gegend, um mich aussprechen zu können."

Die äußeren Vorbereitungen zur Reise gehörten niemals zu seinen Liebhabereien. So sagt er einmal sich selbst zum Trost für das gezwungene Daheimbleiben:

„Schon das leidige Kofferpacken (das er ungern einem Andern überließ), dies Zusammensuchen seiner sieben Sachen, bei dem mich stets eine leise Erinnerung an Seekrankheit beschleicht, dies Wählen, Ueberdenken, Sortiren und schließlich vergißt man doch noch das Beste! Und dann der Koffer über-

haupt; es giebt keinen schlimmeren Reisegefährten, der so hülflos sich einem krampfhaft ans Bein hängt! Da der Mensch natürlich gescheuter ist als sein Koffer, so trifft das richtige Sprüchwort nur zu oft zu: »Der Gescheuteste giebt nach«, das heißt, man muß auf sein Gepäck warten und schließlich ist's irgendwo hängen geblieben, und man reist entweder kofferlos weiter oder man sitzt im Hotel und paßt auf ihn, läuft des Tages dreimal an die Bahn, um schließlich dort erkannt zu sein als Querulant. Mit Schrecken denke ich noch immer daran, wie mein Koffer in Olten sich mit einer Art Stangenschen Reisekoffergesellschaft angefreundet, mit derselben ruhig weiter segelte, die schönste Rundreise machte, über die Seen und den Gotthard, bis er geschunden bis aufs Blut, verpflastert mit allen möglichen Hotel- und Stationsstempeln und mit einem Strick, den man dem schlimmsten Malefikanten nicht um den Hals wünschte, versehen, nach acht Tagen bei mir einlief. . . . Und dann das Eisenbahnfahren überhaupt heutzutage in Sommergluth! Wenn die Schulen ihre Weisheitssäle leeren, und der Strom sorglicher Mütter mit ihren Jungen in die Coupés mündet, oder der »travellor of continent« sich verheerend über die Hotels ergießt, ist's nicht zehnmal besser, zu wissen, wo man abends sein Haupt niederlegt, als in Nr. 268 einlogirt zu werden oder gar sofort nach Anfahrt mit einem unsagbaren Gesicht abzufahren! Und all die Kellnerwirthschaft und Hausknechte dazu — kurz das Daheimbleiben hat auch seine Reize."

Wer Frommels „Zimmerreise" gelesen hat,*) der sieht, daß auch „ohne in die Ferne zu schweifen", viel Gutes und Schönes sich daheim erleben ließ, wo die Erinnerung beim Anschauen der eigenen vier Wände mit ihren Bildern und Büchern liebe Bilder aus der Vergangenheit vor die Seele zauberte und sie im Buch des eigenen Lebens blättern ließ.**) Aber am wohlsten war ihm doch, wenn er der Stadt entfliehen und, wie in den ersten Berliner Jahren, mit den Seinen hinausziehen konnte. Ja, das

*) „Aus allen vier Winden", S. 156 ff.

**) Vergl. auch XV. Kap. S. 273 ff.

war dann jedes Mal ein Fest, so oft er, in der kurzen Joppe, den Schlapphut auf dem Kopfe, frei von Sorgen und Arbeitslast, aber auch frei von kleinlich weiser Sparsamkeit das Zeichen zum Aufbruch gab. Die alte Reiseregel: „Wer sparen will, der bleibe daheim", hat er stets befolgt, sowohl für sich als für die Seinen. „Ich will Euch nicht die Freude verderben, dadurch daß Ihr denken müßt, daß es mir ein Opfer ist." Es war ihm keines, sobald er sah, daß man seine Liebe verstand, die am liebsten das Letzte weggegeben, um Andern Freude zu machen. Und wie wachten ihm Herz und Humor auf unterwegs, wenn er auch noch so abgespannt in die Ferien ging! Zumal in der badischen Heimath und im Schwabenland, dessen Volk es ihm vor allen andern angethan hatte. Wir werden auf die Schwaben noch zu sprechen kommen.

Noch existirt eine Anzahl großer Photographien nach der Kohlenzeichnung Prof. Häberlins,*) sie stellen die Bilder zu der „grausig-schönen Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Waldhornwirths zu Schönmünzach im Schwarzwald", die Frommel mit entsprechenden Versen im „Moritatenstil" gedichtet. Das erste Bild: die siegreiche Vertheidigung des Waldhorns durch seinen trutzigen Besitzer gegen die bewaffneten Scharen des römischen Ariovist, das letzte: der Zusammenbruch des großen „Hotels zum Waldhorn", das die hereinbrechende Fluth der entfesselten Murg verschlingt, als Warnung des Dichters vor unseligem Großwerden, dazwischen die fröhliche Gegenwart in dem noch weltverschonten Orte, wo der katholische Kammergerichtsrath friedlich sich an den Rockschößen des evangelischen Hofpredigers hält, weil ihm der schmale Steg über die Murg ohne geistliche Führung doch zu gefährlich scheint, das Alles giebt die Stimmung wieder, in der damals, um das Jahr 1875, mit Kind und Kegel und in Gesellschaft schnell gewonnener anregender Freunde Sommerfrische gehalten wurde. Außer Häberlin, dessen außerordentlich musikalischer Frau und dem besagten Kammer-

*) Schüler Pilotys, Historienmaler.

gerichtsrath hatte noch der Germanist Prof. Bartsch von Heidelberg den Weg in das stille Schönmünzach gefunden. Unter dem Schatten der Schwarzwaldtannen las er dem kleinen Kreise seine eben im Entstehen begriffene herrliche Dante-Uebersetzung vor, und manches schöne Gedicht kam ihm unter den Klängen der Musik, die allabendlich Jung und Alt um das freilich nicht sehr „zartbesaitete" Klavier versammelte.

Seit Frommels fast alljährlichen Gastein-Fahrten war es mit dem gemeinsamen Reisen im Sommer vorüber. Es mögen nicht mehr als drei bis vier Male gewesen sein, daß er mit Weib und Kind in die Sommerfrische zog. Unvergeßlich aber, wie das alte, zwar nicht von der Murg, aber doch vom Fremdenstrom neuerdings überschwemmte Schönmünzach ist ihnen der Sommer im Harz und am Achensee und so manche kurze Fahrt geblieben, wo er das eine oder andere der Kinder, auch wohl einen ihrer Freunde mitnahm. War es doch allewege gut mit ihm reisen, auch deshalb, weil ihm überall die Herzen zuflogen, und von der Sonne, die ihn beschien, auch der Mitreisende sein Theil mit abbekam.

Konnte Frommel nicht mit den Seinen hinausziehen, so fuhr er des Nachts und auf weiteren Strecken gern ganz allein im Coupé erster Klasse. Da ließ sich über Vieles still nachdenken, und so mancher Vortrag oder Schrift entstand hier in der Eisenbahn, während der Zug mit seinem rhythmischen Getöse die begleitende Musik dazu machte. Nur eins war schlimm dabei: es galt unter Umständen auf die geliebte Cigarre zu verzichten, wenn das Unglück es wollte, daß ein anderer Fahrgast auch gern allein und erster Klasse fuhr, der das Rauchen nicht gestattete. Wie Frommel sich in solchem Fall einmal mit seinem Mitreisenden abgefunden, erzählt er in den „Nachtschmetterlingen", wie folgt:*)

„Als ich die drohende Menge von Menschen sah, die merkwürdigerweise ebenso klug wie ich waren, am Schlesischen

*) Seite 161 ff.

Bahnhof einzusteigen, um den guten Eckplatz für die Nacht sich zu erobern, nahm ich schnell als »Mensch erster Klasse« das entsprechende Billet und fuhr ab, glücklich allein im engen Raum! Aber am Alexanderplatz-Bahnhof stieg das Unglück in Gestalt eines Passagiers (nach rührendem Abschied allerseits) ein. Wir passirten glücklich die Scylla des Friedrichstraßen-Bahnhofs und die Charybdis Potsdams, und nun waren wir ziemlich »sicher bis Magdeburg« und darüber hinaus. Mein Mitinhaber begann gleich hinter Potsdam mit seiner Nachttoilette, die er in einem ziemlich großen seidenen Bündel mit sich führte. Er that ganz wie zu Hause, die Stiefel aus, die Beinkleider, die Weste, den Rock; ich dachte: was kommt nun noch? Dann hüllte er sich in den kaftanartigen Burnus, der seine etwas massigen Glieder mollig umwogte, zog eine Art seidener Kapuze um den Kopf, und der Anzug war fertig. Er beschaute sich beim letzten Abendsonnenstrahl im Spiegel und dann versank er von Potsdam ab bis hinter Kassel in unsäglichen Schlummer. »Der Bildungsgrad eines Menschen wird am besten im Eisenbahnwagen erkannt«, hat jüngst Jemand herausgebracht, und Riehl, der Kenner von Land und Leuten, hat in seinen »Lebensräthseln« herausgerechnet, daß unter hundert Menschen, die erster und zweiter Klasse fahren, kaum fünf gut erzogen sind. »Das ist minimal«, pflegte mein Freund zu sagen, wenn ihn etwas an der Menschheit ärgerte. Das Schlimmste aber war, daß dieser im Ehestande befindliche »Zeitgenosse«, denn das ist immerhin Jeder, wenn er auch sonst nichts ist, sich von seiner Eheliebsten das Schnarchen nicht hatte abgewöhnen lassen. Er hätte Vorstellungen geben können, denn es ging vom höchsten Sopran und lächelnden und fächelnden Säuseln bis hinab in des Basses Grundgewalt und ward oft zum behaglichen Grunzen. An Schlaf war somit für mich nicht zu denken, den leider jedes Uhrticken weckt. So galt es denn, sich des gesunden Schlafes seines Nebenmenschen neidlos zu freuen. Es war eine »Nachtübung« in der Geduld für den Soldatenpfarrer. Als der Morgen graute, waren wir in Kassel, wo es Kaffee gab, welche Erquickung! Er hätte noch verschlafener

und aufgewärmter sein können, als er war, er hätte doch geschmeckt. Und nun nach dem Kaffee und der etwas antiken Tunke von Milchbrot im frischen Morgengrauen die Cigarre! Das war Ersatz für die Schlaflosigkeit. Als der Schlaf- und Zeitgenosse jedoch den Dampf roch, ward er geweckt und murmelte: »Erster Klasse nur unter Zustimmung aller Mitreisenden gestattet.« Er hatte Recht, ich sagte ihm aber ernsthaftiglich: »Wissen Sie aber auch, daß eine neuere Bestimmung das Schnarchen in der ersten Klasse nur unter Zustimmung aller Mitreisenden gestattet? Sie haben nun sieben Stunden in einem weg, ohne mich zu fragen, geschnarcht, gestatten Sie mir, eine Viertelstunde zu rauchen.« Er grunzte etwas, verfiel aber gleich wieder aus dem Reden ins Schnarchen. Endlich kam Wabern, die Station für Wildungen, wohin ich wollte. Ich wünschte dem Manne noch allerseits »weiteren Schlaf über Marburg und Gießen hinaus, er beschnarchte den guten Wunsch, und ich ging ab«."

Nicht immer löste sich Alles so in Wohlgefallen auf wie hier die Streitfrage über das Rauchen. Frommel war ja gewiß ein im Ganzen friedfertiger Mensch, aber Furcht lag auch nicht in seiner Natur und, wie er es in dem Briefe an Feldpropst Thielen von sich gesagt, scheute er sich unter Umständen nicht, „einem frechen Samariter, der ihm über die Mauer kam, einen regelrechten Hieb zu versetzen".

Auf einer Fahrt nach Halle saß ein Reisender neben ihm und kramte dort die allerneueste materialistische Weisheit aus. Er schloß zuletzt: „Ja, sehen Sie, meine Herren, wissen Sie, man befindet sich eigentlich auf der Eisenbahn immer in der größten Lebensgefahr."

„Freilich", entgegnete Frommel, „besonders auf etlichen Bahnen, die Ihnen nicht ganz unbekannt sind."

„Nein, so meine ich es nicht", entgegnete der Flanellreisende (denn das war er), „sondern so: Sehen Sie, wenn der Mensch zehn Stunden geistig gearbeit't hat, dann ist der Phosphor rein alle, und der Mensch weiß nicht mehr, was er spricht und thut. Wenn nun ein Lokomotivführer länger als zehn Stunden die

Lokomotive führt, dann ist er unzurechnungsfähig, denn der Phosphor ist fort, und er kann möglicherweise den Zug über die Schienen jagen."

„Ach so", sagte Frommel, „um Vergebung, Sie haben wohl heute schon zwölf Stunden gearbeitet?"

„Wieso?" fragte der Flanellreisende.

„Nun, ich denke, bei Ihnen ist der Phosphor schon seit zwei Stunden alle, sonst könnten Sie solches Zeug nicht behaupten!"

„Sie sind wohl ein Prediger?" entgegnete er und spitzte das „e" in Prediger etwas scharf zu.

„Habe die Ehre", sagte Frommel.

Worauf sich der Flanellreisende ans Ende des Coupés begab, um die reizende Landschaft bei Bitterfeld von der linken Seite bis Halle anzuschauen, „was", wie Frommel hinzufügt, „ein ebenso großes Vergnügen gewährt, als wenn man sie von der rechten Seite aus ansieht".

Doch fahren wir mit Frommel weiter, über Leipzig, Frankfurt einmal wieder auf den alten Heimathboden. „Lang, lang ist's her", — die dazwischenliegenden Jahre muß sich der Leser aus dem Kapitel später ergänzen — daß Frommel die Schwarzwaldtannen nicht mehr rauschen hörte, immer nur wie auf der Flucht, auf der Reise zu Festen der inneren Mission war er im Lande gewesen oder er hatte auf der Fahrt nach Gastein den Umweg über Karlsruhe gemacht, um schnell seine Lieben, die Lebenden und die Todten, zu grüßen. Jetzt, im Jahre 1889, ist er wieder in der Sommerfrische, diesmal allein mit der Gattin auf sonniger Schwarzwaldhöhe, auf „Hundseck", wie der nicht gerade einladende Name des Luftkurortes lautet, der sich 3000 Fuß über dem Meere oberhalb Bühl erhebt. Fünfzig Jahre waren es gewesen, daß der junge Emil auf einer „Bubenreise" zum ersten Male da hinaufgekommen, und der eine oder der andere der Leser wird sich an die gruselige Geschichte erinnern, als in der Nacht ein Theil der kleinen Reisegesellschaft im Nachtkostüm zu dem andern herüberwandert und Schauermären erzählt von Bohren und Sägen an der Wand, von leisen Menschen-

stimmen und Pfeifen und Pusten. Die schwarzen Gesellen mit ihren Aexten an der rußigen Wand, die sie am Abend beim Eintritt in die armselige Schwarzwaldhütte gesehen, kamen ihnen mit Grausen in den Sinn. „Die bringen uns um", unkte der Eine, ein zartes Bürschlein, das eine Tante in Baden hatte und sehnsüchtig weinend in die Worte ausbrach: „Wann i nur bei meiner Tante in Baden wär'!" Die Stube wurde mit Waschtisch und Schränken verbarrikadirt, Alles wartete schaurig der Zukunft. Aber es kam nichts. Am Morgen wollte sich die wohlbeleibte Wirthin schütteln vor Lachen und erklärte den Spuk der Nacht: „Ja, meine Herren Buben, das sind ja die Kohlenbrenner und Holzhauer aus'm Wald, die schnarchen so und pfeifen, als ob sie Tannen sägten und als ob der Schwabenwind über die rauhe Münzach käm', da macht m'r sich nichts draus."

Nun ist die alte Hütte längst abgebrannt, ein grauer, bemooster Felsstein bezeichnet noch die alte Stätte, wenige Schritte davon erhebt sich das stattliche neue Haus. Wie es da droben ausschaut und wie da Beides, erquickende Einsamkeit und Austausch, zu finden ist, hat Frommel in einem seiner Büchlein*) erzählt. Ein „weltverlorener" Ort! das war es, was er suchte. Aber freilich, unbekannt konnte er auch hier nicht bleiben. Wie er selbst mit wahrhaft fürstlichem Scharfblick unter Hunderten ein bekanntes Gesicht herauserkannte und nun sofort auf den alten Freund losging, während mancher Andere sich sagte: „Gut, daß er dich nicht sieht, da kannst du allein bleiben", so fiel er durch seine ganze Erscheinung, vor Allem durch das leuchtende weiße Haar nur zu schnell auf; dazu war sein Bild durch den „Daheimkalender" weit verbreitet. So wurde er damals, im Jahre 1889, noch schnell auf dem Bühler Bahnhof, als er eben in den Wagen steigen wollte, erkannt und für eine Festrede „festgenagelt". Immerhin, da droben hoch über den Menschen konnte man sich je nach Belieben „skizziren" und zusammenfinden.

„Da wandern wir", schreibt die Gattin in jenen Tagen,

*) „Nachtschmetterlinge", S. 177 ff.

„wir zwei Alten, wie in den Tagen der Jugend und reden miteinander oder gehen schweigend in stiller Freude und Dank zu Gott, der uns dies Zusammensein und dies liebliche Plätzlein der Erde genießen läßt."

Ja, hier hatten sich die Beiden einmal, während das Alles zerreißende Berlin auch sie auseinanderriß, und es wohl vorkommen konnte, daß Frau und Kinder sich auf eine Einladung deshalb freuten, weil sie dann den Vater auch einmal, so gut wie die Andern „genießen" konnten. Da droben wurde denn auch fleißig geschrieben; da brauchten es keine „Nachtschmetterlinge" zu sein, die erst nach dem Lärm und der Hitze des Tages ausflogen. Morgenluft und Tannenduft, wer spürte sie nicht den „Himmelsschlüsseln" und „Pfingstrosen"*) an, die damals in der Waldeinsamkeit ans Licht kamen? Hören wir ihn selbst über sein Thun auf luftiger Höhe in einem Briefe vom August jenes Jahres:

„Herrliche Tage haben wir hier trotz mancherlei Nebel und Sturm, dazwischen aber doch Sonnenschein. Was ich gedacht und geschrieben hier oben, sende ich Ihnen, theure Freundin, als Manuskript. Es sind Gedanken der Pfingsten und Himmelfahrt und folgen noch Geschichten. — Daß ich hier alle Sonntage die Andacht halte, zu der die Leute von den tieferliegenden Pensionen herwallfahren, hat Ihnen wohl Maria gesagt. Es ist mir eine Beruhigung, daß ich doch nicht ganz vergebens hier und bloß zu meiner Ruhe. Welche tiefe Stille und Waldeinsamkeit, von der man sich kaum einen Begriff macht. Solch heilig Schweigen im Walde, was ist's doch ein köstlich Ding! Und doch ist es ein Reden mit vielen tausend Stimmen. Die Gesellschaft trifft man mittags und abends und ist im großen Ganzen doch lieb, und die Leute alle anders als zu Hause in den beengenden Wänden. So läßt sich auch da Gutes sagen und die Wünschelruthe anschlagen, ob wo eine tiefere Goldader durch das Gestein geht."

In einem Briefe an die Tochter Maria aber bricht der volle Frommel-Humor heraus; nach einigen geschäftlichen Fragen heißt es:

*) Diese „Bilder und Geschichten zu den hohen Festen der Kirche" sind später in den „Festflammen" zusammengereiht.

„Ja, stelle Dir vor, ein Plateau mitten im Walde, in tiefster Einsamkeit, mit herrlichem tiefen Blick in die großen, blauschwarzen Wälder — eine frische, erquickende Luft voll Ozon. Ein großes Haus mit vielen Insassen, die einander aber nicht begegnen, denn nach sechs Windrichtungen hin stäuben alle auseinander und verlieren sich im Waldesdustern. Unsere gute „Madre" fuhr matt und elend von Karlsruhe. Kein Schlaf, kein Humor, Schwindel und Schwachheit, aber nun in Bühl beim Hofwirth wurde es ihr besser, nur schlugen ihr die 16 Mark, die der Wagen kostete, etwas in die Knochen. Aber sie erholte sich vom Schreck, da sie hörte, daß ein Break (wir hatten einen famosen Wagen) 20 Mark kostete. Leichtsinn und Sparsamkeit reisen miteinander, er männlich und sie weiblich, Du weißt schon wer! Immer höher stieg es durch den Wald, am Plättig und Sand vorüber, hier hinauf nach Hundseck. Madre machte viel Effekt, nicht durch ihre gelben Wangen und tiefen Säbelklingen um die Augen, aber durch ihre zierliche Gestalt. Sie wird Frau Doktor genannt, was ihr Spaß macht und sehr unangenehm ist, denn sie kurirt gern an ihrem lieben Mann herum, der auch da oben eine Lammsnatur geworden ist und ihr Alles zu Liebe thut, das heißt raucht, Wein trinkt, Kartoffeln ißt, Suppen schluckt und was des Verbotenen mehr. Aber dreitausend Fuß hoch, sinken die Kartoffeln verdaut und verdünnt durch das Ozogen in den Magen, der Wein verduftet schon im Hals, die Cigarre verfliegt beim Sturmwind und führt das Nikotin in den nahen stillen Mummelsee. Du kannst Alles an Ehrensteinrück,*) den Doktor, berichten.

Mutter ist der Liebling der Hundsecker, wiewohl sie selbst auf dem Hunde ist. Es giebt nur hier allerhand Menschen, die noch weit zu Menschen haben. Einige, die Menschen schon sind, also ein alter Mannheimer Tabakfabrikant mit junger Frau, zwei Töchtern, einem Sohn, der thut auch Alles, was verboten ist. Die Töchter sind sehr geschmackvoll angezogen, alle Tage was

*) Der von Frommel und von Vielen als Arzt und Freund hochgeschätzte Dr. v. Steinau-Steinrück, gest. in Berlin 1900.

Neues, sie spielen vierfüßig, können aber nichts auswendig und »ich geniere mich halt vor die andere Leit'«, ganz wie manchmal Jemand in Berlin. Dann ist hier mein Konfirmand; der Engel der Barmherzigkeit von K., sammt Mutter, Tante und Onkel; dann ein Heldenbaryton, der unmäßig schreien kann, der singt die »drei Liebchen und den Scar« mit Kindskopf, Scepter und Stern. Ferner ein netter Hauptmann, ein Hinterpommer, mit seiner Eheliebsten und einem Kinde, das Elisabeth heißt und Moppel gerufen wird. Es ist ein neunjähriges, langbeiniges Kind, das acht Stunden des Tages mit affenartiger Geschwindigkeit läuft. Dann sind Leute aus Baden hier, aus einem Kurzwaarengeschäft, eine nette Frau mit zwei häßlichen Töchtern, die auch mehr aus Kurzweil hier sind. Dann eine Schwäbin, deren Brosche Mutter mit findigem Auge auf der Chaussee entdeckte und die überfroh war, sie wiederzufinden, denn die Brosche trug ein Tigerauge, und sie hatte dito Ohrringe, was sollte aus ihnen wohl ohne die Brosche werden!

Hundseck ist jetzt der berühmteste Ort geworden, natürlich wo wir sind, ist immer nobles Bad, denke an Schönmünzach, was zwei Stunden von hier ist! Nun weißt Du »Alles« und kannst mit uns leben. Gieb dem Otto einen Rippenstoß, daß er schreibt; am liebsten hätte ich Dich und ihn unter Kreuzbandversand hier. Das nächste Jahr machen wir die Bude zu und gehen Alle hierher.

Dein herzliebender Vater."

Das Jahr darauf finden wir ihn wieder auf Hundseck, dieses Mal mit den beiden Töchtern. Treffend und charakteristisch zeichnet ihn ein Reisebericht aus jener Zeit, den eine Berliner Malerin, die Frommel droben kennen lernte, an eine Freundin sandte. Sie schildert ihn als den Sonnenschein bei dem damals recht trüben Wetter und schreibt:

„Nun muß ich Dir noch etwas von unserer Schwarzwälder Sommerfrische erzählen, die uns ein unverhofftes Glück bringen sollte durch das nahe Kennen- und Liebenlernen des Hofpredigers Frommel. Einen wie großen Einfluß dieser edle Mann durch

seine ganze Persönlichkeit auf seine Umgebung ausübte, ist nicht zu beschreiben. Schon des Morgens, wenn man beim Frühstück trostlos in den unverändert grauen Himmel starrte, wirkte das Erscheinen des Hofpredigers, wenn er so frisch und rosig in seinem kurzen braunen Sammetröckchen, die brennende Cigarre im Munde, hereintrat wie der lang vermißte Sonnenschein. Er hatte dann schon lange sein Tagewerk begonnen, schon stundenlang geschrieben und legte nun in seinen Morgengruß für Jeden ein paar fröhliche oder theilnehmende Worte. Denn er kannte Alle, und Jeder, der sich nur einigermaßen zur guten Gesellschaft rechnete, beeilte sich, sich ihm vorstellen zu lassen.

Dadurch war von vornherein ein feiner, angenehmer Ton im ganzen Hause. Alle kannten sich untereinander und betrachteten ihn als Haupt der Gesellschaft. Er hatte die glückliche Gabe, aus Jedem das Beste herauszulocken, was manchmal tief verborgen in ihm lag. Ich glaube, die Menschen waren mitunter selbst ganz erstaunt, wie *nett* sie waren, und ich hätte den sehen mögen, der es gewagt hätte, in seiner Gegenwart ein rohes oder frivoles Wort zu sagen. Denn »hinter ihm, im wesenlosen Scheine, lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.«

Wer bei Tisch das Glück hatte, in seiner Nähe zu sitzen, dem vergingen die langen Pausen mit den kurzen Essensunterbrechungen nur zu schnell. Es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wie er bald fröhlich neckend, bald auch ernst und tief, immer aber anregend und liebenswürdig das Gespräch führte. Wie verstand er es, die Gesellschaft zum Wohlthun anzuregen und seine Bitten für alle möglichen Unglücklichen in immer neue reizende Formen zu kleiden! So war es einmal unbezahlbar, wie er seine Nachbarin, eine sehr elegante Frankfurterin, dringend bat, ihr höchst modernes Seidenkleid, mit schwarzen Sammetlilien gestickt, den armen Abgebrannten zu opfern, und wie ihm bei ihrer Verlegenheit der Schalk aus den Augen lachte. Oder wenn er einer musikalischen Freundin erzählte, daß draußen »*auch* so ein armes, altes Musikweible« sei, der wir doch entschieden helfen müßten!

Und nun erst die Abende! Wenn das Abendessen vorüber war und Alles gemüthlich zusammenrückte, dann sprang der Hofprediger wohl auf und lief ans Klavier, und ich weiß nicht, wie oft wir Alle: »Ich wollt', meine Lieb' ergösse sich« gesungen haben. Dann folgten unter seiner Führung andere Volkslieder im Chor oder auch Einzelvorträge, und mit welchem Behagen hörte er zu, wenn der liebenswürdige Barmer Freund höchst gebildet Schubert oder Schumann vortrug oder der helle Sopran der jüngsten Frommelschen Tochter erklang. Oft auch zogen wir in die nebenan liegende Galerie, und die Stunden flogen nur so dahin. Da mußte Jeder etwas aus seinem Leben erzählen. Der alte General v. B., so recht der Typus des alten preußischen Militärs, kam dann mit Erlebnissen aus dem Kriege, oder der Berliner Kommerzienrath erzählte die wunderbarsten Reiseabenteuer, immer animirt und angeregt durch Frommel, der natürlich zu Allem das Beste that.

Fast am hübschesten aber war es, wenn sich die Gesellschaft theilte und der engere Kreis sich mit dem Hofprediger in das kleine Damenzimmer zurückzog, wo er dann aus seinen Schriften vorlas. Das war von unbeschreiblichem Reiz, denn angeregt vom Augenblick, ließ er oft das Buch sinken und sprach weiter. Dann strömte ihm die Fülle der Gedanken und Erinnerungen zu, und sein Mund floß über von dem köstlichsten Humor und den witzigsten Einfällen, und das lebendige Wort wirkte zündend. Mit Schwierigkeiten war ein solches Zurückziehen freilich immer verbunden, da Alle gern dabei sein wollten, so daß er mit dem Rattenfänger von Hameln verglichen wurde. Wahrhaft rührend war da der kleine, vielleicht zwölfjährige Sohn einer jüdischen Dame, der vom Abendbrot an den Herrn Hofprediger keinen Moment aus den Augen ließ.

Es war aber nicht immer so schlechtes Wetter, und so mancher schöne gemeinsame Spaziergang über den herrlichen Kirchweg, seinen Lieblingsweg, oder auf der Promenade hinter dem Hause entschädigten für die Unbill des Wetters. Einmal machten wir sogar einen größeren Ausflug zusammen, die jüngeren

Leute zu Fuß, der Hofprediger mit anderen älteren Leuten im Wagen, wo er behaglich zurückgelehnt saß und mit dem Kutscher scherzte, der ihm voll Stolz seinen Dorfkirchhof als den »gesundesten Kirchhof des ganzen Landes« schilderte. Im Gasthof »Zum grünen Baum«, wo wir rasteten, machte er dann ein köstliches Gedicht unter das Bild, das tags zuvor Professor Knaus von dem Wirth, dem »Stabhalter«, gezeichnet hatte, der nicht wenig stolz darauf war, von zwei solchen Männern gefeiert zu werden.

Ueberhaupt hatte er mit Jedermann ein besonderes Verhältniß, von den alten Dämchen an, denen er beim Nachmittagskaffee Stellen aus dem Römerbrief erklären sollte, bis herab zu den kleinen, blondlockigen Mädchen, in denen Berlin und Frankfurter »Mußpreuße« in schallender Ohrfeige hart aneinander geriethen, wo er dann mit viel Behagen und Humor den Schiedsrichter und Friedensstifter machen mußte. Die Leute aus der Gegend kannten ihn alle und wandten sich in jeder Noth an ihn, ganz sicher, bei ihm nicht nur Rath, sondern auch thatkräftige Hülfe zu finden. Und wie Mancher unter den Gästen wanderte wohl gern in sein behaglich geheiztes Zimmer und schüttete in einsamer stiller Stunde bei ihm sein geprüftes, sorgenvolles Herz aus und ging sicher getröstet und erhoben von ihm.

Wie schön waren auch die Sonntagsandachten! In die lange Galerie hatte dann General v. B., der sich selbst den »Küster« nannte, Stühle stellen lassen und sorgte für Ordnung. Da kamen aus all den umliegenden Orten, wie Sand, Plättig und Herrenwies, die Leute angepilgert, und aus dem Hause selbst fehlte wohl Keiner. Wenn dann der Herr Hofprediger erschien, nicht im Talar, sondern in seinem Uniformrock, das eiserne Kreuz im Knopfloch, dann sagte er wohl im Vorübergehen: »Kinder, nun singt ordentlich laut, damit es nicht so dünn klingt.« Dann sang er vor, und die Gemeinde folgte ohne Begleitung und Gesangbücher tapfer nach, während die ernsten Tannen durch die Glaswände verwundert hereinschauten. Die dann folgenden Reden waren unvergleichlich schön, immer dem großen, so verschieden zusammengesetzten Kreise angepaßt, in dem weder Katholiken noch

Juden fehlten. Unvergleichlich bleibt mir eine Rede über 1. Kor. 13. Da quollen ihm die Worte so recht aus seinem liebevollen großen Herzen, und wohl Keiner ging ungerührt davon.

Als er abreiste, hatte sich natürlich Alles vor dem Hause versammelt, der Wagen war nach der Sitte dort oben, reich mit Tannenzweigen bekränzt, und unvergeßlich bleibt es, wie er, im Wagen stehend, im weiten Havelock, den breitrandigen, weichen Hut auf den weißen Haaren, Allen, die ihm gerührt und dankbar nachschauten, ein herzliches »Auf Wiedersehen!« zurief.

Aber mit ihm war aus Hundseck der Anziehungspunkt geschieden, und überall kam es uns öde und leer vor, und so fuhren wir wenige Tage später hinunter nach Baden."

So wenig Frommel es sich merken ließ, so oft kamen ihm zwischen dem fröhlichsten Humor quälende sorgende Gedanken, die wohl mit dem Herzklappenfehler zusammenhingen, um dessentwillen der Arzt ihn hinaufgeschickt hatte. So schreibt er in jenen Augusttagen einem Freunde:

„Man gewöhnt sich nachgerade an die Stille der Weltverlorenheit, und wer weiß, ob es nicht die Vorbereitung auf völlige Stille wird. Die »Gegenwärtigkeit des Leibes« ist schwach, und das Leiden des Herzens doch beengend und ebenso das mit den Nieren. Darf man aber in einem Amt wie Berlin mit halber Kraft fahren? Ist es recht gegen die Gemeinde? — Ich komme hier doch etwas zum Schreiben. So dann und wann drängt es, als müßte ich noch das Beste sagen, was ich weiß."

Stimmungen wie die in den eben mitgetheilten Zeilen treffen wir noch häufiger in früheren Jahren, in den Briefen aus Karlsbad; vielleicht, daß die sehr angreifende Kur — bei der das Beste bekanntlich stets nachkommen soll — dazu die Erklärung giebt. Vielleicht aber auch, daß die Quellen von Wildungen und Salzschlirf,*) die er erst viel später aufsuchte, für sein

*) Ueber beide Bäder s. „Nachtschmetterlinge", S. 151 ff. u. 160 ff. — Besonders gern dachte er an Salzschlirf zurück, wo die herrliche Umgebung nach Fulda zu ihm so wohl that, wo er in der Nähe, in Schlitz, den erst kürzlich heimgegangenen Kirchenrath, Pfarrer, Liederdichter und Sänger Dieffenbach schnell

Leiden besser gewesen wären. Und doch, er liebte Karlsbad, so elend er sich meist dort fühlte, und hat Vielen, freilich oft auf Kosten seiner Erholung, gerade dort wohlgethan.*)

Zum ersten Mal hat er im Jahre 1874 den Sprudel getrunken. Seitdem ist er zwölfmal in den »Zwei Prinzen« bei seiner guten, für ihn wie eine Mutter sorgenden Frau Wagner**) abgestiegen. Die herrliche Umgebung, die Spaziergänge, stundenlang ins Grüne hinein, die lieben Menschen, die er dort fand, und denen er allsonntäglich — es gab keinen evangelischen Kurprediger in Karlsbad — das Wort Gottes sagen durfte, dazu der ihm sympathische Volksschlag, der mit dem oberbayerischen viel Verwandtes hat, schließlich auch die damals geradezu mustergültige Musik unter Meister Labitzkis Taktstock, alles das machte ihm Karlsbad lieb. Eine sehr merkwürdige, ihm ebenso ungesucht wie überall zugefallene Freundschaft verband Frommel schon im ersten Jahre mit dem römischen Kreuzherrenpriester B., einem poetisch veranlagten, durchaus innerlichen Menschen, bei aller kindlichen Gläubigkeit, mit der er als Sohn und Diener seiner Kirche an dieser hing, doch ein weltoffener Mann, der seinen Goethe und Geibel kannte und für eine Künstlernatur, wie die Frommels, ein Verständniß zeigte, das sich in offener Bewunderung aussprach in einem Zeitungsartikel: „Zwei Prinzen in den »Zwei Prinzen«." Der eine sollte der damals in Karlsbad anwesende Prinz Rohan sein, der andere ein Prinz und Fürst des Geistes, so schilderte er den „Stiefbruder", wie Frommel gern die katholischen Kollegen nannte, und es bleibt immerhin ein Zeichen unerwarteter Weitherzigkeit der kirchlichen Oberen, daß der junge Kreuzherrenpriester das Alles so offen schreiben durfte, wohlgemerkt, mit seinem vollen Namen.

---

ins Herz geschlossen und am Bonifacius-Brunnen so manchem „Heiden", wie er selbst einmal schreibt, ein „Bonifacius", ein Wohlthäter, sein durfte.

*) Vergl. Bd. III, Briefe aus Amt und Haus.

**) Ueber Frommels Erlebnisse in Karlsbad vergl. „Beim Ampelschein" S. 89 ff., wo er eine Reihe „Karlsbader Figuren" zeichnet; „Unterwegs" S. 100 ff., wo er erzählt, wie alte Liebe am Sprudel sich getroffen und zu einem kurzen Glück sich die Hand gereicht.

Mit Recht wendet er darin den Rückertschen Vers auf Frommel an:

„Wie wenig wissen doch die Menschen sich zu sagen,
Des Sagenswerthen, die sich in Gesellschaft plagen!
Nur selten im Gespräch entwischt ein guter Spruch,
Weil Jeder, was er weiß, spart lieber für ein Buch."

und setzt hinzu, da „hat der Dichter an Alle eher gedacht als an Männer wie Frommel, dem sprudelt das Herz über, und mit dem Besten hält er nicht zurück. Ihm bleibt für die Bücher noch genug des Guten". Er schildert ihn dann als liebenswürdigen Erzähler im „Wagnerstüble" und als Volksschriftsteller, zum Schlusse die Verse Julius Lohmeyers citirend, der über Frommel schrieb:

„Ein Priester, nicht nur im Talare,
Ein Jünglingsherz in weißem Haare,
Die Brust voll frischem Lerchensang,
Voll Sonnenschein und Orgelklang!"

„Ein Priester", so heißt es dann weiter, „darin wär' ich ihm gleich und ungleich der Konfession wegen, allein um die hat bisher Keiner den Andern gefragt, wird auch Keiner fragen! Ich schätze den Herrn Hofprediger hoch und mich glücklich, mit ihm bekannt geworden zu sein; so wie er ist, habe ich mir immer einen Mann vorgestellt, in welchem echte Bildung und Christenthum praktisch geworden sind."

Bald stand eine ganze Reihe Frommelscher Bücher in der Kaplansbibliothek, aber das Schönste war, daß die Beiden öfters mit einander den Text der Predigt besprachen, die Pater B. am folgenden Sonntag zu halten gedachte. Bis heute hat der Freund aus dem anderen Lager dem evangelischen „Freunde in litteris" die Treue gehalten. Sie werden sich da, wo der Aeltere dem Jüngeren vorausgegangen, auch in den Dingen verstehen, die hier unten zwischen den Beiden nicht berührt wurden, weil Einer für den Anderen eine fremde Sprache redete.

Was Frommel innerlich in Karlsbad erlebt, wie diese Tage ihm zur Sammlung und „Revision des inneren Menschen" wurden,

davon geben so manche der „Briefe aus Amt und Haus" Zeugniß. Viele und Vieles drängte sich zu ihm, der, ohne zu wollen, wie der Magnet das Eisen so die Menschen anzog, die nach Halt und Trost suchten. Viel psychologische Studien ließen sich da an den umherwandelnden Kranken machen; erwähnt sei nur das Eine, was Frommel selbst einmal schreibt:

„Die Menschen, sonst so schweigsam, verhehlen ihr Leiden nicht, mit peinlicher Genauigkeit erzählen sie vom »Leib der Demüthigung«, wie Paulus sagt, oft unbekannten Menschen. Aber die Generalnenner »Leiden« und der andere, die Heilquelle, bindet diese bunten Mosaikstücke und Bruchtheile der Menschheit zusammen. Da ließe sich mit Gotthold Scriver gleich eine »zufällige Andacht« zusammenschmieden, wären doch die Menschen sonst so offen, was ihre Fehler anbetrifft, so Eins in der Hoffnung auf Genesung durch die eine Lebensquelle, die nicht nach Stand, Reichthum, Bildung fragt, sondern »universal« heilkräftig wirkt! Im Uebrigen, »wem leidende Menschen kein Abscheu, dem werden sie ungesucht zum Stoffe für einen Dankpsalm, dem Erhalter des Lebens zu Ehren, der uns bisher vor schwerem Leiden bewahrt und freundlich geführt«".

Frommel sah so Viele, die mehr wie er zu leiden hatten, und das ließ ihn der eigenen Gebresten vergessen. Schwer war ihm nur die für Karlsbad durchaus nothwendige geistige Unthätigkeit. Vielleicht, daß auch sie dazu mitwirkte, ihn namentlich in den letzten Karlsbader Jahren vielfach in Grübelei und Selbstvorwürfe zu versenken, als könne er nichts und habe er überhaupt nichts geleistet; ein Gedanke, der sich bei ihm zwischen allem berechtigten Selbstgefühl doch immer wieder einstellte, je höher ihm das Ziel stieg, das „geliebte", aber so schwere „Amt", dem er doch mit ganzer Seele und über die Kraft hinaus diente! Dazu fehlte es auch in Karlsbad nicht an allerhand wohlgemeinten Demüthigungen von Menschen her, an Seelsorgerarbeit bei Kranken und Gesunden. Zwei Briefe an die Gattin, die nicht in denen „aus Amt und Haus" stehen, sprechen davon:

„Karlsbad, Trinitatis 1874.

's ist heute Sonntag, und da ich still liegen muß, laß mich, wenn auch mit Mühe, Dir schreiben. Zunächst, dem äußeren Menschen geht es erträglich, wiewohl ich so matt bin, daß ich neulich einer Ohnmacht nahe war, zumal unmittelbar nach dem Bade der junge B., der seinen Vater hier besuchte, mich auch durch seinen Besuch ermüdete. Ich schlief ein und gab keine Antwort mehr. Die Leut wissen, daß ich krank bin, aber da ist kein Aufmerken. Sein Vater führte mir zu Gemüth, daß mein Leiden wohl eine gerechte Züchtigung sei für die vollen Kirchen, die ich in Berlin hätte, da müsse man wieder gedemüthigt werden! Ich lachte, und er sah mich dann an und sagte: »das ist mein voller Ernst«. Nun ich dachte, Züchtigung ist's, das weiß ich, wen aber die vollen Kirchen hochmüthig machen, der ist ein Tropf. Aber Du weißt, hier läßt sich nicht reden, und ärgern wollte ich mich nicht. Vielleicht meint er es anders. Er fügte hinzu, sein Pastor habe auch etwas gelernt, seit er krank gewesen. Er selbst aber kann nicht einmal sein Leiden aus Gottes Hand nehmen, will partout nicht sterben. O, Menschheit! — Du siehst, es fehlt mir an »geistlichem Zuspruch« nicht. Dann kam ein russischer Pfarrer vom Kaukasus, der hier verlassen sitzt; ein Schweizer, der auch nicht spricht und unterhalten sein will, der zwei Frauen verloren hat, krank und schwermüthig ist, und neben mir wohnt ein englischer Judenmissionar, ein netter Mensch, mit einer todkranken Frau; sie erwarten von mir Trost und Zuspruch. Dem Judenmissionar hat die Missionsgesellschaft zur Pflicht gemacht, in Karlsbad Juden zu bekehren, und nur so durfte er seine sterbende Frau begleiten. Aber nun der Arme, der das Zeug gar nicht hat zum Revolverangriff, und das auf lauter leberkranke Menschen, verärgerte, gallen- und nierenkranke Leute, Jüdinnen mit Fettsucht, da hineingedrängt mit dem bösen Gewissen, daß er nichts thue! Ich sagte ihm zum Troste, er solle sich predigen lassen vom lieben Gott, das sei besser als Selbstwirken.

Eine Hochzeitsgeschichte hat sich vor meinen Augen entsponnen, und ich werde das Ehepaar trauen. Beide in respektablem Alter, Beide verwittwet und liebe Menschen. Es sind zwei Jugendfreunde, die sich früher schon geliebt, dann auseinanderkamen und erst hier nach langen Jahren sich wiedersahen am Strudel und gefunden, daß sie den Rest des Lebens theilen könnten.*)

So weit denn das Aeußere. Im Innern ist Stillstand. Es ist eigen, wie so das Vorwiegen körperlichen Elends den Geist fassen will. Ich dachte bei B. daran. Wer am Kreuze hängt, braucht nicht für die Ueberschrift zu sorgen und für allerhand Deutung. Jeder schreibt in seiner Sprache was darüber. Die Hauptsache bleibt doch, Gott Recht geben, das Immermehrlernen und ihm Nachleben. »Der hohe, mächtige Gott will nicht Kopfzerbrechen, aber Pulsschläge«, sagt Hamann, »mehr Gemeinschaftsleben und Wärme als Kopfanbetung«, nicht wahr? Immermehr aus sich selbst und aus seiner Einspinnung heraus, nicht Spinne, sondern Biene sein."

„Karlsbad, 16. Mai 1881.

Was ist's doch um solchen Pfahl im Fleisch und wieviel leichter arbeitete sich's und ließe sich Alles leichter tragen, wenn das nicht wäre! Und doch ist's gut so, und ich fühle es ja auch. Wenn nur das thörichte Herz sich einmal ganz hineingefunden, auf alle Wünsche zu verzichten und die Spanne Zeit auszukaufen, auch mit dem Leid und in dem Leid. Ich habe nun für den Daheimkalender unter vieler Mühe geschrieben: Allerhand von Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen. Vielleicht wird es angenommen. Aber man ist leider so vom armen Leib in Anspruch genommen, daß der Geist ganz duselig ist. Wahrlich es ist nicht gut, des Leibes zu pflegen, das merke ich immer mehr hier. Wärest Du doch bei mir, und wir hätten einmal Gelegenheit, uns gründlich über Vieles auszusprechen."

*) Vergl. Anmerkung auf S. 236.

An die Gattin, aus demselben Jahre.

„Mir ist so elend zu Muthe, innerlich und äußerlich, daß ich Bogen voll schreiben müßte, Dir Alles zu sagen. Es fällt wie eine Centnerlast auf mich, hier in der Stille, was ich versäumt an der Gemeinde, an Euch Allen, bei dem Lichte, das ich doch vom Herrn empfangen, und das beugt mich so tief. Morgen ist Himmelfahrt: ach, da gilt's fassen, daß der Herr uns doch nicht verwirft, sondern bei uns bleiben will alle Tage dieses armen Lebens. Ich habe mich, trotzdem es mich so sehr in die Stille und Einsamkeit zieht, doch aufgerafft, an beiden Sonntagen die Menschen zu mir zu laden, ihnen ein Wort des Herrn zu sagen und wieder selbst zu mir Muth zu gewinnen. Es waren ihrer wohl zwanzig und meist recht bedürftige Menschen, die es mir danken, daß ich sie erquickt, denn es ist öde hier. Soll ich da sagen, ich will nicht? Sollen wir nicht Gutes thun, als die wir Zeit haben? Wer weiß, wie bald die Glocke schallt! Es ist ja nicht der Brunnen allein, der so viele Leiden aufregt, genug, um Einen völlig fertig zu machen, ich habe auch so den tiefen Eindruck, daß meine Lebenszeit verrauscht wie ein Strom und eine Webespule. Ach, möchte es von mir gelten, was am Schluß des Lebens von Kingsley steht:

»Vorüber der Kampf, in welchem der Geist wie ein gefangener Löwe an den Eisenstangen seines Gefängnisses zu rütteln, das Gemüth nach einem Ausdruck zu ringen schien, die Seele nach liebreichem Verständniß schmachtend verlangte. — Was geblieben, das war der gesättigte Ausdruck von Triumph und Frieden, einem Krieger gleich, der noch den fernen Klängen eines Marsches, den Jubelrufen des Sieges lauscht, während er in das Schweigen des Todesschlafes versinkt. In dieser Stunde schaute man den idealen Menschen, wie ihn die Natur gewollt, und fühlte, daß kein Bildhauer so zu meißeln vermag als der Tod.« —

Gedenke Du meiner, wie ich Dein gedenke.

Eben empfange ich eine Karte, daß meine Kalendergeschichte

sehr willkommen und »prächtig frisch« geschrieben sei! Ach, während ich armer Kerl weine und faste und das »gesalbte Antlitz« trage vor den Menschen, die nicht ahnen wie schwer mir oft der Aufschwung wird" — —

Einer Reihe von „Sprudelgedanken" vom Karlsbader Brunnen her wird der Leser in einem späteren Bändchen des Frommel-Werkes begegnen. Sie zeigen, was er damit meinte, daß uns auch auf Reisen und in Bädern das Vergängliche zum Gleichniß des Unvergänglichen werden soll.

Erholung und Arbeit, wie er sie brauchte, Beides fand er an dem Orte, dem die nachstehenden Seiten gewidmet sind: Gastein war seit der Mitte der siebziger Jahre seine eigentliche Sommerfrische, wenn er auch nicht zur Erholung, sondern im Dienste seines Amtes hinaufzog, und so hätten wir auch hier noch davon erzählen können. Und doch: „Gastuna semper una" – der alte Spruch bleibt wahr, und das einzig dastehende Gastein hat auf ein besonderes Kapitel Anrecht, wie es denn auch in Frommels Leben ein solches gewesen ist.

Zwölftes Kapitel.

In Gastein (1872—1884).

Vierzehnmal ist Frommel mit dem unvergeßlichen Kaiser droben gewesen, und die Perle von Gastein war und blieb auch für ihn sein Kaiser und die Erinnerung an all die Stunden, die er in der Kapelle und im Verkehr mit seinem königlichen Herrn erleben durfte.

Gehört hatte er von Gastein schon zwei Jahre bevor er zum ersten Male hinaufzog, es war mitten im Feldzug gegen Frankreich. Unter den Zuhörern jener denkwürdigen Feier in der Thomaskirche beim Einzuge der Truppen, die wir oben beschrieben, saß

unter Andern auch eine mit einer Sanitäts- und Liebesgabenkolonne aus der Ferne herbeigeeilte Samariterin, die ihm für Gastein das Herz warm machen sollte, ehe er es sah. Von ihr hörte Frommel, daß dort oben ein evangelisches Kirchlein im Bau begriffen sei. „Dort oben?", fragte er erstaunt, „in dem Lande, das noch benetzt ist mit den Thränen der Ausgetriebenen, dessen Bischof einst gesagt: »Lieber sollen Disteln und Dornen im Lande wachsen, als noch ein einziger Evangelischer sich darin aufhalten!«"*)

Und doch war es so. Allenthalben waren Gaben zugeflossen, die meisten aber aus der Hand der edlen Frau, deren Vater viele Jahre in Gastein Kräftigung gefunden und die nun aus Dank gegen die heilkräftige Quelle es sich angelegen sein ließ, „die andre dort zu öffnen, welche die müde Seele heilt". Ahnungsvoll hatte die Geberin damals zu Frommel gesagt: „Wir werden uns bei der Einweihung der Kapelle wiedersehen."

Wie ein Traum war es ihm, als Ende Juni 1872 nun wirklich der Befehl des Kaisers an ihn kam, die Kapelle zu weihen.

Anfang Juli 1872 machte er sich auf, „versehen mit Brief und Siegel", nach Gastein. Nürnberg und München lag hinter ihm, eine lange, heiße Fahrt, aber in wenigen Stunden sollte er belohnt werden, denn „unseres Herrgotts Schmuckkästlein" tauchte von der Ferne auf, und das ist doch Salzburg. „Ich hatte", schreibt Frommel, „das Glück, einen sonnenhellen Tag und einen

*) Nach manchem harten Kampf, der schon um des persönlichen Charakters der Sache willen nicht erzählt werden kann, kam es im Jahre 1872 zum Kapellenbau, nachdem schon seit 1867 einige der ständigen Kurgäste, Herren aus der Gesellschaft, die Errichtung eines evangelischen Gotteshauses für die deutschen Landsleute geplant, aber über Projekte nicht hinausgekommen waren. Gräfin Lehndorff-Steinort geb. Gräfin Hahn, die unfern der zu erbauenden Kapelle ihre bekannte Villa „Solitude" hatte, schenkte das zu ihrem Grundstück gehörende Terrain, während die Stifterin, Frl. L. Heye, der Kapelle neben dem Hauptbeitrag zum Kirchbau gleichzeitig einen Predigerfonds von 16 000 Thalern aussetzte, dessen Zinsen zur Besoldung der jeweiligen Kurgeistlichen dienen sollten. Der Bau wurde dem deutschen Kaiser und seinen Nachfolgern an der Krone als persönliches Eigenthum überwiesen.

lichten Abend zu erleben, und es war zum Entzücken. Kaum habe ich eine erhebendere Abendfeier der Natur gesehen wie dort. Wer hinauswandert nach Maria Plein, wo gelehrte und ungelehrte Benediktiner hausen, der sieht das herrliche Schauspiel am besten. In mächtiger Höhe steigt man die »Stationen« hinauf bis zum hohen Kreuze, wo der Heiland die Arme breitet und Maria und Johannes zum Kreuze aufblicken. Dort aber breitet sich nun auch die entzückendste Aussicht unter den Armen Christi aus. Die Stadt mit ihren Kuppeln und dem Silberstreif der rauschenden und fluthenden Salzach, die wie ein wilder Knabe aus den Bergen steigt, inmitten der Stadt Hohensalzburg ein Bergkegel, der eine Festung trägt, und hinter Allem die Bergriesen, der Untersberg mit dem schlafenden Barbarossa — denn nicht nur im Kyffhäuser soll er ruhen — der Mönchsberg und der Schafsberg, der hohe Göll in der Ferne und die Spitzen des Watzmanns, Alles in rothblauem Dunst, der immer intensiver violett sich färbt, das Glühen der Bergspitzen, die der letzte Abendstrahl trifft, die Klosterglocken, die den Abendsegen dareinläuten, das Alles baut sich vor deinen Augen auf. Keiner spricht oben, Alle sind versunken in die stille Feier und Anbetung. Ich aber sagte mir: da hinter jenen Bergen, die wie eine Wand das Gemälde abschließen, liegt dein Ziel, liegt Gastein. Es war eine stille Vorfeier für die Feier, die meiner wartete."

Im Postwagen ging es am nächsten Morgen weiter über vierzehn Stunden bergauf bis nach Lend, wo der letzte, steilste Weg, die „Klamm" beginnt, ein enger, hoher Paß, den nur vier Pferde erklimmen können. „Rechts der Berg, unten die schaurige Tiefe, hart am Geländer gähnend der Abgrund, welchen die Ache durchbraust, und dann wieder steile Felswände ohne Gras und Baum. Der Paß wird so eng, daß die Sonne kaum noch ihren Schein hineinwerfen kann, es wird dunkel und kalt. Da mit einem Male öffnet sich das Thal, und die »Gastein« liegt vor uns; ein breites, grünes Thal, mit Dörfern und einzelnen Häusern besät, durchfährt die Post. Gleich am ersten Haus nach dem finstern Klamm-Paß mahnt die Inschrift an die Pilger- und Fremdlingschaft

des Lebens. Denn da steht der Vers längs der großen Front des Hauses, dessen Dach weit vorspringt:

»Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Beim Zweiten wird es auch so sein,
Dem Dritten wird es übergeben,
Und der wird auch nicht ewig leben,
Der Vierte zieht hinein und aus,
Nun sag', mein Freund, wem gehört dies Haus?«

Kaiser Wilhelm ließ gern an diesem Hause halten, und als Frommel einmal in der Predigt dieses Hauses und Spruches erwähnte, sagte er ihm nachher: „Ja, den Spruch habe ich auch oft gelesen; es ist doch was Schönes, wenn Einer mit einem guten Gedanken in sein Haus geht."

Es fing schon an zu dunkeln, als der letzte Vorspann erreicht war in Hofgastein, jenem kleinen „Vorbad", das sein Wasser herangeleitet und abgekühlt von Wildbad Gastein erhält. Einst war es ein verkehrsreicher Ort und die Häuser mit den großen Warenhallen sagen von entschwundener Pracht. Noch mehr aber sagt die Kirche, an der vorn die alten reformatorischen Gegenbilder in Stein gehauen sich finden: die eherne Schlange und Christus am Kreuz, dazu die Inschrift nach lutherischer Bibelübersetzung! . . . „Nun noch den letzten Hang am Berg hinauf! Da rauscht es durch die Abendstille von fern her, es ist der prächtige Wasserfall, der durch Wildbad sich stürzt, die Lichter flimmern aus dem Dunkel, die Pferde eilen den letzten Hang hinauf und hinab, und wir sind am Ziel, in Wildbad Gastein."

Seit Frommel das erste Mal hinaufzog, hat sich Vieles in Gastein — nicht nur der Weg, der jetzt fast bis auf vier Wegstunden ganz mit der Bahn gemacht werden kann — gewiß nicht zu seinen Gunsten verändert. Es ist kein „weltverlornes" Bad mehr, und die Schilderungen, die Frommel an verschiedenen Stellen seiner Bücher*) vom Gasteiner Leben und allem dem, was

*) In Lenz und Herbst (S. 145), Nachtschmetterlinge (S. 1 bis 39), Feldblumen (S. 37 bis 74), Unterwegs (S. 111 bis 136), Sommerfrische (S. 1 bis 44). Ampelschein (S. 100—119), Ernstes und Heiteres (S. 85).

dort zur guten alten Zeit, d. h. in den siebziger Jahren, noch möglich war, das Stück Poesie und Gemüthlichkeit, davon ist in dem „Weltbad" nicht viel mehr zu finden. Das „Badeschloß", in dem Kaiser Wilhelm mit andern Kurgästen zu gleicher Zeit wohnte, hat sein Ansehen gewechselt und ist zum großen Hotel geworden.*)

Das hochgelegene „Bellevue" aber hat sich wenig verändert. Dort hatte Frommel Quartier genommen, unmittelbar am rauschenden Wasserfall, bei dem einzigen Evangelischen Gasteins, der nachmals denn auch die Küsterdienste an der Kapelle versehen hat. Es war der erste evangelische Geistliche, den er seinerseits „von Nahem" gesehen hatte, und Frommel wurde mit großer Freude aufgenommen. Tags darauf ging es herunter zum Bürgermeister, um zu berathen, ob nicht bei dem strömenden Regen, der hereingebrochen, der erste Theil der Einweihungsfeier statt im Freien, in der bis jetzt als Gottesdienststätte benutzten „Wandelbahn" abgehalten werden sollte. Wer sie kennt, dieses „Institut furchtbarsten Ranges erster Klasse", der wird das Urtheil Frommels unterschreiben, daß auf diesen „Wandelbahn-

*) Dort war es, wo die Geschichte vorging, die wohl den meisten Lesern bekannt, aber, da Frommel sie selbst gern und oft erzählte, hier noch einmal stehen mag: „Es lag unten im Erdgeschoß ein kranker Badegast. Es gab Tage in Gastein, wo es mit Kübeln goß und an kein Ausgehen zu denken war. Und doch sollte der hohe Herr sich Bewegung machen. Er benutzte darum die ganze Flucht von Zimmern, um auf- und abzugehen. Als der Kammerdiener den Kaiser nicht mehr promeniren hörte, ging er hinein, um etwas zu bringen. Aber welch Bild entrollte sich ihm! Der Kaiser legte, sich bückend, einen Teppich neben den andern im Schweiße des Angesichts. „Aber Majestät, was thun Sie da, warum lassen Sie mich das nicht thun?" Lächelnd sagte der Kaiser: „Ja, das hab ich nun mal selber gemacht. Da unten wohnt ein schwerkranker Badegast, der zu Bette liegt und nicht schlafen kann. Da habe ich die Teppiche alle zusammengelegt, damit der Mann mich beim Gehen nicht höre, da geht sich's doch leichter, und man macht sich das am besten selbst." — Theodor Fontane hat in einem seiner letzten Romane, „Der Stechlin", Frommel diese Geschichte erzählen lassen; sie war in der That bezeichnend für den herzgewinnenden Sinn des Kaisers, und man darf wohl hinzufügen: Wenn sie nicht dem Kaiser passirt wäre, hätte sie Frommel passiren können, so etwas konnte er auch thun.

gottesdiensten" eine gewisse Armuth, wenn nicht Schmach gelegen. Um so schöner war es, daß das geflügelte Wort vom „Kaiserwetter" diesmal zutraf. Keine Wolke am Himmel am nächsten Tag, der in hellem Sonnenglanz dalag. Die alte katholische Magd von Bellevue konnte sich doch des tiefen Eindrucks nicht erwehren, der liebe Gott halte es im Geheimen mit den Evangelischen. Sie sagte: „Dees is schon merkwürdig, Hochwürden, daß Sie zu Ihrer Kirchweih so a scheenen Sonnenschein haben! Bei uns habens oan Bittgang heit machen wollen, und bei Ihnen is' komm'n ohn oan Bittgang." Auch für Frommel war der Sonnenschein wie ein Gruß aus der Höhe zu dem schönen Werk und wie ein Gruß des fernen kaiserlichen Herrn für sein Kirchlein. Ueber die Feier der Einweihung berichtete er sofort (8. Juli 1872) nach Ems an den Kaiser:

„Ew. Majestät wollen huldvollst gestatten, einen kurzen Bericht über die gestern stattgehabte Einweihung der evangelischen Kapelle zu Gastein entgegenzunehmen.

Nachdem wochenlang Regen und Nebel das Bad und Thal bedeckt, brach am Sonntag die Sonne in lichtestem Glanze durch, unser Fest zu verklären. Es war, als ob unser Herrgott das alte Hohenzollernwetter diesmal von Ems nach Gastein versetzt hätte; allen überraschend kam dieser Sonnenschein als ein freundliches, verheißendes Zeichen von oben. Die Kirche war aufs Festlichste geschmückt mit duftenden Tannenreisern, der Chor mit einer großen Guirlande von Alpenrosen und Edelweiß. Draußen vor der Kapelle Festons von Tannen, die von der Straße zu beiden Seiten hinauf zur Kirche führten. Die Festtheilnehmer hatten sich in der Wandelbahn versammelt, unter ihnen der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, der Geheimrath Wehrmann und viele Katholiken. Die Badekommission, der weltliche Vorstand (der katholische geistliche Herr, den ich eingeladen, hatte abgelehnt) und eine Menge Gasteiner hatten sich kurz vor 11 Uhr eingefunden.

Fräulein Laura Heye, die Stifterin der Kapelle, war aus Bremen herbeigeeilt, um an diesem für sie in besonderem Maße

wichtigen Tage Zeugin der Vollendung eines Werkes zu sein, dem sie in vollster Hingebung gedient.

Vor dem Portale empfing mich der Bürgermeister Dr. Beringer, dessen Freundlichkeit, Umsicht und thatkräftige Hülfe ich nicht genug anzuerkennen vermag, mit den Amts- und Badevorständen und übergab mir im Namen Ew. Majestät und des Hausministeriums die Schlüssel zur Kirche. Mit dem Wunsche, daß diese Kapelle eine Stätte des Trostes, der Erbauung, des Friedens sein möge, öffnete ich die Kirche im Namen des dreieinigen Gottes. Alle waren sichtlich ergriffen von dem schönen, einfachen Schmuck der Kapelle. Sie konnte leider die Menge der Theilnehmer nicht fassen. Ohne Orgel wurde der Gesang: »O heil'ger Geist kehr' bei uns ein« intonirt. Darauf erfolgte nach dem 84. Psalm eine kurze Ansprache, in welcher ich den kurzen Umriß der Geschichte der Kirche gab, den Dank den Gebern, den Thalbewohnern, dem Bürgermeister insonderheit aussprach und die Kapelle ihrem ferneren Schutz befahl.

Danach das Weihegebet über Altar, Kanzel, Orgel, Glocken. Die volle Orgel fiel mit dem Gesang »Nun danket alle Gott« ein. Darauf las ich das allen Konfessionen gemeinsame christliche Glaubensbekenntniß, worauf der zweite Vers von »Nun danket alle Gott« gesungen wurde. Währenddessen ging ich zur Kanzel und hielt vor der weihevollen Gemeinde die Festpredigt über das Wort: »Hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen«, worin ich ausführte, wie wir hier in Wahrheit das Wort: »Hier ist gut sein« aussprechen dürften, weil wir: »*Ueber* uns den Herrn in seiner Schöpfungspracht, *vor* uns den Herrn in seinem Wort und Sakrament, *um* uns die Gemeinschaft Seiner Jünger, *unter* uns die Welt mit ihrem Jammer hätten.«

Es steht mir selbstredend kein Urtheil über die Rede zu, nur so viel darf ich zur Beruhigung Ew. Majestät sagen, daß Evangelische wie Katholiken mir bewegten Herzens dankten und auch nicht der leiseste Mißton durch unser Fest zog.

Nach dem Liede: »Ich bete an die Macht der Liebe« hielt ich das Fürbittengebet, in welchem ich, auf den ersten Gedanken

Ew. Majestät eingehend, in erster Linie für das österreichische Kaiserhaus betete, wie es auch anderwärts im Haag und in Rom geschieht, wo der Landesherr in erster Linie steht.*) Mit dem Vaterunser und Segen schloß die erhebende Feier, die gerade eine Stunde währte.

Möge Ew. Majestät als der Schirmherr — — —"

Hier bricht das Konzept ab, welches Frommel der Gattin statt eines eigenen Berichtes für sie gesandt hatte.

Um das Choralsingen, das ein noch ganz ungeübter (katholischer) Lehrer mit seinem „Schnellzug- und Walzertakt" auf der Orgel eher erschwerte als unterstützte, in Fluß zu bringen, und der „protestantischen Misère", die sich auch hier zeigte, wo jedes „mündige" Gemeindeglied wild seinen Stil sang, etwas aufzuhelfen, bat Frommel am Schluß des Gottesdienstes alle stimmfähigen Mitglieder, sich am Abend in der Kapelle einzufinden, um singen zu lernen. Denn den Kaiser, der am nächsten Sonntag eintreffen sollte, konnte man mit solchem Gesang nicht empfangen.

„Mein Chor", so erzählt Frommel, „hätte sich nicht besser zusammensetzen können. Ein musikalischer General erbot sich, das Oberkommando über die sehr gemischte Truppe zu übernehmen. Unsere Hauptstütze waren eine deutsche Gräfin und zwei Russinnen, die beiden Letzteren der griechischen Kirche angehörend: die eine eine vornehme Dame in den besten Jahren, aber das Haupt dennoch mit schneeweißem Haar bedeckt, die andere, ihre »Milchschwester«, d. h. die Tochter ihrer Amme, die von Jugend

*) Der Kaiser hatte in einer eigenhändigen Randbemerkung zu dem von Frommel eingesandten Entwurf eines Kirchengebetes Folgendes geschrieben: „Meinen besten Dank für diese lieben Zeilen. Ich bin mit der Anlage einverstanden, glaube aber, daß die angestrichene Stelle wohl nur für Geistliche aus dem Deutschen Reiche vorgeschrieben werden kann, da ein österreichischer evangelischer Geistlicher schwerlich diese Stelle beten würde; dies müßte in einer passenden Art irgendwie in der Regelung des Kapellen-Gottesdienstes verzeichnet werden; auch könnte den österreichischen Predigern gestattet werden, das Gebet für ihren Kaiser und dessen Familie vor dem für den Deutschen Kaiser zu sprechen. Babelsberg, den 14. Juni 1872. Wilhelm."

auf ihre Gefährtin war, Dienerin und Freundin, ihre »Maschinka«. Gräfin Clara*), die Deutsche, erlernte schnell das Orgelspiel und sang auch einen guten Alt. Endlich entwickelte sich auch ein mäßiger Tenor aus einem ostpreußischen Gutsbesitzer heraus, der nur leider keine Baßnoten lesen konnte (vorerst mußte nämlich Alles aus den Partituren gelesen werden). Ich mußte fürs Erste den Baß übernehmen und die Noten für den Tenoristen umschreiben. So war für das Quartett gesorgt. Wir übten einen Psalm, dann die Liturgie und einige Choräle. So konnten wir siegesfroh den Kaiser erwarten."

Und er kam. Als der Wagen an der Kapelle vorüberfuhr, läutete das Glöcklein; Frommel hatte den Küster dazu hinbestellt. „Es war ein erster, lieber Gruß", sagte der hohe Herr später, „den mir die Kapelle gebracht." Der Kaiser in Gastein! Frommel hat dies Kapitel mit so lebendigen Farben und so viel schönen, kleinen Zügen geschildert, daß es hier nur gelten könnte, Alles abzudrucken, was er darüber gesagt; besser, der Leser dieser Blätter schlägt selbst einmal oder nochmals die Büchlein alle nach und läßt sich von ihm erzählen, wie nur er erzählen konnte.

Frommel war nur mit dem Auftrag, den Gottesdienst zu versehen, nach Gastein gesandt; aber er war auch hier so wenig wie in Karlsbad der Mann dazu, sich vor der Welt ein- und abzuschließen. Von selbst und ungesucht erstanden ihm aus Predigt und Bibelstunde Aufgaben der Seelsorge; man suchte ihn auf und lud ihn ein. Bald war er mit den Insassen des luftigen „Bellevue" und der umliegenden Pensionen gut Freund. Allabendlich kamen sie nach dem Essen zusammen, wohl auch schon zum Kaffee, und täglich tauchten aus den anderen Hotels und Logirhäusern neue Gesichter auf, die begierig waren, auch einmal den menschenfreundlichen Hofprediger zu sehen und kennen zu lernen. Hatte er doch vom lieben Gott, wie er selbst einmal schreibt, „so ein Stück verbindenden Talentes" mitbekommen, die

*) Die unlängst in Potsdam verstorbene und allverehrte Gräfin Clara v. Bassewitz.

Leute unter einen Hut zu bringen, die sich sonst vielleicht vorsichtig aus dem Wege gingen. Wie überall, so trug er auch hier die Hauptkosten der Unterhaltung, aber wie Wenige verstand er es doch auch, Andern die Zunge zu lösen, und so manches scheue oder „maulfaule" Menschenkind zu ermuntern, etwas Selbsterlebtes vom Tage oder aus der Vergangenheit zu Nutz und Frommen des Ganzen mitzutheilen. Wer das „Ehrungsbuch" (Fremdenbuch) des „Café Bellevue" aufschlägt, findet allerhand Erinnerungen an solche Frommel-Abende. Er selbst versäumte es nie, beim Abschied seinen Wirthen einen guten Vers und Wunsch nachzurufen. Das erste Gedicht, das zugleich als Schenkungsurkunde des Buches diente, mag hier die Freunde von „Alt-Gastein" grüßen, und zwar in seiner authentischen Gestalt, wie es mit den Versfüßen fröhlich über Berg und Thal hinwegsetzt:

„Ein Ehrungsbuch für Bellevue,
Sowas sah man bis jetzt noch nie,
Darin ein braver Wandersmann
Ein Wort zum Abschied sagen kann;
Wie's ihm gefiel, wie's ihm bekommen,
Ob ab-, ob zu- er hab' genommen,
Und ob die güt'ge Wasserfee
Ihm heilt' den Leib und Herzensweh.
Man trank nur Kaffee, aß den Kipfel,
Besah der Bäume hohe Wipfel,
Schwang in Gedanken wie ein Vogel
Sich hoch hinauf zu jedem Kogel;
Am Mittwoch und am Samstag dann
Hört man die Kurmusik sich an,
Damit für ihren schweren Gulden
Die Musici Einem nichts mehr schulden.
Doch daß man hier im Glashaus schwitzt
Und abends froh beisammensitzt,
Und Jedes sagt von seinem Gang,
Wie Das und Jenes ihm gelang,
Wie er ums Haar den Ankogel bestiegen
Und wie er sah die Adler fliegen,
Wie Jener sich wollt' die Welt beschau'n,
Und ihn der Kutscher übers Ohr gehau'n.

Daß Einer sagt von Islands Höh'n,
Wie er die Feuer dort gesehn,
Wie Schlamm und Schwefel und herrliche See'n
Und grausige Klüfte entsteh'n und vergeh'n,
Der Andere von Afrika,
Wie er gewesen mehrmals da;
Der Dritte auch von Bukarest,
Dem herrlichen Rumänennest,
Der Vierte auch erzählt sogleich
'nen tapf'ren biedern Schwabenstreich,
Daß abends in der Bellevue
Waltet mit Vorsicht die Marie*)
Und Joseph**) schlau im Hintergrund
Schon fragt nach »gnäd'ger Badestund'«;
Davon hört man noch nicht die Mähr,
Wie schön es auf Bellevueen wär;
Kein Gast bisher thät schriftlich loben
Wie gut er hierorts aufgehoben,
Wie gut Frau Danzel***) und Frau Rummel
Verpflegten den Kranken und auch den Bummel,
Der hier als müder Wandersmann
Genoß die Blume Enzian,
Und wie Herr Rummel, der bied're Bayer,
Versichert, »'s ist alles gar nicht teier«,
Dies Alles muß nun hier hinein,
Die lautre Wahrheit, nirgends Schein!
Ja, drunten lebt man nur als Vieh,
Als Mensch allein auf Bellevue,
Denn drunten, da wird abgeschlacht',
Und Haut und Wurst und Dampf gemacht,
Der Gambsbock wird dort abgezogen,
Von Zahl- und andern Kellnern wird man betrogen,
Hier oben allein auf Bergeshöh'n
Ist Reinheit und Wahrheit herrlich zu seh'n,
Dort unten Realitäten,†) hier Poesie,
Hoch lebe unsere Bellevue!"

2. August 1879. (Zwei-Kaisertag.)

*) Marie, die Kellnerin.

**) Joseph, der Hausdiener.

***) Frau Danzel, Mutter der Wirthin.

†) „Realitäten", österreichischer Ausdruck für die mancherlei in den Bädern feilgebotenen Kurzwaaren.

Für Frommel waren namentlich die ersten Gasteiner Aufenthalte bei aller Arbeit Tage geistiger und leiblicher Erquickung; später machte ihm auch hier wie in Berlin sein lästiges Nierenleiden zu schaffen, um so mehr als auch in Gastein die Anforderungen an den Seelsorger von Jahr zu Jahr wuchsen, das Bad immer bekannter wurde und neben dem frommen und unfrommen „heigh life“ und vielen „Kaiserjägern“, d. h. solchen, die aus Neugier kamen, den Kaiser zu sehen, und dem armen Monarchen überall nachstellten, auch eine Menge suchender und trostbedürftiger Menschen sich zu ihrem Gasteiner Aufenthalt gerade die Zeit auszusuchen schienen, wo Frommel oben war. Ein wundersames Stück Seelsorge aus dem Einweihungsjahr der Kapelle hat Frommel im „Lenz und Herbst“ erzählt. Es ist nur ein Beispiel dafür, wie es ihm selbstverständlich war, das Schöne daranzugeben, wenn man einem Menschen etwas Gutes thun kann.

Ein großer Herr trat eines Tages zu ihm ins Zimmer und begehrte Frommel allein zu sprechen. „Die brennenden Augen“, so erzählt er selbst, „und die fieberhaften Hände ließen mich wohl ahnen, daß der arme Mann krank sei. Das Reden wurde ihm schwer, um so mehr, als er nicht völlig des Deutschen mächtig war. Nach langer Zeit brachte ich heraus, »daß er durch Unglück sein Vermögen verloren habe und seit dieser Zeit keinen Schlaf mehr finden könne. Das Schlimmste aber sei, daß alle Abende von sechs bis neun Uhr eine namenlose Angst ihn überfalle, die hier erst recht unerträglich geworden. Es ziehe ihn mit dämonischer Gewalt hinauf zu der Schreckbrücke, wo der gewaltige Wasserfall seine wilden Wogen ins Thal hinabsendet, sich dort hinabzustürzen. Ob ich ihm nicht die Liebe thun wolle, die drei Stunden abends bei ihm zu bleiben, bis die Angst vorüber sei? Er bäte mich, nicht zu reden, sondern nur stille neben ihm zu sitzen; in der Kirche sei er am vorigen Sonntag gewesen, und wiewohl er nicht meiner Konfession sei, habe er doch das Zutrauen zu mir gewonnen, ich würde ihm diese Bitte nicht abschlagen.« Das war der langen Rede kurzer Sinn. Gerade

die Abendstunden waren zumeist herrlich, und kein kleines Opfer war es, sie hinzugeben. Aber ich dachte doch: ein paar Stunden opfern für einen Menschen ist mehr als Sonnenuntergang sehen. So blieb ich denn Tag für Tag bei ihm: schweigend saßen wir nebeneinander, nur dann und wann ließ ich ein Wörtlein fallen. Gegen das Ende der drei Wochen wurde er ruhiger, die angstvolle Stunde verlor sich zusehends und wurde kürzer. Da war seine Zeit um — wir schieden wie Brüder, und schweigend küßte er mir die Hand. Lange Jahre kam zu Neujahr noch ein Brief voll Dankes, und dann blieb er aus. Er ist heimgegangen, der Sohn der ungarischen Pußta, ich hoffe in Frieden. So denke ich, war's doch auch »ein Stücklein Seelsorge ohne Wort«."

Was Frommel jener buntgemischten Gemeinde, seinem Kaiser an der Spitze, sein durfte in der Reihe von Jahren, die er oben Gottesdienst gehalten, was ihm an Freude und Enttäuschung, an Gedanken und Sorgen in den Bergen kam, das mögen die nachfolgenden Briefe sagen. Sie bedürfen keiner Erläuterung und sollen dieses Kapitel abschließen.

Aus einem Briefe an Max Frommel, auf der Rückkehr von Gastein.

„München, Mariä Himmelfahrt 1873.

So bin ich denn aus den herrlichen Bergen wieder hinab ins Flache. Schön geputzte Leute gehen auf der Straße zur Kirche, Alles ist im Sonnenglanz. Vor mir liegt Berlin und mein Heim. Wie mir's doch so lange wird! Hier überall Paar an Paar, nur ich allein im großen Hotel, wie tauchen da die Tage mit Dir wieder auf.*)

Mit Gastein schließt sich eine für mich bedeutsame Epoche ab. Ich glaube nicht vergeblich dagewesen zu sein, schon um etlicher Leute willen. Es war die mannigfaltigste Thätigkeit unter den verschiedensten Menschenkindern; es will mir fast scheinen, als hätte ich eine Anlage zum Badeprediger! Sind wir doch beide nicht aufs Genießen angelegt, noch auf die Ruhe des

*) Die Brüder hatten sich auf Frommels Hinreise in München getroffen.

Faulthiers, sondern neue Anregung, neue Berührung mit anderen Lebenskreisen, das ist's, was wir brauchen, freilich inmitten einer Natur, die dem Menschen das Herz öffnet.

Ich habe hier einen kleinen Sängerchor errichtet, der vorigen Sonntag ganz hübsch sang. Ich predigte über 1. Kor. 13. Die Kirche war gefüllt mit Tirolern und Badegästen. Unser Gottesdienst zieht die Leute mächtig an, da er ihnen neu und unerwartet ist, es geht doch Allen das Herz auf in dieser Natur. Aber auf die Länge ist's mir doch hier oben einsam, so schön und großartig es auch ist.

Der theure Kaiser war überaus freundlich; bei der Ankunft reichte er mir aus allen Andern heraus die Hand, schüttelte sie treuherzig und sagte: »Das ist ja schön, daß Sie noch da sind, da höre ich Sie noch.« Er befahl mich dann zur Audienz, und ich blieb ¾ Stunden bei ihm. Er fragte nach Manchem eingehend, auch wie ich die Predigt mache, ob ich sie lernen müsse. Am Sonntag predigte ich dann. Der Kaiser lud mich zur Tafel, dort gab er mir wiederholt die Hand und sagte: »Das waren goldene Worte, die Sie sprachen, die soll man sich alle ins Herz schreiben.« Er freute sich, daß ich in die Kapelle die Leute verschiedenster Konfession hineingepredigt, daß dort im Chor Katholiken, Griechen und Protestanten sangen, kurz, daß es eine internationale Kirche war.

Am 27. August ging der Kaiser. Er nahm mich an der Hand, zog mich freundlich an sich und führte mich ein ganzes Stück mit. Er dankte mir für die Predigten, sagte, ich hätte ihm das ganze Herz genommen und alle Saiten bei ihm angeschlagen, er werde es nie vergessen. Ach, noch so Manches, was er mir gesagt, hat mich tief bewegt; es war köstlich, und ich konnte ihm nur mit Thränen nachsehen."

An die Gattin.

„Gastein, 15. August 1874.

Nun muß ich morgen zweimal predigen und muß mich zusammennehmen vor den vielen Theologen, die hier sind, denn

Du weißt ja, Keiner ist kritischer als sie, und das stört mich oft in der Predigt. Aber es ist ja gut und eine heilsame Zucht für mich.*) Auch sonst wird die Gesellschaft immer dichter und viele liebe alte Gesichter darunter: »Junges Laub und welkes Hoffen — treulich bringt es jedes Jahr.« Dabei muß ich aber die Leute zusammenbinden helfen. Man lernt die Menschen fassen, wo man sie haben kann und wo sie die geschliffene Seite haben, das trägt viel zur Liebe und zum Verständniß bei. Ach, wollten wir doch mehr Gutes bei den Menschen voraussetzen. Das sage Dir auch und ärgere Dich nicht. »Hab als e bissel Erbarmen mit die Leut'.« Müssen wir nicht in der Welt eben oft Kanäle und Blitzableiter sein?

Am letzten Sonntag predigte ich vor dem Kaiser über den 23. Psalm. Ich sprach von Davids Lebensgang, und wie auf

*) Daß Frommel sich vor den theologischen Koryphäen nicht zu fürchten brauchte, zeigen des Jenenser Professors v. Hase Bemerkungen über Frommels Predigten und Persönlichkeit. Er sagt von ihm („Annalen meines Lebens", herausgegeben von Karl Alfred v. Hase, S. 255) in einem Brief an Frau v. Hase: „Hofprediger Frommel hier ist mir sehr lieb geworden. Ich habe zwei Predigten von ihm gehört, über den reichen Jüngling und über das Vaterunser, so mild und christlich und so geistvoll; nur Gestikulation ungewohnt heftig, fast wie italienische Redner. Dazu die Schriften fürs Volk aus seiner »Hausapotheke« und das »Heinerle« habe ich mit großer Lust gelesen. Der Kaiser hat einen guten Geschmack, wenn er sich den zum Lieblingsprediger erkor." (Bad Gastein, 25. August 1873.)

Dann, am 30. August 1874 („Annalen", S. 259): „Frommel hob heute vor acht Tagen seine Predigt an: »Was ist das Menschenleben? Einige sagen: das Leben ist ein Traum, Andere ein Schauspiel, Andere ein Kampf.« Jedem sein Recht gebend, hat er dann die Bedeutung einer Pilgerfahrt mit dem zweifachen Heim ausgeführt für die meist aus Fremden bestehende Gemeinde. Es war vielleicht das Aeußerste seiner schwunghaften, geistvollen Manier. In ihm ist das Zweifache: künstlerische und religiöse Naturanlage. Er erzählte mir neulich auf einem Abendspaziergang seine Familiengeschichte, darin auch Beides, und wie die religiöse Anlage in ihrer Mächtigkeit doch auch viel bittere Verschränkung und Spaltung angerichtet hat. (Er läßt Dich freundlichst grüßen.) Meist mit Frommel habe ich theils in einem aristokratischen Kreis verkehrt, theils mit hochgläubigen Lutheranern zusammengelebt und mich nicht schlecht dabei befunden."

dem Thron der Herr erst recht sein Hirte geworden. Da, wo es einsam ist und die Stürme heftiger gehen, da bedarf man um so mehr der Hut des Hirten. Die Erfahrung: »Dein Stecken und Stab trösten mich im finstern Thal« ist eine seltene Blume, die am Abgrund wächst wie das Edelweiß. Aber es sind köstliche tiefe Dinge, die erlitten und erstritten sein wollen."

An dieselbe. (4. September 1874):

„So schreibe ich Dir denn noch einmal, diesmal ausführlicher, weil es wohl der letzte größere Brief sein wird, und dann das Aussprechen von Auge zu Auge. Wie ich mich darauf freue!

Also Dein geliebter, gefeierter Mann — ja Du könntest ja eifersüchtig werden, wenn Du's nicht lange schon aufgegeben hättest! Aber Du weißt, die Liebe beugt mich mehr als aller Zorn, und von unserer Freundin L., die neulich nur ein kurzes, kühles Wort an ihres Bruders Brief fügte, ist es ein sehr verkehrtes Manöver, mich auf diese Art von meiner Schreibfaulheit heilen zu wollen.

Die Liebe opfert, die Freundschaft fordert, das ist der Unterschied zwischen Dir und ihr. — Drum sei also zufrieden, liebe Seele!

Der alte Schöning*) und der alte Hase, die beiden ehrwürdigen Gestalten in unserm Kreise, die Erbkamms, der echte Berliner, dem das Pech folgt, die lieben Badstübners,**) der helle Sonnenschein der Liebe, die Excellenzen Patows, dann eine neue nordische Excellenz v. Eisendecher, Bismarcks Freundin, mit einer Tochter (die Mutter wie Hekuba, Priamos' Gemahlin, witzig, gescheut, das Töchterlein trotz ihrer 22 Jahre noch kindlich zu nennen), im Hintergrunde mehrere Barone, glückliche und unglückliche — kurz, ein buntes Leben!

Ich habe dann gepredigt über die Pilgrimschaft der Christen:***) Ihr Pilgerziel, ihr Pilgersinn, ihr Pilgergang.

*) Geheimer Kämmerer und Freund Friedrich Wilhelms IV.

**) Baumeister in Berlin.

***) Vergl. Anm. S. 256.

Dann vorigen Sonntag über die Liebe. Von allen Seiten werde ich aufgefordert, die Predigt abzuschreiben; ja, welche Zumuthung, hier wo der Mensch kaum zu sich selbst kommt!

Viel angefochtene Seelen zwischendrin — unter den Kranken, denen es gilt Muth zuzureden, wo er Einem selbst oft fehlt! Auch die Einsamkeit hat ihre Anfechtung, und ist es mir lieb, Karl hier zu haben. Er springt wie ein Gamsbock auf die Berge und sieht verbrannt aus.

Welche Herzensfreude war aber der Tag mit Ludwig Richter!*) Ist das ein prächtiger Mensch! Er war ganz hingenommen von meiner armen Predigt und kam, mir zu danken. Wie viel sprachen wir bis in den innersten Grund, und welche Kindesseele voll Lieb und Friede! Er kann wenig oder nichts thun und feiert nun. Ich erzählte ihm viel von Dir, er bat uns, doch nach Dresden zu kommen, ihn aufzusuchen. Das wollen wir thun und müßten wir besonders dahin reisen. Solche Leute sind nur einmal in der Welt. Nicht wahr!

Ach, wie Vieles wäre noch zu sagen, zu erzählen, aber es läuft das Wort und der Gedanke der Feder durch. Ich komme hier zu so wenig, die Tage sind so herrlich, wir haben eine Hitze von 26 Grad, der Himmel ewig blau, die Berge in einer Pracht, wie ich sie nie sah, die Nacht so hoheitsvoll — oft zum Heimfliegen.

Morgen predige ich über den 19. Psalm. Denke meiner. Ich will die Predigt schreiben und Dir schenken.

Die Abschiedsgrüße von Pastor Kraft und das Gedicht, das ich Hase machte, bekommst Du noch. — So lebe denn wohl — nun fliegen noch Grüße zu Dir, Postkarten — bis ich Dir sagen kann, wie innig Du mir gefehlt, mir nahe warst und ich Dich liebe. Schreibe mir bald, bis zum 14. bin ich noch hier!

In ewiger Liebe

Dein Emil."

*) Der Maler. Vergl. „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers", herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt a. M. Johannes Abt.

An dieselbe (23. August 1876):

„Köstliches habe ich vom Könige erfahren, das ich aber nicht dem Papier anvertrauen darf. Aber mündlich will ich Dir sagen, wie treu er zur Sache des Evangeliums steht. Ich bin wahrhaft erbaut und erquickt davon. Ich weiß seine Seele richtig stehend vor seinem Gott, und das ist mir genug.*)

Ach, hätte ich Dich nur bei mir, daß ich nicht so einsam wäre bei meinen Schmerzen. Es wird mir diesmal schwer und sauer, trotz der lieben Menschen die da sind."

An Schwester Laura (Fräulein Laura Heye):

„Gastein, August 1876.

Der Kaiser hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, wie dankbar er Ihnen sei, daß er sich hier in dem Gasteiner Kirchlein erbauen dürfe und ihm jedesmal bei seinem Kommen die Kapelle ein trauter, lieber Ort sei. Er sprach es so innig aus, daß ich glaube, es Ihnen nicht verschweigen zu dürfen.

Ich habe diesmal mit mehreren Kranken innerlich so Manches durchgemacht, was mich außer der heißen Sirokkoluft matt machte. Daß ich das erste evangelische Kindlein getauft seit 146 Jahren, haben Sie wohl gehört. Es war ergreifend. Ich habe dann vor unserm lieben Kaiser gepredigt über den 19. Psalm: Das Tedeum des alten Bundes, mit seinem Gloria aus der Natur, mit seinem Sanctus aus der Schrift, mit seinem Kyrie eleison aus dem Menschenherzen. — Dann über die unvergängliche Jugend nach 2. Cor. 4, über die Liebe 1. Cor. 13, über Joh. 21: Herr, wie du willst, wann du willst, weil du willst! Dann über Röm. 12 — etliche Hausregeln des Apostels: Für die

*) Frommel hat die damals mit dem Kaiser gehabte Unterredung für die Seinen nachträglich aufgezeichnet. Sie begann mit einer offenen Aussprache des Kaiserlichen Herrn über sein Verhältniß zur Kaiserin Augusta und zu der ihm einst verlobten Prinzessin Radziwill. Ihr verdanke er es, so führte der Kaiser aus, daß er in jungen Jahren zum Glauben gekommen sei. Mehr von dieser Unterhaltung mitzutheilen, würde nicht in Frommels Sinne sein.

Hauskirche, für die Hausarbeit, für das Hauskreuz, für den Hausumgang.

Ja, dort strömen mir die Bilder zu, und unser lieber Kaiser wollte sie immer wieder hören. Ich eile nun zum Schwarzwald, die Meinen zu holen."

An die Gattin (August 1878):

„Eben in der Audienz beim theuren Kaiser. Gastein scheint auch diesmal seine Wunder zu thun. Aber welche Größe auch, mit der diese Königsseele die Schmach trägt, die man ihm angethan!*)

Gleich am Abend meiner Ankunft wurde ich zu einem sterbenden Grafen gerufen, der nur französisch konnte — also todmüde wie ich war, französisch sprechen und — beten, das war mir doch schwer, ist es doch, als ob der liebe Gott nur deutsch verstünde.

Ich ging denn auch sogleich mich einschreiben, und eben, im Vorzimmer kommt der Kaiser, grüßte mich sehr freundlich und sprach seinen herzlichsten Glückwunsch aus zu unserer silbernen Hochzeit. Er sieht prächtig aus, ist ganz der Alte, heiter und die Hand kann er bewegen, hat auch seinen Namen unterschrieben mit der rechten Hand. Am Abend kam eine Deputation aus Steiermark, liebe Bauern einer blutarmen evangelischen Gemeinde, die eine Unterstützung haben wollte vom Kaiser. Ich nahm die Bittschrift, hatte lange Audienz beim Kaiser, da sprachen wir viel. Der Kaiser war sehr ernst und manchmal sehr lebendig, besonders bei den kirchlichen Dingen. Doch davon lieber mündlich.

Ich hatte noch viele Besuche zu machen, auch bei Bismarck; aber das Alles ermüdete mich sehr, und mußte mich Sonnabend schon 8 Uhr zu Bette legen und studirte da meine Predigt und predigte dann gestern. Ich mußte den 1. Tenor!! mitsingen bei dem Psalm: »Der Herr ist mein Hirte.« Du kannst Dir schon vorstellen, wie das war! Aber es ging. Ich glaube, es ist mir

*) Die Attentate; s. oben S. 190.

auch in der Predigt gut gegangen. Ich kollektirte für meine Steiermärker, und am Nachmittag sandte mir der Kaiser dreitausend Mark für sie. Ich ging hinab zu den Leuten, die hatten auf 100 Gulden gerechnet. — Als ich es ihnen sagte, brachen sie beide in Thränen aus und gingen ans Fenster und weinten sich satt.

So habe ich das Eine thun müssen, dieser armen Gemeinde helfen, und wenn ich wegen Nichts hier wäre, so wäre es schon um deswillen Fügung Gottes, denn menschlich geredet, ohne mich hätten sie es nicht bekommen. Du glaubst nicht, mit welchem Gefühl ich des Abends zu Bette ging."

An dieselbe (August 1880):

„Hier mehrt sich die Menschheit zusehends, und ich kann nicht mehr mich in der Stille halten. So muß ich leider wieder des Nachts arbeiten, um fertig zu werden, und habe die Weihnachtsbilder für die Christoterpe geschrieben. — Es gilt auch hier, Seelsorge treiben, bis die Leute sich auf eigne Füße stellen und sich selber helfen können. Man hält sich eben zunächst an die menschliche Vermittlung, an den Pfahl, an dem die Rebe sich schlingt, ach, wie hier so Viele thun. Du weißt, daß mein seelischer Mensch nichts Abstoßendes hat, so sind sie zunächst zur Persönlichkeit gezogen, bis sie den Herrn erkennen. Ich muß hin und wieder eine ganze Lebensgeschichte durchmachen und durchleben mit Andern. Aber das macht mein Leben auch reich, wenngleich Vieles in der Tiefe bleibt und nur die Frucht davon oben sichtbar wird. Wie Vieles liegt so in mir wie eine große versunkene Welt! — Thorheit, Sünde, Nacht, Jammer und Sehnsucht von Menschenkindern, die keinen Heiland haben! —

Nun denn, es ist hier prachtvolles Wetter, herrlich frisch, wunderbarster Sonnen- und Mondschein, schön wie am ersten Tag; ich habe Gastein kaum so schön noch gesehen. Ich selbst bin wohler und fieberfrei. Ich will nicht triumphiren, desto mehr aber danken. Und so komme ich auch wieder hinweg über die Anfechtungen, die eben auch nicht ausbleiben. Soviel vom inneren

Leben. Am 1. September hoffe ich wieder bei Dir zu sein. Ich gehe nun nach Gaishorn*) zur Einweihung der Kirche am 15.; habe noch ordentlich dafür gebettelt."

An eine Freundin.**)

„Gastein, 10. August 1881.

Eben habe ich die vielen Briefe, die ich nach Gastein empfangen, im Kachelofen verbrannt, auch Ihre kamen daran zur Leichenverbrennung. Sinnend habe ich ihnen allen nachgeschaut, wie sie den Schornstein hinaufloderten! So schließt denn immer eine Entwicklung nach der andern ab. Mein Leben rundet sich immer so ab, daß ich auf ganz geschlossene Partien schaue wie Gruppen in einem Park, die zu einander in loser Beziehung stehen, und wo sich nur so ein Fußweg von einer zur andern Partie hinüberschlingt, auf denen der Gärtner von Zeit zu Zeit geht, sich an dem Wachsthum freuend, nachhelfend, das Todte wegschneidend, wohl auch eine Blüthe pflückend, aber doch im Ganzen dem Thau, Regen und Sonnenschein von oben seine kräftigen Bäume überlassend.

So liegt auch solch Aufenthalt in Gastein immer hinter mir. Jedes Mal dort hat seine besondere Signatur und Aufgabe, und ich müßte eigentlich einmal ein Tagebuch von Gastein schreiben, weil es eine Welt ganz für sich ist. Ich bin dort in eine so ganz internationale Umgebung gestellt, mit so ganz andern Anschauungen und Bedürfnissen als die in Berlin, und nach dieser Seite ist es wohl auch gut, daß ich herauskomme und nicht zu »soldatisch« und martial als Soldatenpfarrer werde!

Ach, nun kommt aber auch das »Aber« hintendran! Gastein zerreißt mich, statt mich zu sammeln, und die in den Bergen wandelnde Menschheit nimmt mir oft den Genuß an der herrlichen großen Natur, weil ich immer aus den Bergen das Echo des weinenden Menschenherzens höre. So komme ich eigentlich aus der Wehmuth nicht heraus, und die seufzende Kreatur nach Röm. 8

*) Vergl. Bd. III, „Briefe aus Amt und Haus", S. 106.

**) Vergl. Bd. III, „Briefe aus Amt und Haus", S. 83 bis 87, 93 ff.

klingt mir aus Gastein und Quelle entgegen. Die Natur da draußen ist eben die große Taubstumme, der erst der Herr den Finger ans Ohr und in den Mund legen muß und drüber sein Hephata rufen, bis sie selbst zu uns spricht und im Vergänglichen das Unvergängliche zeigt. Wenn nun aber gar der Leib solche seufzende Kreatur ist und nicht dem Geist pariren will, so können Sie sich recht denken, daß für mich da oben wenig Erquickung ist. Mein Hang zum Träumen gewinnt dort zu viel Nahrung, und so steige ich eigentlich gern wieder herunter. Ich weiß nicht, ich war innerlich so ermüdet, daß ich noch nicht wagte, zu meinem lieben Senior hinaufzusteigen in Steiermarks Bergen.

Nicht wahr, Sie verstehen, was mir die sogenannte »Gesellschaft« hier ist. Diese Welt im Kirchenstil, mit dem nichtsdurchbohrenden Bewußtsein, im Leben nichts geleistet zu haben, als eben seinen Geburtsschein zu besitzen, und doch so gefährlich in ihrem Einfluß auf schwankende Seelen! So gab es eine junge adlige Holländerin, ein interessantes, aber verzogenes Kind, unzufrieden mit Gott und der Welt. Ich dachte sie durch Wort und Predigt zu beeinflussen, ihr den Centralblick in eine höhere Welt zu öffnen. Sie hörte gern zu und verstand, daß es doch etwas Besseres giebt, aber der »Gesellschaft« kann sie sich nicht entziehen — fort ging's in den Strudel von einer Nacht zur andern, alle höheren Eindrücke zerstört, sie kehrte oberflächlicher heim, als sie gekommen! —

Daneben habe ich auch konfirmirt. Ein junger Mann, auch Holländer, der in der Welt herumgestoßen war, Vater und Mutter verloren, wurde durch die Abendmahlsfeier in der Kapelle so bewegt, daß er sich sehnte, konfirmirt zu werden, um auch theilnehmen zu können. So habe ich ihn wochenlang unterrichtet und ihn dann eingesegnet über dem Wort: »Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.« Es war eine ernste, ergreifende Feier!

So ging mein Leben in Arbeit und Sorge, in Freude und Enttäuschung, in Schwachheit und Trost, in Sonnenschein und wieder Kälte bis zum Einheizen!

Was ich gepredigt, wissen Sie, die beiliegenden Briefe bringen Ihnen ein Stück meines Seins da oben, und so sind Sie einigermaßen orientirt."

An die Gattin.

„Gastein, 7. August.

Was ich hier Tiefes erlebte, — ich kann es nicht sagen — aber ich weiß, warum ich herauf mußte. Ich habe einen tiefen, majestätischen Eindruck von der Herrlichkeit und Gnade des Herrn Jesu empfangen. So komme ich an Dein Herz, das treueste in dieser Welt mit alter und neuer Liebe. Deine Briefe waren mir wie eine ausgeschüttete Salbe voll Duft eines zerbrochenen, aber durch die Gnade getrösteten Herzens. Es geht der Heimath zu, geliebtes Kind, das zeigt die Stille und das Ausreifen an uns Beiden."

An dieselbe (ohne Datum):

„Gestern predigte ich in großer Angst, aber der Herr half mir, wie denn Seine Güte mit mir ist; es dankten mir Viele bewegten Herzens. — Ich weiß es nicht. Alles gehört ja dem Herrn, will Er mich irgend Einem zum Segen setzen, so liegt's bei Ihm. Aber all das Erleben, Durchleben macht auch matt und müde, und ich sehne mich heraus aus diesen Banden und Fesseln. Schließlich ist's am Ende einerlei, wer hier oben predigt, wenn's nur Gottes Wort ist. Ich bin so kurirt von allen schönen Worten der Menschen und möchte am liebsten den Bauern predigen.

Ich kann Kingsley so gut verstehen, der bei den Bauern blieb und für die ganze Welt wirkte."

An dieselbe:

„Gastein, Anfang Juli 1882.

Es ist so kalt jetzt hier, und ich friere zusammen — wüßte ich nicht, daß es mein Amt und Pflicht wäre, hier zu sein, und daß es bald ein Ende nimmt, ich flöge davon. Aber ich kann nicht gleich zurück nach Berlin, ich bin zu kaput da oben geworden.

Wer kann sich den Leuten entziehen, die nach dem Worte hungern? Ich habe doch hier auch manch netten Menschen kennen gelernt, auch da und dort Begegnungen aus alter Zeit. Mein Herz ist doch noch zu jung, als daß es sich abschließen könnte und nicht Jedem wieder die Hand reichen, der sich mir naht und der Hülfe bedarf.

Und doch, es kommt so oft die Wehmuth herein, so wenig Stille zu haben, und da ist mir die Predigt immer wieder die Hülfe, die mich ins Innere treibt.

Ich wollte morgen predigen über die Stimmen der Natur ans Menschenherz. Matth. 6. 1. »Sammelt euch nicht Schätze auf Erden; 2. Sorget nicht; 3. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.«

Das Erste gegen die zerstörenden Mächte in der Erde »Rost, Motten und Diebe«, das Zweite gegen die sorgende Liebe auf der Erde — sehet die Vögel unter dem Himmel, das Dritte den Blick hinauf zum Himmel über der Erde.

Was meinst Du dazu? Hier, wo so Viele ihren Schwerpunkt nach unten haben?"

An dieselbe.

„Wald in Steiermark, 14. August 1882.

Seit sechs Wochen, seit ich von Dir gegangen, zum ersten Male mit mir allein, im Coupé durch die großartige Gegend von Salzburg hierher fahrend bis ins abgelegene waldige Thal. Von der Station aus noch per Wägelein über Berg und Thal bis Wald. Gestern dann ein herrlicher Tag! Des Morgens früh 8 Uhr kamen die Leute in steierischer Tracht von den Bergen herunter; frische, kräftige Gestalten, in grünen Strümpfen und Lederhosen. Der Gesang ertönte, waldmäßig und kräftig. Ich predigte mit Lust und Freude.

Wie danke ich Dir, daß Du mich aufgemuntert zum Gehen! Dein Wort hat's eigentlich entschieden. Du hättest die Freude der Leute sehen sollen. Vielen standen die Thränen in den Augen, wo sie mich nur sahen. Alle wollten mir die Hand küssen.

Nachmittags fuhren wir zwei Meilen nach Gaishorn,*) wo ich um 3 Uhr predigte. Die Kirche war ganz voll, und prächtige Leute. Es ist die Gemeinde, deren Kirche gebaut worden. Nun, es war ein Tag in Elim unter Wasserbrunnen und Palmen, den ich nicht vergessen werde."

An eine Freundin:

„Berlin, 30. September 1884.

Nun endlich nehme ich wieder einen großen Bogen mit blauen Linien, so wenig blau es über mir ist. Sie haben durch Ihre Geduld ein Recht darauf, und es muß wieder für lange vorhalten, denn nun kommt die Zeit des Winterfeldzuges, wo ich oft schon als Invalide ins Feld gehe!

Sie wollen also keinen Brief im Predigtstil, sondern einmal Ihren Freund gründlich plaudern hören. Also denn:

Es ging nach Gastein schweren Herzens, denn da ist so Vieles, was ich nicht gut vertragen kann, schon daß aus dem früheren stillen primitiven Gastein nun ein Zwitterding zwischen Badeleben und eleganter Sommerfrische geworden, voll von Menschen, die das Geheimniß der vornehmen Welt hierher tragen; sie verstehen, sich mit Enthusiasmus und Anstand zu langweilen! Aber Sie wissen, weshalb ich trotz alledem dorthin muß, und das söhnt mich aus: Es ist Gottes Ruf! und irgend ein Mensch wird wohl wieder dort sein, um dessentwillen ich hinauf muß! So sagte ich mir, als ich contre coeur meinen Koffer packte, um abzufahren. Ich wäre so gern daheim geblieben, hätte still einmal mit meiner Frau 14 Tage gelebt, wie in der ersten Zeit unserer Ehe, ohne Kinder, nur uns selbst gehörend! Aber es sollte nicht sein.

Die Fahrt ist lang nach München für Einen, der die Eisenbahn so flieht wie ich, aber doch muthig weiter bis Salzburg, das ohne Salzburger noch schöner wäre. Alles dort ist gesalzen, Fische und Rechnungen! Dann auf die herrliche Bahn nach Lend.

*) Vergl. Bd. III: „Briefe aus Amt und Haus", S. 106.

»Ja, die alte Hochwürden sein wieder da!« und die Freunde schüttelten die Hand, das Willkomm' prangt in Edelweiß und Alpenrosen. Cigarren lagen zum Empfang bereit, Alles von den guten Doktorsleuten, die mich seit Jahren pflegen.*) Sie ist die einzige Evangelische droben, eine holländische Dominestochter aus Amsterdam, lieb, lebendig, gläubig. Sie hat den katholischen Badearzt geheirathet, einen der interessantesten Menschen, die ich kenne, geistvoll, den Menschen mit tiefem Blick anschauend und erschauend mit seinen großen blauen Augen, selbst durch und durch voll Opfertreue und Hingabe. So kenne ich ihn seit Jahren, mir immer mehr ein Freund werdend, zur Kirche kommend, obwohl äußerlich Katholik, voll Andacht, kurz, ein internationaler Christ, der im Lebensbuche steht, wenn die kommen, die unwissend des Heilands Glieder gepflegt und geheilt. Das sind droben die besten Freunde.

Dann kam noch dazu die Stifterin der Kapelle. Sie ist auch eine Kosmopolitin, Bremerin von Geburt, viel in den Waldenser Thälern lebend und in San Remo, hier auch in Gastein mit vollen Händen gebend und tragend die Kapelle, die sie gestiftet, mit warmem Herzen. Sie ist die angebetete »Heilige Elisabeth« der Bergknappen, die hoch am alten Bergwerk Gastein wieder angefangen haben, auf Gold zu schürfen, durch »Schwester Elisabeths« Hülfe. Ja, sie ist ein Menschenkind, die sich mit Allen versteht, sobald sie Jesum lieben, kurz, auch mir Freundin.

Gepredigt habe ich wieder da oben vor einer »verschleierten« Gemeinde, lauter Menschen, die ich nicht kannte, unter denen der Geist Gottes selbst sich die Einzelnen aussuchen mußte, denen er etwas zu sagen hat.

*) Dr. Gustav Proell, starb Mitte der 90er Jahre. Manch originellen Zug dieses eigenartigen Mannes hat Frommel sonst noch erzählt. Auf ihn geht das geflügelte Wort zurück, das F. einmal über eine seiner Geschichten schrieb: „Jedes Unglück ist ein »verschleiertes Glück«". Paradox waren bisweilen seine Verordnungen, so wenn er mit ernster Miene einer Dame anrieth: „Hüten Sie sich vor dem siebenten Bad, nehmen Sie lieber gleich das achte, denn das siebente ist kritisch." Oder wenn er den Schreiber dieser Zeilen einmal fragte: „Glauben Sie an die Auferstehung von den Todten?" und fortfuhr: „Ich glaube nicht daran, ich weiß sie!"

So saß denn auch ein junges Paar zu meinen Füßen, ein feiner, blasser junger Mann und sein Frauchen mit einem rosigen Kindergesichtchen. Es waren Esthländer, er ein angegriffener, verzagter Pastor, der Stärkung suchte. Das Paar kam mir so lieb entgegen, ich dachte, die seien es am Ende, um derentwillen ich da heraufgekommen. Aber sie waren es nicht. Freilich faßte der junge Pastor wieder Muth, er war erst 29 Jahre und fast ein Greis. Ich konnte ihm solch einen Rippenstoß geben, daß er ihn spürte, doch seines Gottes froh zu werden.

Da, an einem Donnerstag Abend, wo ich den Philipperbrief auslegte, kam nach dem Gottesdienst ein hochgewachsener Mensch mit blitzenden Augen, deren Weiß wie Meeresschaum glänzte, wenn der Sturm ihn peitscht, und fiel mir mit heißen Thränen um den Hals. Ich bat ihn, sich zu beruhigen, und er sagte nur: Sie haben *mein* Bild gezeichnet!« Der Eindruck war halb dämonischer Natur. »Heinrich mir graut vor Dir«, mußte ich unwillkürlich denken. Sie wissen, ich bin eine sensible Natur, und Menschen wirken dynamisch und körperlich auf mich, ihr Luftstrom dringt auf mich ein, belebend oder lähmend. So war's wieder bei dem. Zu Anfang hatte ich nur den einen Gedanken, wenn ich ihn so anschaute: »Selbstmord oder Irrenhaus.« Es ist ein reichbegabter, aber unruhiger und unstäter Geist, seiner Richtung nach mystischer Natur. Geplagt von Nervenschmerzen, schlaflos, immer gerädert von Ideen und Entwürfen, war er viele Tagereisen in einer Tour nach Gastein gerast. So trat er in die Kirche und dann gleich zu mir.

Auf einem weiten Gang erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Lauter Kataraкte des Nils, ohne sich dann fruchtbar in die Ebene zu ergießen. Es war ein langes Kapitel mit mehreren Gedankenstrichen, die eigentlich einen Abgrund bezeichneten, in den Einer hinuntergefallen war. Aber mit Herzblut geredet war's. Kurz, ich war *fertig*, als er aufhörte. Ich gedachte daran, daß einer seiner Landsleute*) mir einst zu Licht und Leben verholfen, so

*) Frommels „Philippus" s. Bd. I S. 111 ff.

erzählte ich ihm, daß auch mein Leben kein Spaziergang gewesen durch Rosengärten, sondern Kampf und Thränen; genug, das brachte ihn mehr zur Stille als alles Andere. Durch den Schlüssel zur Persönlichkeit hatte er auch den Schlüssel zur Predigt.

Da saß er denn bei mir, den Kopf auf die Lehne gebeugt, aufblitzend in der Rede mit seinen weißen Augen. Neben ihm ein Freund und Landsmann, der sein Weib und Kind verloren und gelähmt war infolge des Grams und der Erregung, ein edles Gesicht, aber an Gottes- und Menschenliebe verzweifelnd.

Sie können sich denken, daß jede Predigt eigentlich dem Herrn abgerungen war, um ein Wort zu finden für diese Zwei. Schließlich, als ihm die Wohnung gekündigt war, zieht der Unglücksvogel zu mir herauf in mein Wirthshaus, und morgens früh halb sieben stand er schon vor meinem Bett, alle die Nachtschmetterlinge seiner Gedanken fliegen lassend vor meinen Augen, die ihm den Schlaf geraubt und ihn fortwährend quälten. Ich sagte mir: »Du mußt still halten, willst ihm helfen.« Ich mußte ihn und das tief verwundete Herz seines Freundes, des Pastors, erst einmal wieder in die Urquelle und Essenz des Evangeliums bringen. Nun wurde alle Morgen mit ihnen und den Doktorsleuten Andacht gehalten. So bekam ich Oberwasser über ihn, er wurde stiller. Aber er ließ auch nicht los und reiste mit mir ab, als ich endlich nach vier Wochen nach Hause mußte. Es war ja eine schwere Zeit und für mich daher droben keine Ruhe. Unter seinen Augen schrieb ich die Faustgeschichte (die Osterkinder in den »Festflammen«), es war gemeinsam nochmals durchlebt.

Nun noch ein Wort von dem geliebten Kaiser! Ich durfte ein paar tiefernste Stunden mit ihm haben. Es redet, wenn kein Mensch mit den Fürsten redet, doch ein königlicher Souverän mit ihnen. Das habe ich wohl gefühlt.

Dann war ja auch ein Gros von Menschen da oben von allerlei Geistern, Bittschriften in Hülle und Fülle, den Kaiser

anbettelnd durch mich, kurz, so viel Menschen, so viel Seelsorge, und so Manche, die an mir saugen, außer dem Einen, den ich geschildert.

Sie sehen, daß man seinem Gott nicht entläuft, und ich glaube, Manches wird mir später erst klar werden. Hier in Berlin kam ich nun in volle Arbeit hinein, von der Taufe bis zum Kirchhof, kurz, in das Berlin, wie es lebt und liebt, wie es ißt und trinkt und — weint!

Innerlich arbeite ich an einem Vortrag: »Wer ist gebildet?« ein Thema, einem Stecken gleich, der ins Wespennest der Berliner schlägt. Aber sagen muß man es einmal. Wissen Sie noch, wie viel wir gerade über dieses endlose Thema gesprochen?

Da haben Sie ein Stück von mir, etwas von all dem Wogen und Treiben. Sie fühlen, daß es oft zum Erliegen ist. Ja, nach Stille sehnt sich das Herz, und wer weiß, wie lange die Hülle noch hält!"

Wir sind mit diesem Briefe schon wieder mitten in der Berliner Unruhe angelangt und werden Frommel in den folgenden Abschnitten ausschließlich dort zu suchen haben.

Dreizehntes Kapitel.

Sebaldus Nothanker und sein Berliner Arbeitstag.

Das Jahrzehnt, das wir an der Hand der letzten drei Kapitel gemeinsam durchwandert, bezeichnet ohne Zweifel den Höhepunkt der Wirksamkeit Frommels als Geistlicher wie als Mensch. Nicht, als ob es seitdem bergab gegangen; dem schönen Sommer folgte ein reicher Herbst, der noch manch edle Frucht für unser Volk und die Kirche gezeitigt hat. Aber seine volle geistige Kraft hat Frommel doch in jenen Jahren trotz aller körperlichen

Schwachheit, ja, man möchte sagen, ihr zum Trotz und wie durch eine Art Auslösung der körperlichen durch die geistigen Kräfte entfaltet. Was er gewesen und geworden, das hat jenes Jahrzehnt gezeigt, und so mag hier der Ort und der Augenblick sein, ehe wir in der chronologischen Erzählung fortfahren, einige Kapitel einzuschalten, ein paar Bilder gleichsam im Texte, die etwas ausführlicher, als es bisher geschehen konnte, zur Darstellung bringen, wie Frommel auf den einzelnen Gebieten, die ihm sein Berliner Amt und seine Naturanlage, die Noth der Zeit und der eigene Trieb als Arbeitsfeld angewiesen, sich seine Aufgabe gedacht und sie ausgeführt hat.*)

„Sebaldus Nothanker" mag die Reihe der Bilder eröffnen.

Wer war Nothanker? Vielleicht ergeht es manchem Leser ähnlich, wenn er den Namen hört, wie dem Berichterstatter der Vossischen Zeitung in der Beilage vom 2. Dezember 1885, der selbst nach einem längeren Vortrag Frommels über dies Thema noch nicht verstanden, was unter dem „Sebaldus" gemeint war. Der Bericht erzählt:

„Hofprediger Frommel hielt den letzten Vortrag zum Besten des »Heimathhauses für Töchter höherer Stände«. Das Thema lautete: »Sebaldus Nothanker und sein Anhang.« Sehr wenigen dürfte die kleine Gestalt des ehrwürdigen und menschenfreundlichen Geistlichen bekannt sein, wenn auch Christoph Nikolai 1773 in seinem Roman »Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker« diesem ein Denkmal zu stiften suchte. Indeß ist der Sebaldus Nikolais nicht der echte; erst den Forschungen des Vortragenden war es vorbehalten, den wahren Sebaldus Nothanker in einer Biographie und einer Anzahl von Schriften und Predigten zu entdecken. Seine Geschichte beginnt mit dem Grabstein, den man in Nürnberg findet, und der nur die schlichte Inschrift trägt: »Hier ruhet Sebaldus Nothanker; er war, was er hieß.« Der Redner entwarf in anziehender Weise das äußere Bild

*) Ueber Frommel als Schriftsteller wird der Leser in den nächsten Kapiteln nichts finden, wie über manches Andere, das bei früherer Gelegenheit schon hinreichend gestreift wurde.

dieses stets hülfsbereiten und wahrhaft gottesgläubigen Magisters und theilte eine Reihe von charakteristischen Zügen aus dem Leben desselben mit. Nothankers Schriften, welche die Zuhörer im Auszuge kennen lernten, zeichnen sich durch tiefe Gedankenfülle und durch poetischen Schwung aus. Interessant war noch die Mittheilung, daß Gellert, Joh. Falk und der alte Heim der Nachkommenschaft Nothankers angehörten, wie denn auch die Genannten einst das Wappen des Magisters führten."

Als Kuriosum hat sich Frommel den Zeitungsausschnitt aufgehoben. Dem Scharfblick des Referenten war es nämlich vollständig entgangen, und er mag sich trösten, denn andern gescheuten Leuten ging es ebenso, daß der ganze Sebaldus bis auf den Namen eine Dichtung und die „Nothanker" kein Familienname, sondern eine Christenlosung aller derer, denen die Liebe des Gesetzes Erfüllung, denen Helfen in der Noth, „in den Riß treten für Andere" Lebensbedürfniß und Lebensfreude ist. Ein Sebaldus Nothanker zu werden, dazu sollte jener Vortrag die Hörer auffordern.

Daß Frommel selbst einer war, das haben Unzählige ihm bei Lebzeiten und mehr noch nach seinem Scheiden, oft mit rührenden, tief ergreifenden Worten bezeugt. Sein ganzes Tagewerk stand unter diesem Zeichen des Nothankers, und so mag denn auch die Aufschrift sich vor dem Leser rechtfertigen, der sich mit dem Titel: „Ein Tag in Berlin" vielleicht begnügt haben würde.

Frommel war früh auf am Tage, einer der Ersten im Hause, wenn er auch nicht gleich aufstand, sondern, im Winter bei der Lampe, die erste stille Stunde noch im Bett, wach, lesend, meditirend, zubrachte. „Die Morgenstunde", sagte er, „bleibt doch die Zeit der Gürtung für den ganzen Tag, die Waffenprobe, ob Alles festsitzt und hieb- und schußfest ist. Denn jeder Tag führt mehr oder weniger auf ein Schlachtfeld, vorab in Berlin; was wird er bringen, was wird er nehmen? und welche Wunden dir schlagen? Da ist's denn gut, Luft einzuathmen aus der oberen Luftschicht, in die Daniel in Babylon

sich tauchte, wenn er auf den Söller stieg und sein Antlitz gen Jerusalem wendete. Wer mit Menschen viel reden muß, wie unsereiner, der muß zuerst und noch viel mehr mit Gott geredet haben, dann kann er auch mit den Menschen reden, ohne die Geduld zu verlieren."

Gegen acht Uhr war Frommel in der Studirstube. Wenn von irgend einem Raum der großen Dienstwohnung, so galt von diesem, daß er sein besonderes Gesicht trug. „Jeder originale Mensch", hat man mit Recht gesagt, „schafft sich seine Umgebung, individualisirt die Räume, in denen er sich aufhält." Carlyle soll einmal aus einem Zimmer davongelaufen sein; nachdem er die Bücher und Bilder gesehen, verspürte er keine Lust mehr, den Besitzer kennen zu lernen. Hier würde er wohl geblieben sein. Wir treten einen Augenblick in Frommels Arbeitszimmer hinein: Hinter bemalten Butzenscheiben versteckt und geschützt vor neugierigen Blicken aus dem Gegenüber, dem schon erwähnten „Großfürsten Alexander", licht genug, um die Sonne hereinzulassen, zu dunkel, um hineinzuschauen, liegt es am Ende der langen Zimmerflucht, ein Sinnbild des Goetheschen Wortes:

„Selig, wer sich ohne Haß vor der Welt verschließt."

Liebe Hände haben das Fenster, das dem Schreibtisch Licht giebt, noch besonders geschmückt; in der Mitte prangt ein Bild Christi in schöner Glasmalerei, mit dem Schriftworte darunter: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Mahnend an das Eine, was noth ist, leuchtete die hehre Gestalt ins Zimmer herein, und die Farben des prächtigen Gewandes spielten auf dem Schreibtisch. Oben drüber das Wappen Luthers mit dem goldenen Spruche, den er sich selbst dazu gewählt.

„Freilich", schreibt Frommel,*) „ist es leichter gesagt als gethan: »Ein Christenherz auf Rosen geht, auch wenn es unterm Kreuze steht.« Wir sehen oft vor Dornen die Rosen nicht, wie weiland die Jünger vor lauter Wogen keinen Heiland mehr sahen. Ja, so nacheinander läßt sich's eher verstehen, daß

*) „Aus allen vier Winden", S. 156 ff.

Freude und Friede nach dem Leid kommen, aber Beides in einander empfinden, das muß doch studirt sein. . . . Ich schaue so manchmal im Lauf des Tages hinauf nach dem Wappen, dem schwarzen Kreuz im rothen Herzen, umgeben von der weißen Rose, und frage mich, ob's allewege auch in mir so aussieht."

Auf der anderen Seite des Fensters war das Familienwappen gemalt, zwar „von keinem Heroldsamt autorisirt", hatte es für den Inhaber doch seine tiefe „moralische Bedeutung" und er sagte sich: der rechte Adel sitzt in der Gesinnung. So nannte das Fenster den dreifachen Namen: mit dem Christusbild den Christennamen, mit dem Lutherwappen den evangelischen und mit dem Hauswappen den Familiennamen. „Ich brauche", schreibt er, „darum nur den Besucher auf das Fenster zu weisen, so weiß er, woran er ist, und ich weiß auch, woran ich bin und sein soll."

Ueber dem Schreibtisch, dieser „Welt für sich, deren Geographie freilich nur der Inhaber versteht", die guten „Tröster", die Leibbücher,*) die man ohne Licht auch im Dunkeln fühlt.

Vor dem Tisch der Wartburg-Stuhl, dessen Symbolik er dem Bruder Max einst so schön beschrieben.**) An den Wänden die Bilder. „Bilder", schreibt Frommel, „können auch ein Stück Leben erzählen; es fragt sich nur, wie weit sie uns gebildet haben, und wie viel wir in sie hinein bilden und geheimnissen."

*) „Je älter man wird", schreibt Frommel an jener Stelle, „desto mehr schmilzt der Bücherhaufen zusammen auf ihrer etliche wenige, wenn's nicht gerade zum Handwerk gehört, Bücher zu lesen. Die Bibliothek eines Menschen und sonderlich eines Pfarrherrn giebt Vieles zu rathen, aber sie offenbart auch Vieles ganz still und schweigsam. Manches Buch hat auch ins Leben geschlagen wie ein Blitz, und man kann's nicht ansehen ohne Herzensbewegung. Ja, wenn der Fremdling das wüßte, was dies alte, abgegriffene Leder in sich schließt! Mit manchem Buche ist uns eine neue Welt aufgegangen, mit manchem auch eine Welt untergegangen."

Ueber „Bücher und Menschen" findet der Leser manch tiefen Gedanken in der „Aehrenlese", herausgegeben von A. Frommel (Wiegandt & Grieben 1897).

**) Siehe Bd. III, Briefe aus Amt und Haus, S. 70.

Da hing am Schreibtisch ein kleines Bild seines seligen Vaters, so ganz wie dieser selbst, poetisch, stimmungsvoll und anspruchslos. Es ist Abend auch am Schwarzwaldberge, vor dem hölzernen „Bildstöckle" mit dem Kruzifix steht betend beim letzten Abendstrahle eine Familie. Oben ist es noch hell auf dem Bergscheitel, aber unten im Thal sind die Schatten schon gesunken, man meint, man höre das Abendläuten, so harmonisch fließen die Farben ineinander wie der Schall ferner Glocken. Das Bild spielt im „Heinerle von Lindelbronn" eine Rolle. „Es erinnert mich", schreibt Frommel, „an den Heinerle und seine großen Gedanken im Kopfe und wie die alle so zusammengeschmolzen sind auf einen einzigen, und das ist die Moral dieser stillen Landschaft."

An jenem andern Bild hing auch ein Stück seiner Liebe: es war eine Bleistiftzeichnung von Eduard Meyerheim, dem trefflichen Maler. Frommel hatte ihn zu Grabe geleitet und das letzte Wort über seinem Sarge gesprochen; als Erinnerung erhielt er von seinem Sohne das Blatt. . . . Das Bildchen zeigt eine greise Bäuerin, wohl aus dem Oberbruch, die Hände über dem Gesangbuch fest gefaltet, kehrt sie eben aus der Kirche zurück. „Was liegt nicht Alles", schreibt er, „in dem sanft gesenkten Haupt und den niedergeschlagenen Augen! Es ist, als ob sie ihr Leben ins Innere drängte und es zu verbinden suchte mit dem, was sie eben gehört; sie schließt das äußere Auge um nach innen sehen zu können. . . . Könnte ich alle Kirchgänger so aus der Kirche heimsenden, so sinnenden Geistes, so heilig gestimmten Gemüthes!" — —

Zur Rechten vom Schreibtisch, über dem Sopha, zwei Apostelfiguren, St. Paulus und St. Johannes, ein Vermächtniß eines theueren Entschlafenen, in dessen Studirstube sie einst standen: Ullmann, der Heidelberger Theologe und nachmalige Prälat*) hatte sie Frommel vermacht. Mit Kelch und Schwert, mit Glaube und Liebe mahnten sie zum Bekennen und Leiden im

*) Siehe Bd. I, S. 125, 153, 242, 253, 256, 258 f., 260, 294.

Amte und sagten von schönen Tagen des Ringens und Regens in der Jünglingsbrust, von treuen Lehrern und Führern.

An der Seitenwand ein kleines, feines Oelbild, ein Stück des Paradieses darstellend. Unter grotesken Bäumen, Rehe kosend, sitzen Adam und Eva. Es ist von Joh. Wilh. Schirmers Hand, des Buchbindergesellen, der doch zum berühmten Landschaftsmaler ward. Auch ihn hatte Frommel (in Karlsruhe) zu Grabe geleitet, dem mitten aus dem kräftigsten Leben Pinsel und Palette entsunken waren. Sein „Paradies" erinnerte ihn daran, „daß der Meister nun droben weilt, bei dem, den er im Leben bekannt, dessen Wort er mit seinem Pinsel verherrlichen wollte".

Noch neun andere Bilder, Familienbilder, Landschaften, von Bruder Otto, daneben moderne Meister wie Graf Harrach, Knaus, v. Kameke, drei Schränke, zwei Kanonenkugeln, zwölf Gläser und so manches Andere haben vergeblich der Beschreibung geharrt, die Frommel ihnen und dem Leser der „Zimmerreise" versprochen; auch wir gehen an ihnen vorüber und machen nur noch an dem Ofen Halt, dem Kachelofen, dessen eintöniges Weiß die Hand der Gattin in zartem Ton bemalt hatte; diesem lebendigen „Memento mori" aus dem Lutherjahr; er war kein Bild, aber doch ein Sinnbild dessen, was Frommel selbst war, wenn er einmal die Menschen verglich mit den Oefen: „Die eisernen", sagte er, „das sind die, die morgens mit guten Vorsätzen einheizen und sich vornehmen, recht viel Geduld und Liebe dem lieben »Nebenmenschen« entgegenzubringen; wenn aber eine oder zwei Stunden vorbei sind, da ist's auch drin meistens leergebrannt. Sie sind so verärgert durch Menschen oder durch fatale Briefe, die sie bekommen, daß man's schon an dem »Herein« merkt, wie unrosig die Laune ist." Er gehörte entschieden zu den guten Berliner Oefen, die warm bleiben bis zum Abend. Daß er es konnte, war gewiß ebenso sehr Naturanlage als Gabe von oben und Frucht der „stillen Stunde" im Morgengrauen.

Der Tag mit seinen Störenfrieden brach an. Frommel mag uns selbst den Berliner Morgen beschreiben, wie er ihn einst

in einem Kalenderaufsatz unter dem Titel: „Allerlei Störenfriede" mit vielem Humor geschildert hat:

„Der geneigte Leser kennt die Fabel, wie die Feldmaus zu der Stadtmaus auf Besuch kam, und diese ihr alle Wonnen der Speisekammer zeigte, gegen die alle Herrlichkeit der Feldfrüchte nur elender Quark seien. Aber hinter den gespickten Braten und Schinken lauerte eine höchst sinnig konstruirte Mausefalle, und plumps! saß die Stadtmaus drin und erwartete ihr sicheres Ende. Da machte sich die Feldmaus von dannen und sagte: »Bei uns zu Land giebt's doch keine solche Fallen« und nagte ruhig an ihrem Kohlstrunk weiter. Etwas von diesem Gefühl überkommt den Pfarrer vom Lande, wenn er zum Pfarrer in der Stadt zum Besuch kommt. Es sieht sich zwar Alles herrlich an bei dem Herrn Amtsbruder in der Stadt, seine schönen Teppiche und Konsolen; Niemand schleppt ihm den halben Acker an seinen Stiefeln mit ins Haus oder ein Parfum, das an die Landwirthschaft erinnert, aber wenn er ein Bißchen ein Auge hat, dann merkt er die komplizirte Mausefalle bald. Er hat sich ja auf ein behaglich Plauderstündchen gespitzt, denkt auch aus hochwürdigem Konsistorio das »Allerneueste« zu erfahren, um es dann heimkommend im Kreise lauschender Amtsbrüder mitzutheilen — aber, aber —, kaum ist er da, so meldet der »Silberdiener«, wenn nämlich der Herr Stadtbruder sich zu einem solch kostspieligen Möbel aufgeschwungen, das Dasein der Gräfin X. Diese hat sich noch nicht recht gesetzt, so meldet der Unermüdliche schon wieder Einen, bei dessen Klang es dem Herrn Amtsbruder vom Lande schon schwül wird, kurz, aus dem lauschigen Stündlein und aus den Konsistorialgeheimnissen ward nichts, und wenn er, durch den Feldweg hindurchschreitend, endlich das Kirchlein seines Dorfes erblickt, sein traulich umsponnenes Pfarrhaus, so sagt er mit der Feldmaus: Bei uns sind wenigstens keine solchen Mausefallen.«

Nun ja, ein Bißchen darf man auch im Scherz davon wohl erzählen zum tröstlichen Beispiel für »stadtkranke« Land- und Feldpfarrer. Denn bei allem bitteren Ernste, den man recht

nöthig hat, ist's doch eine Gottesgabe, eine Dosis Humor in die Wiege bekommen zu haben, um über manche komplizirte Stadtmausefalle wegzuschlüpfen.

Es ist morgens halb neun Uhr. Die niedere Geistlichkeit, bestehend aus Küster, Kirchendiener und Kirchenboten*) sind schon längst an- und auch wieder abgetreten und haben das Ihre berichtet von Taufe, Hochzeit, Leiche, Kirchenheizung, da meldet das Dienstmädchen einen »Herrn«. »Ja was für ein Herr?« »So was wie Frötschke thut er heißen« sagt sie. »Frag' ihn, was er ist.« Sie kommt wieder und berichtet, »er sei ein Künschtler.« »Laß ihn herein.«

»Ich habe die Ehre, den Herrn Hofprediger zu sprechen. Ihr hohes Interesse für Kunst ist mir bekannt.« »Sehr schmeichelhaft«, sagte ich, »Sie wünschen?« »Ja, wenn ich alle Wünsche sagen könnte, die mein Herz hegt, was hätte ich nicht Alles zu sagen!« »Nun, ich denke, Sie haben einen Hauptwunsch, der Sie zu mir treibt.« »Sie ahnen richtig, ich bin nämlich Erfinder

*) Etwas von dieser „niederen Geistlichkeit", leider nur aus der Lußheimer und Karlsruher Zeit, hat Frommel im „Pfarrhaus" erzählt. Er schreibt von ihr: „Sie gehört auch mit zum Amt, zu den Leiden und Freuden eines Pfarrers, und es kommt nicht wenig darauf an, wie wir uns zu ihr und sie sich zu uns stellt. Ist doch mancher sonst sehr geduldige Amtsbruder fast aus der Haut gefahren über seinen Organisten, Kantor, Küster, Meßner oder Kirchendiener, Leichenträger und Todtengräber und wie sich im Deutschen Reiche sonst die Titulatur aller derer „vom Pfarrer abwärts" schreibt. Aber ob der Herr Amtsbruder nicht hierbei auch die vierte Bitte im Vaterunser nöthig hat? Hat selbst ein Pfarrer seine liebe Noth, daß er allewege auf der Höhe des Amtes bleibt, und liegt ihm das »Handwerk« oft in gefährlicher Nähe, wie viel mehr denen, die nur am Heiligen, aber nicht mit dem Heiligen beschäftigt sind, wie er?"

Was er weiter erzählt, wird an anderer Stelle vielleicht seinen Platz finden, hier nur so viel, daß er in Berlin, wie überall gut mit dem „Clerus minor" ausgekommen und sie wohl noch besser mit ihm, ihrem guten Herrn Hofprediger, über den einer seiner langjährigen Angestellten „Oberpulsant und Leichenträger" nach seinem Tode schreibt: „Herr Hofprediger war gegen seine Untergebenen stets ein rettender Anker und gütiger Herr, wo wir uns oft angeklammert haben."

einer neuen Trommel für die Infanterie, wodurch wesentlich der Klang dieses Instrumentes erhöht, seine Dauerhaftigkeit garantirt wird.« »Was soll aber ich mit der Trommel?« »Nun, bei Ihren intimen Beziehungen zu dem Kriegsministerium ist es Ihnen ein Leichtes, mir Eingang zu verschaffen bei den Behörden. Wäre ich nicht überzeugt, daß meine Erfindung alles Dagewesene übersteigt, ich würde nicht wagen, auf Ihre kunstsinnige Empfehlung zu rechnen. Sie gestatten mir nur eine kleine Probe.« »Wenn Sie ein Solo trommeln wollen, so will ich Ihnen vom Fenster aus zuhören, und Sie bemühen sich auf den Hof.« »Mein Instrument ist durchaus für Zimmermusik geeignet, Sie gestatten.« Flugs war die Trommel umgehängt, und der Mann trommelte lustig darauf los, daß Alles im Hause zusammenlief. »Ich bin vollständig befriedigt, aber hier will ich Ihnen an einen Tambourmajor eine Empfehlung geben, an das Kriegsministerium kann ich nicht herankommen.« »Die unteren Instanzen kann ich nicht gebrauchen, da herrscht der Brotneid, nur die höhere Intelligenz ist im Stande, eine neue Erfindung zu würdigen.« »Dann bedauere ich, Ihnen nicht helfen zu können, ich werde jedoch mit einem trommelverständigen General sprechen, vielleicht daß Sie zum Vortrag kommen. Leben Sie schleunigst wohl.«

Der war glücklich fortgehalst. Der Trommelerfinder und Solist war noch nicht recht unten angelangt, als schon ein Anderer sich die Treppe hinauf entwickelte.

»Welch ein Glück, Herr Hofprediger, Sie wirklich anzutreffen, und schon so früh! Ja, Morgenstunde hat Gold im Munde!« »Aber leider auch Blei im Buckel«, ward ihm zur Antwort. »Das ist ein wahres Wort, was Sie sagen. Dies einzige Blei kostet keinen Pfennig.« »Aber hören Sie, Sie riechen entschieden nach Branntwein und zwar nach Anisette!« »Euer Hochwürden haben einen sehr gebildeten Geschmack. Aber mit dem Branntwein reibe ich mir alle Morgen meine Füße, daher kommt der Geruch.« »Und der steigt Ihnen bis zum Halse heraus! Machen Sie, daß Sie weiterkommen.« »Sie werden mich doch nicht so am frühen Morgen gehen lassen, das wäre ja ein Unglück für

den ganzen Tag. Sehen Sie, ich wollte Sie nur um ein Leinentuch bitten, das vielleicht die schönen Augen Ihrer Frau Gemahlin beleidigt, d. h. ein solches, was nicht mehr ganz fäschionäbel ist, wie der Engländer sagt. Ums Geld ist mir's nicht zu thun.«

Ich überließ ihn meiner Frau und zog mich schleunigst aus der Affaire, die damit endigte, daß er mit einem Leinentuch und einem alten Küchenstuhl abzog!

Wieder klingelt es. Das Mädchen meldet einen »Schriftsteller«, der »litterarisch« mit mir zu thun hätte. Natürlich ein Bettler. »Ihre Zeugnisse«, sagte ich, worauf der »Schriftsteller«: »Hier mein von der Stadtmission geschenkter Rock ist mein einziges Zeugniß!« Auch gut! »Na«, sagte ich, »was mögen Sie für eine Vergangenheit hinter sich haben!« »Brillant«, erwiderte er, »Ich war nur 1½ Jahr im Zuchthaus, aber höchst ungerecht.«

Zwei Andere folgten. Es dauerte nicht lange, so kam der alte Briefbote, »Väterchen«, wie er sich gern nennen hörte, die Treppe heraufgekrochen. »Lauter schöne Briefe«, sagte er lachend, als er ein ganzes Packet in der Hand hielt. »Ist wohl wieder Geburtstag bei de Freileins?« »Nein«, sagte ich, »die haben nur einen im Jahr, Väterchen! Sie haben wohl mehr?« »Na, nur eenen richtigen, und denn meinen Namenstag, und denn den Jeburtstag von Vatern Felix, der wird ooch noch jefeiert.« »Sie sind doch ein Glückspilz mit so vielen Geburtstagen.« »Na, drum bin ich ooch Briefträger jeworden. Gu'n Morjen.«

Ich machte den dicksten Brief auf und seufzte. »Ach, wieder ein Dichter!« — Das waren sechs geschlagene Bogen mit Versen, um deren »gütige Kritik und eventuelle Befürwortung« an einen Verleger der hoffnungsvolle Mann bat. Was der eine Vers zu lang, war der andere zu kurz, und da glich sich die Sache wieder aus. Nach und nach bekommt man ja eine gewisse entsetzliche Schnelligkeit im Lesen und man stößt gleich auf den richtigen Punkt. Schnell war das Packet wieder zusammengebunden und mit folgenden Versen zurückgeschickt:

»Viel schöne Wort' und gute Meinung
Und edler braver Sinn,
Doch zu der Druckerscheinung
Reicht's leider noch nicht hin!
Was in der Still' geboren,
Taugt nicht in lauten Kreis,
Schnell wär' dein Sang verloren,
Sobald die Welt ihn weiß;
Im bunten Menschenschwall
Da — schweigt die Nachtigall!«

Der Mann bedankte sich später und gestand offenherzig, daß es ihm eigentlich nur »um ein Autogramm« zu thun gewesen wäre. Der Schelm!

Da liegen auch zwei Briefe bei, und die Adresse deutet schon unwiderleglich auf »Bettelbrief«. Viele sind ja Fabrikarbeit und über einen Leisten geschlagen, anfangend »Ihre allbekannte Menschenfreundlichkeit ermuthigt mich«, da weiß ich dann schon die Quelle, aus deren Gründen der Strom der Rede fließt. Das »unverschuldete Elend«, die »allzugroße Vertrauensseligkeit in schlechte Menschen« spielt dabei die Hauptrolle. Aber zwischendrin giebt's auch originale Bettler, denen die bittere Noth die Feder geführt.*) So fing einer an:

»Euer Hochwürden thue ich hiermit kund, daß mir der liebe Gott mit Zwilligen heimgesucht hat! Da ich mir aber nicht auf Zwillinge eingerichtet habe, so bitte ich Ihnen um geneigtes Kinderzeug.« Das sagt genug.

*) Wie weiland den Kaiser Wilhelm I. erfreuten ihn solche Briefe am meisten, die dem unfreiwilligen Humor entstammten. Wieviele derartige Gesuche an die Allerhöchste Stelle gingen durch seine Hand! So ein Gesuch mit der klassischen Stelle: „Ja, Ew. Majestät, wenn Sie wollen, können Sie Alles, denn ein Wort meines allergnädigsten Kaisers zertrümmert Berg und Thal, wenn die sich nicht in ordnungsmäßiger Lage befinden", oder ein Anderer: „Wären es Sorgen persönlicher Art, so würde ich den Staub der Thronesstufen nicht unnütz zu berühren wagen. Meine werthe Adresse lautet: N. N." — Die Briefe kamen in Haufen, und seitdem die „Packetfahrt" eingerichtet, waren sie kaum mehr zu zählen. „Ja", sagt Frommel, „Was kann man nicht für drei Pfennige Alles schreiben, auch den blühendsten, klassischsten Unsinn!" Vergl. auch „Nachtschmetterlinge", S. 135 f.

Der Andere verstieg sich in höhere Sphären. Der Brief begann: »Nathan, bei Gott, Ihr seid ein Christ! Dies Wort des großen Lessig paßt janz auf Ihnen, Herr Hofprediger. Ich bitte darum um eine kleine Unterstützung.« Mit dieser nicht mehr ungewöhnlichen Wendung schloß der klassische Brief.

Die Briefe waren noch nicht alle geöffnet, als Nachzügler zum Unterrichte kamen. Ich geleitete sie nach der Stunde hinaus, da kam die Treppe hinauf der »Hoforganist«, d. h. der Drehorgelspieler, der auf dem Hofe seine Kunst treibt. Als er mich erblickte, lachte er übers ganze Gesicht weg und sagte dann in einem wohlwollenden Basse: »Herr Hofprediger, Sie haben doch sozusagen auch Ihre guten Seiten.« Ich mußte über dies Kompliment lachen und gab ihm etwas, indem ich ihm sagte: »Sie sollen mich gleich von der besten Seite kennen lernen.« Ja, der Mann hatte eigentlich Recht. Die einzige wahrhaft gute Seite eines Menschen ist die, danach er giebt. Da ist doch sein Herz. Sei es nun, daß er giebt oder vergiebt oder nachgiebt, und was Alles zu geben ist. Ich hatte doch bei dem Manne was gelernt, denn der wollte ja nicht die gute Seite an mir loben, nach welcher ich z. B. jetzt diese Geschichten schreibe, oder sonst etwas an Leistung auf geistigem Gebiet in mir anerkennen, nein, er wollte etwas haben. Das wollten sie Alle in der Morgenstunde!

Nun war es bald zwölf Uhr, der Morgen war weg, ob's lauter Störenfriede waren, mag der Leser entscheiden, ob aber die Feldmaus nicht ruhiger auf ihrem Kohlstrunk sitzt als die Stadtmaus in der Falle, wird ihm nicht zweifelhaft sein."

Soweit der Kalenderschreiber.

Es versteht sich wohl, daß jeder Vormittag wieder sein besonderes Gesicht trug, und daß der Leser sich an einem andern Tage statt der Bettler und Petenten, wie sie hier geschildert sind, andere, weniger groteske Gestalten denken muß. Schließlich „haben" wollten sie Alle etwas, von dem Amtsbruder aus der Ferne, der seinen in Berlin studirenden Sohn empfiehlt oder um

eine Festrede Frommels bei seinem Missions- und Gustav Adolf-Fest bittet, von dem „Engel" oder der „Furie der Barmherzigkeit" an, wie Frommel sie gern nannte, der Vereinsdame, die ihn für einen Theeabend gewinnen will, oder der Pfarrerstochter, die in aller Morgenfrühe zum „Sebaldus" in der Neuen Friedrichstraße kommt, ihn anzuflehen, für den plötzlich ganz heiser gewordenen Vater den Frühgottesdienst zu halten, von der Konfirmandenmutter, die ihr Kind zum Unterricht anmeldet, und dem Hülfsprediger, der um Instruktion bittet für einen besonders schweren Fall der Seelsorge oder um ein paar Frommel-Bücher für seine Kranken im Lazareth, bis zu dem baltischen Pfarrer, der mit Kind und Kegel — neun Personen — bei Frommel Obdach sucht, da ihm alle Hotels und selbst die Hospize die Aufnahme verweigert. Ja, er war der Nothanker für alle Fälle, und es war gar nicht wunderbar, wenn jener Kellner eines Berliner Hotels einer in voller Verzweiflung angekommenen russischen Dame sagte: „Aber warum gehen Sie denn nicht zu Hofprediger Frommel?" — den sie nie gesehen und der von ihrer Existenz nichts wußte.

Um 12 Uhr begann nach dem Berliner Adreßbuch Frommels Sprechstunde. „Sie einzuhalten", schreibt er einmal, „ist ja nicht möglich, denn manchmal paßt die Stunde nicht den Leuten, manchmal die Leute nicht für die Stunde, denn sie haben zu viel auf dem Herzen, und Andere drängen und wollen Bescheid haben." In Wirklichkeit hatte Frommel keine Sprechstunde; war er zu Hause, so hielt er den ganzen Tag Sprechstunde ab, nach dem Grundsatz, „ein Geistlicher muß immer, wie der Arzt, zu sprechen sein. Wer weiß, wer zum letzten Male kommt, und was gerade Manchem auf der Seele brennt. Hätte unser Herr und Meister nur am Tage Sprechstunden gehabt und nicht auch bei Nacht, wir hätten das herrliche Nachtgespräch mit Nikodemus nicht! Ich habe immer gefunden, daß die Leute, die viel Zeit haben, nie Zeit haben, und die nie Zeit haben, haben immer Zeit, weil sie eben ihre Zeit zu nutzen wissen und so vorsichtig damit umgehen wie mit einem anvertrauten

Kapital.*) Nichts schlimmer, als den Menschen den Eindruck geben, als hätte man keine Zeit. Das bringt Einen in Unruhe, hält auch Manchen vielleicht ab, der's recht nöthig hätte, daß man ihm das Bündel abnähme."

Und wie Manchem hat Frommel das Bündel abgenommen! Davon im Einzelnen zu erzählen, ist unmöglich. Was in der Studirstube unter vier Augen verhandelt wurde, hat nie Jemand, selbst die Gattin auch dann nicht erfahren, wenn es nicht Beichtgeheimnisse waren, um die es sich handelte. So gern er hin und wieder einen Freund, der ihn besuchte, in jene kostbaren „Briefsammlungen" Einblick thun ließ, die ihm selbst manche heitere Stunde im schweren Amt bereitet, von den Erlebnissen der Sprechstunde hat er selbst nie etwas erzählt. Ja, er trieb hier die Verschwiegenheit so weit, daß er auch über Dinge stillschwieg, über die unterrichtet zu sein der Familie eigentlich nothwendig gewesen wäre. Aber dies eben gab Jedem, der zu ihm kam, jenes sichere und so ungemein werthvolle Gefühl: was wir Frommel gesagt, geschrieben und zu tragen gegeben, das ist bei ihm gut aufgehoben, und wie er selbst sagte: „Der Brief fliegt statt auf die Erde, hinauf in den Himmel."

Wie Keiner unbeschenkt von ihm fortging (denn das war sein Grundsatz, aus dem Pfarrhaus soll Keiner weggehen, ohne ein Geschenk auf den Weg, ein gutes Buch oder ein gutes Geld und ein gutes Wort soll er mitnehmen), so schied auch Keiner ungetröstet, der sich in innerer Noth an ihn gewandt hatte. Wir sind Frommel in diesem Buche schon des Oefteren als Seelsorger begegnet. Was ihn zum Meister der Seelsorge machte, das war in erster Linie doch jenes aufgeschlossene Verständniß für die Mannigfaltigkeit menschlicher Seelenzustände, jenes liebevolle Ahnungs-

*) In einem anderen Briefe schreibt Frommel: „Ja, »Zeit haben«, hätte ich doch das Buch des vortrefflichen Hilty »Glück«, worin das Kapitel steht: »Von der Kunst, immer Zeit zu haben«, vierzig Jahre früher gelesen, welch ein Kapital an Zeit hätte ich mir gesammelt! Den Werth schätzt man erst, wenn man keine mehr hat. So muß ich mir noch durchhelfen während der Spanne Zeit, die mir gegeben ist, so gut ich kann."

vermögen für jede Disposition des Gemüths, es war, wenn man das Wort nicht mißverstehen will, die weibliche und zugleich die prophetische Ader in ihm, die ihn Anderer Sorgen, Leiden und Lasten unmittelbar als die seinigen empfinden, Alles verstehen und die Wunden mit zarter Hand berühren ließ. Dadurch erschloß sich ihm ungesucht, oft beim ersten Sehen schon das Vertrauen von Männern und Frauen aus allen Ständen.

Ein öfters wiederholter Ausspruch Frommels war: „Man muß stets einen ganzen Bund Schlüssel mit sich führen, um an die Menschenkinder heranzukommen, und wissen, welcher einem aufthut.“ Nichts war ihm so sehr zuwider als jene „rohe Seelsorge“, die Alle über einen Kamm scheert. Das Individualisiren war seine Stärke, so konnte er Jedem das Seine geben — indem er Jedem sich selbst gab.

Von seiner Milde im Urtheil und seiner großen Hoffnung für die Menschen haben wir schon gesprochen. Hier, in der Seelsorge, im Beichtgespräche zeigte sie sich als eine befreiende Macht. „Wenn Jemand sein Unrecht einsieht und seine Wunde zeigt, soll man ihm nicht noch draufschlagen, wie's leider Manche thun, und eine große Moralpredigt halten, worin nur neue schmerzliche Sachen vorkommen“ — diesen Rath gab er einst einer verheiratheten Konfirmandin in Betreff ihres Mannes; er befolgte ihn selbst als Beichtvater der Seinen und als Tröster der Trostsuchenden. Gewiß haben Wenige so tief wie Emil Frommel in die Herzen der Menschen gesehen. Aber nicht Menschenverachtung, sondern Mitgefühl, tiefes Mitleid mit den Menschen war das Ergebniß dieses Schauens, eine Empfindung, die sich mit den Jahren bei ihm immer mehr vertiefte. Er lächelte und bemitleidete, tröstete und hoffte, wo Andere verdammten. „Mit einem Löffel Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß voll Essig“ pflegte er oft zu sagen.

Man brauchte ihm nicht lange erst zu erzählen, was man auf dem Herzen hatte. Er las in den Menschen, die er auch kurz nur gesehen; so kam es, daß er oft antwortete, ehe er gefragt war, und indem er sich selbst aussprach, ersparte er oft, ohne

zu wollen und zu wissen, dem Andern die Aussprache oder half ihm dadurch die natürliche Scheu zu überwinden. Nur ein Beispiel für viele:

„Nach einer Konfirmandenstunde", so erzählt eine Dame, „kam ich, meine Töchter, die noch nicht lange im Unterricht waren, abzuholen. Ich begegnete dem Herrn Hofprediger im Gang, der zum Betsaal führt. Gesehen hat er mich kaum, da es dunkel dort war, aber an meinem »Guten Tag, Herr Pastor«, erkannte er mich. Er rief mich zu sich, und sagte: »In Ihrer Stimme klang es eben, als drückte Sie etwas. Kommen Sie doch, wenn Sie wollen, morgen zu mir.« Ich kam zur festgesetzten Stunde und dachte, er würde mich fragen, was mir wäre. Stattdessen sagte er: »Wenn es Ihnen recht ist, erzähle ich Ihnen etwas aus meinem Leben.« Als er geendet, konnte ich ihm nur die Hand reichen und hinzufügen: »Ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen, was mich dieser Tage so sehr gequält und beunruhigt hat, Sie haben mir auf die Fragen, die ich hätte thun mögen, schon die Antwort gegeben. Ich danke Ihnen.«"

Aber wie verstand er es auch zu *hören*, anzuhören in Geduld, so daß man das Gefühl hatte, als ob ihn gerade nur *die* Sache, die man ihm vortrug, auf der weiten Welt interessire, wiewohl eben ein Anderer dasselbe Interesse gefordert und ein Zweiter und Dritter draußen wartete, der auch angehört sein wollte. Darin war Frommel wahrhaft vorbildlich. Wußte er doch, daß es dem seelisch leidenden und besorgten Menschen ähnlich geht wie dem Kranken: oft ist ihm durch bloßes Anhören seiner Noth schon geholfen. „Es gehört Liebe dazu", schreibt er, „ein gutes Wort zu sagen — oft noch mehr Liebe, einmal zu *schweigen* und einen Strom der Klage über sich ergehen zu lassen": Gastein und Karlsbad wissen davon zu sagen, wie er diese Kunst als Meister geübt hat.

Durch das, was wir hier berichtet, wird auch verständlich, was jene amerikanische Dame von Frommel schrieb: „Frommel is like Chloroforme." Sie hatte wohl selbst bei einem Besuche die beruhigende Wirkung erfahren, die von ihm ausging.

Wie Manche hat er durch seinen Glauben und seine liebevolle Theilnahme in den schwersten Zeiten aufrecht erhalten, und wie Viele haben es ausgesprochen, daß schon das Bewußtsein, wenn sie ihn auch nicht sahen oder sprechen konnten, er doch für sie da sei, ihnen so tröstlich gewesen sei.

Wie seine Sprechstunde, so hielt Frommel auch die Stunde des Mittagessens zum Kummer der Hausfrau selten ein. Oft war es schon längst über 2 Uhr, wenn er zu Tisch erschien. Schon mehrere Male war ihm gemeldet, daß „angerichtet" sei, endlich kam er, nachdem der Letzte gegangen und oft noch bis zur Treppe hinabbegleitet war. Schnell, ja meistens etwas hastig wurde das Mittagessen eingenommen, denn schon warteten Amtshandlungen*) auf ihn. Ein kurzes, aber tiefes Schläfchen, das ihn oft schon während der Mahlzeit überfiel (er wachte auf, sobald man am Tische still war und pflegte dann zur allgemeinen Heiterkeit regelmäßig zu sagen: „Aber Kinder, was habt Ihr da wieder mal für einen Unsinn zusammengeschwätzt!"), dann ging es hinaus in die Arbeit, zur Kirche, ins Haus, auf den Friedhof. Gegen Abend, wenn er nicht sonst festgehalten war, Besuche bei Gesunden und Kranken.

Schon mehrere Beispiele aus der Krankenseelsorge Frommels haben unsere Leser kennen gelernt; aus „Lenz und Herbst" und „Festflammen" sahen wir, wie eigenartig, d. h. wie menschlich er auch da zu trösten wußte, nicht immer sogleich mit Bibelspruch und Lied, wiewohl er gerade im Blick auf Krankenbesuche gelegentlich mahnt:

„Man soll doch unverzagt mit einem Kranken beten und ein Wort Gottes sagen, auch wenn er mit seinem Kopf nicht mehr ganz beieinander ist. Denn es geht, während die Seele wie ein halb zerbrochenes Uhrwerk rappelt, doch noch ein anderes Leben des Geistes**) ungestört seinen Gang weiter. Und das

*) Siehe Kapitel XVI.

**) Hier wieder die Unterscheidung, die freilich die Herren Psychologen und Mediziner nicht anerkennen werden, praktisch aber jedem Geistlichen durch eigene Erfahrung wohl schon nahegetreten ist.

verlangt oft nach einem Wort und Trost, ohne daß es sprechen und bitten kann."

Aber eine eigenartige Seelsorge, die als Gegenstück zu den „Osterkindern" in den „Festflammen" steht, mag hier als ein Erlebniß aus der Berliner Zeit auch den Lesern, die es schon kennen, willkommen sein.

Es war am Sonntag „Misericordias Domini" 18.. im großen Militärlazarethe: „In einem Saal", schreibt Frommel, „lag hoffnungslos an der Schwindsucht ein Unteroffizier. Als ich zu seinem Bette kam, sagte er: »Was Sie mir sagen wollen, Herr Prediger, das weiß ich schon lange. Ich bin aus Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft, und habe Kant studirt, das ist mein Mann.« »Nun«, sagte ich, »da können wir ja auch über Kant miteinander reden, wenn es Ihnen recht ist. Was haben Sie denn von Kant gelesen?« »Die Kritik der reinen Vernunft. Ich bin bis Prima gekommen und dann bin ich abgegangen und unter die Soldaten.« Er wußte ziemlich Bescheid in seinem alten Weisen. Ich fragte ihn dann: »Haben Sie auch Kants Buch: Kritik der praktischen Vernunft gelesen?« »Nein, das habe ich nicht. Hat Kant auch ein solches geschrieben?« »Jawohl, und es ist sehr lehrreich, was da drinnen steht. Ich will Ihnen nur einen Satz sagen, der mir so im Gedächtniß geblieben: Jeder Mensch handle so, wie er wünscht, daß alle Menschen handelten. Nun sagen Sie einmal, lieber junger Freund, können Sie sagen, daß Sie das immer in Ihrem Leben gethan? Sie haben ja nicht mehr weit zur Ewigkeit, und da macht man sich keinen blauen Dunst vor, nicht wahr?« Er schaute mich mit seinen fieberglänzenden Augen tief an und erwiderte dann: »Nein, das habe ich nicht gethan.« »Das ist traurig«, sagte ich, »da werden Sie drüben ihren Freund Kant nicht treffen, der hat wenigstens ein streng sittliches Leben geführt.« Ich reichte ihm die Hand und ging. Nach drei Tagen kam ich wieder. Ich grüßte ihn und ging an seinem Bette vorüber zu einem anderen Kranken. »Kommen Sie nicht zu mir?« sagte er. »Nein«, entgegnete ich, »ich kann Ihnen ja nichts weiter sagen,

Sie wissen ja schon Alles, was ich weiß. »Ach, kommen Sie doch! Ich habe seit dem letzten Male, daß Sie da waren, nicht schlafen können. Ich habe doch viel Unrecht gethan. Ich bin mit meinen Eltern zerfallen und aus Trotz unter die Soldaten gegangen und hab's von ihnen erzwungen, und nun muß ich sterben.« »Leben denn die Eltern noch?« »Ich weiß nur, daß die Mutter noch lebt, aber ich habe lange nicht mehr geschrieben.« »Nun, wenn es Ihnen recht ist, werde ich an die Mutter schreiben und Ihr sagen, daß Sie sie um Verzeihung bitten.« »Ja, das thun Sie«, sagte er mit matter Stimme. Ich konnte es gleich an seinem Bette thun. Danach aber sagte ich zu ihm: »Lieber junger Kamerad, ich habe Ihretwegen ein Bißchen im Kant gelesen, und da bin ich so auf ein Wort gefallen, das Sie vielleicht Ihrem Freund Kant glauben, soll ich es Ihnen sagen?« »Ja, bitte.« »Sehen Sie, Kant sagt einmal: Von den Tausenden von Büchern, die ich im Leben gelesen, hat kein Wort mich so getröstet als das Wort: Ob ich schon wanderte im finstern Thal, so fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Sehen Sie, da denke ich, Sie sind jetzt auch im dunklen Thal, und wer weiß, vielleicht tröstet Sie auch dies Wort.« »Ja, das ist aber auch schön, wo ist das her?« »Nun, ich will's Ihnen mal ganz vorlesen.« Ich las ihm den 23. Psalm vom guten Hirten vor. »Das ist schön, wollen Sie mir das Buch nicht lassen?« »Gewiß, gern.« Ich sagte ihm noch etliche Worte zu dem Psalme und befahl seine Seele dem treuesten Hirten. Drei Tage nachher war er entschlafen. Die pflegende Schwester aber sagte, er habe das Buch nicht mehr aus den Händen gelassen und immer darinnen gelesen und sei dann sanft eingeschlafen. So war es“, schließt Frommel, „noch eine misericordia des guten Hirten, die, will's Gott, ihm noch im finsteren Thal einen stärkeren Stecken gereicht als seine »Kritik der reinen Vernunft«.“

Zu Hause erwarten Frommel inzwischen bereits wieder Besuche, oder es sind die Herren vom Garnison-Kirchenkollegium, die zur Sitzung kamen, die Freund Schließer in gewohnter Gewissen-

haftigkeit vorbereitet hat. Nach dem Abendessen geht es wieder an die Arbeit; wenn keine Einladung oder Vortrag hinausruft, wird geschrieben, werden wohl auch Briefe diktirt, soweit sie nicht seelsorgerischer Natur, Predigten, Trau- und Taufreden, Grabreden, um die man ihn gebeten und die er nachträglich aus dem Gedächtniß diktiren muß, da er sich für die Casualia immer nur kurze Notizen macht. — Wenn Alles zur Ruhe gegangen, wird „beim Ampelschein" noch geschriftstellert. Oft holt er sich in später Stunde noch den Sohn herunter aus dem oberen Stockwerk, der ihm, während er schreibt, auf dem Flügel spielen muß, die Thüre zum Salon leise angelehnt, gerade offen genug, um zu hören und angeregt zu werden und doch wieder die Musik fern genug, um nicht die Gedanken abzulenken.

Aber nicht nur Eigenes entstand in jenen Nächten, auch diese stillen Stunden nutzte er zu so mancher „Nothankerarbeit". Seine zahlreiche Korrespondenz, die einen großen Theil der Seelsorgearbeit an seiner unsichtbaren Gemeinde bildete, aber auch manch fremdes Manuskript fand hier seine „Erledigung". Wie viele Produkte angehender Dichter und Dichterlinge beiderlei Geschlechts, wie viel Probepredigten und Probearbeiten hat er in stiller Nacht durchackert, korrigirt, wie manchen eingebildeten Narren abgewiesen, aber auch manchem schönen Talente aufgeholfen und seine Arbeit zu Druck und Ehren befördert.

Und doch, nicht den Einzelnen allein wollte Frommel gehören. Wo immer er konnte und gebeten wurde, stellte er seinen Tag, seine Kraft und Zeit den Liebeswerken der inneren Mission, den Anstalten und Vereinen zur Verfügung. „Ein gutes Geld und ein gutes Wort" hatte er auch für sie stets bereit. Seine Freunde aus der Stadtmission, für die er viele Jahre hindurch die Festpredigt und so manchen Abend die Nachfeier gehalten, wissen davon so gut zu sagen wie die „Obdachlosen", denen er im Morgengrauen in ihrer „Schrippenkirche" so gern diente.

Am häufigsten sah und hörte man ihn wohl in der Wilhelmstraße, bei den „Jünglingen", wie er sie kurzweg nannte, wo

sein Name auf dem Programm der größeren Versammlungsabende selten fehlte. Es war gewiß für den Fortgang des segensreichen Werkes, das der Christliche Verein junger Männer in Berlin betreibt, von großer Bedeutung, daß ein Mann in seiner Stellung sich gleich so entschieden auf die Seite der Freunde stellte, wie er es gethan. War doch der Verein in seinen Anfängen sowohl unter den Geistlichen Berlins als auch bei frommen Laien auf starkes Mißtrauen gestoßen. Durch sein Eintreten für die gute Sache hat Frommel wesentlich dazu mitgewirkt, den Sinn der kirchlichen Kreise dem jungen Missionswerk zu erschließen.

Was ihm bei seinem Amt als Militärpfarrer so werthvoll war, daß der Geistliche hier wie nirgend sonst die männliche Jugend vor sich hat in ihren entscheidungsvollsten Jahren, das ließ ihn auch für diese Arbeit mit besonderer Wärme eintreten. Er wußte: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft; darum reißen sich auch Licht und Finsterniß, Engel und Teufel um die Jugend."

Seit 1883 gehörte Frommel dem Vorstand des Vereins als Ehrenmitglied an. Die Sitzungen freilich hat er bei seiner grundsätzlichen Abneigung gegen Alles, was Komitee heißt, ebenso wenig regelmäßig besucht als die des Konsistoriums. War es doch seine oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß „wenn A. H. Francke ein Komitee von 6 Herren und Damen zur Seite gehabt hätte, er niemals sein Waisenhaus gebaut haben würde". Aber auch hier durfte man ihn nicht streng beim Wort nehmen: die zwei Seiten, die jedes Ding hat, sah er sehr wohl, und manche ähnlichen Aussprüche, die von ihm umlaufen, lassen sich nur richtig beurtheilen, wenn man die Ergänzung hinzunimmt, die dem schnell hingeworfenen Worte sein Handeln gab. So war er sich auch im Verein der Pflichten und Vorrechte seiner Stellung als Vorstandsmitglied wohl bewußt, wenn er wiederholt mit praktischem Rath den Leitern an die Hand ging, aber auch wo es noth erschien zum Besten des Werkes, ähnlich wie einst in Barmen, mit einer freundschaftlich ernsten Warnung vor methodischen, d. h. methodistischen, Abwegen nicht zurückhielt.

In seinem Element aber war er, wenn es galt, dem Verein auf Jahresfesten oder sonst durch sein Wort Freunde und Förderer zuzuführen — und wiederum die Arbeiter am Werke zu stärken, ihnen neue Hoffnung, neue Freudigkeit zur Arbeit zu wecken. Die Räume des stattlichen Vereinshauses waren ihm im Laufe der Jahre so lieb geworden, daß er bei seinem Jubiläum den Wunsch äußerte, dorthin die Freunde und Gemeindeglieder zur Feier einladen zu dürfen. Ihm selbst aber, wie vielen der Theilnehmer, blieb jener andere Abend unvergeßlich (wohl einer der letzten, wo Frommel im Vereine sprach), den dieser dem aus Berlin scheidenden Grafen und der Gräfin Walbersee bereitete.

Man erinnert sich der Randbemerkungen, welche die öffentliche Meinung zu dem Uebergang des Nachfolgers Moltkes aus der Reichshauptstadt in die Provinz allgemein machte. Die Verdienste namentlich der Gräfin um den Verein waren ebenso bekannt. Es hätte vielleicht ein Anderer der Versuchung zu politischen Anspielungen oder wenigstens zu einer rednerischen Verherrlichung der Gefeierten und Feiernden an jenem Abend nicht widerstanden. Ihm aber gab die Liebe ein anderes Wort ein; das Wort, das ja in der That im Augenblicke am nächsten lag, aber gerade darum oft nicht gefunden wird. Er sprach über das Abschiednehmen in der Bibel, von jenem Abschied, den Daniel und Jonathan miteinander machten, bis zum Abschied des großen Heidenapostels von seinen Lieben und Getreuen in Cäsarea, wo er ihnen wehren muß: »Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet mir das Herz? Sie aber trösteten sich: des Herrn Wille geschehe«. Der Eindruck, den die dreiviertelstündige Ansprache auf die Hörer machte, bezeichnet am besten das Wort eines der Kirche fernstehenden Mannes, der beim Herausgehen sagte: „So zu leben, wie es Frommel sagt, das ist schwer, wenn nicht unmöglich; — aber so zu sterben, das wünsche ich mir."

Bis übers Grab hinaus hat ihm der Verein seine Liebe gedankt und auch äußerlich sein Andenken dadurch geehrt, daß er

seine Büste im Saale aufstellte, dem kommenden Geschlecht zum Zeichen, daß er einer der „Väter" ihres Liebeswerkes gewesen.

Gern ließ er sich auch zu den Kellnerversammlungen bitten, die ein Berliner Verein von Zeit zu Zeit in einem der größeren Hotels zur Mitternacht veranstaltet. Nicht erst Berlin brachte ihn ja mit diesem oft so gering geschätzten Stand in nähere Berührung. Bei Hochzeiten, Taufen und sonstigen Festen lernten sie ihn nach dem Wort jenes Hoforganisten (des Drehorgelspielers) von der „besten Seite" persönlich kennen, nämlich durch die Trinkgelder, die er gab, und durch manches freundliche Wort, das er im Vorbeigehen mit ihnen wechselte: — aber seine Beziehungen zu den vielfach so geplagten und für Nichts geachteten Leuten waren ja älter und tiefer. Sie gingen in die Zeit zurück, wo er als junger badischer Pfarrer sein „Kellnerleben"*) schrieb; das Büchlein hatte inzwischen seinen Weg gemacht und manchem Leser, wie Frommel selbst erfahren durfte, das Herz getroffen, daß er anders als zuvor über die Kellner dachte. Aber auch ihm gingen sie ans Herz, jene Nachtversammlungen, die, ein Gegenstück zu der „Schrippenkirche" im Morgengrauen, mit ihrem mitternächtigen Singen und Feiern ihn an Nachtfeiern in der Zeit der ersten Christenheit gemahnten.

Etliche hundert Theilnehmer finden sich gewöhnlich ein, nur daß sie im Unterschied von den „Arbeitslosen" die höhere Bildung auch äußerlich durch meist tadellose Toilette kennzeichnen. Der Verein sorgt für die Bewirthung, die auch in den Kellnerversammlungen der Ansprache vorausgeht, und zwar so, daß die Kellner an den Abenden bedient werden, sie, die sonst Andern dienen müssen.

„Wenn dann die Bewirthung vorüber war", so erzählt ein Theilnehmer an einem jener Abende, „dann erschien der liebe alte Herr. Eine freudige Bewegung ging durch die Reihen. Sie kannten ihn Alle. Er sprach von der Heimath, vom Kinderglück und Traum, vom rauhen Leben, fein die jedem bekannten

*) Siehe Bd. I, S. 288 f.

Vaterunserbitten zu Grunde legend. Reiseerinnerungen waren eingeflochten; aber in jeder war ein bezeichnender Zug von einem Kellner darin. Alles war meisterhaft, durch und durch religiös und doch so menschlich und einfach, so väterlich verstehend und wohlthuend. Die Hörer dankten ihm gerührt. Noch ein Stündchen war er mit ihnen zusammen, ließ sich erzählen und erzählte selbst. Wie einem väterlichen Freunde reichten ihm Viele dankbar die Hand, sie fühlten, hier ist Einer, der uns versteht und uns wohlthuen möchte." Wie sie zu ihm standen, wie beliebt er bei ihnen war, das zeigte einer der letzten Tage seines Berliner Aufenthalts vor der Abreise nach Plön. Er war im Kaiserhof zu Tisch geladen; als er das Hotel verlassen wollte, kamen die sämmtlichen Kellner, die wohl von seiner baldigen Abreise unterrichtet worden waren, auf ihn zu und baten ihn, ihm Lebewohl sagen zu dürfen.

Ihm selbst aber war die Nachtruhe nicht leid, die er bei jenen Versammlungen um ihretwillen aufgab, denn um die Ruhe war es gewöhnlich auch nach seiner Heimkehr geschehen. Wurde er doch die Eindrücke und Bilder nicht los, die der Anblick so manchen blassen Gesichtes, das einen Lebensroman, der dahinter lag, ahnen ließ, noch nachwirkend in seiner Seele erweckte.

Ein Werk, dem sein ganzes Herz gehörte, war die Arbeit an den Droschkenkutschern Berlins, wie sie die Gattin des ehemaligen Leiters der britischen Bibelgesellschaft in Berlin, Mrs. Davies bereits im Kriegsjahre 1870 begonnen hatte. Daß hier auf einen Stand alle Kraft konzentrirt wurde, um dessen Angehörigen Hülfe und Liebe entgegenzubringen, schien ihm, ähnlich wie bei den Kellnerabenden, das Bedeutsame an dem Werk, das gerade durch diese Selbstbeschränkung einen reichen Segen auch für den Arbeitenden selbst in sich barg.

„Ins Große Ganze und auch — ins Blaue hineinwirken, ohne in Geduld die Frucht wachsen zu sehen, gewährt keine Befriedigung. Darum erlahmt auch bei so Vielen der Muth, und die Flamme auflodernder Begeisterung erlischt. Aber, still an einem Stande arbeiten, durch eine Familie zu der andern

desselben Standes geleitet werden, ungewollt, ungeahnt oft tiefe Blicke thun dürfen in die Sehnsucht der Menschenseele nach Licht und Trost und hinein auch in die Liebesthätigkeit der Armen unter sich (ohne Statut und Paragraph), das erquickt und das ermuthigt!"

Alle 3 Monate hielt Frommel mit den schlichten Leuten in dem großen Saale der Brüdergemeinde biblische Besprechung in Form einer Katechese. Das Thema war durch die „Bibelfrauen", die unter Anleitung von Mrs. Davies die Droschkenkutscherfamilien besuchen und mit dem weiblichen Theil der Familie Näh- und Flickstunden halten, einige Wochen vorher schon bekannt gegeben. In freien Stunden auf dem Kutscherbock suchen die Männer, zu Hause die Frauen sich dann die einschlägigen Stellen der heiligen Schrift zusammen; so können sie sich Alle gehörig zu der Katechese rüsten.

Das war nun ebenso wenig wie in der Sonntagschule, die Frommel in der Garnisonkirche ein Jahr lang persönlich leitete, ein strenges Examen mit vorschriftmäßigen „W-Fragen", sondern eine frische fröhliche Unterredung. Wie wußte er die in der Form oft recht ungeschickten Antworten freundlich zurecht zu stutzen, daß sie zu einem kunstvollen Ganzen wurden, und sie ohne Mühe zu verknüpfen. Und wie liebten sie ihn, von dem sie fühlten, daß er ihnen an den Abenden, wo sie nichts verdienten, während der Besprechung doch mehr schenkte, als wenn er als königlich honorirender Fahrgast bei Krankenbesuchen in der Stadt oft stundenlang unten den Wagen warten ließ und oft den Preis einer ganzen Fahrt als Trinkgeld dreingab.

Schneller als es die guten Leute ahnten, sollte ihnen ihr Hofprediger entrissen werden.

Die letzte Feier mit den Droschkenkutschern war gehalten worden. „Ich will an Euch denken", so hatte er ihnen zugerufen beim Scheiden, „und ich hoffe, ich höre auch von Euch, und wer mir schreibt, dem werde ich antworten. Es soll Euch, wenn Ihr hier wieder zusammenkommt, an nichts fehlen, auch wenn ein Anderer zu Euch spricht statt meiner. Der Diener geht, der

Herr bleibt; er bleibe am Morgen unserer Kinder, am heißen Mittag unseres eigenen Lebens; er bleibe am stillen Feierabend und auch, wenn die letzte Nacht kommt."

In den letzten Wochen vor der Abreise nach Plön strömte Alles zu ihm, ihm Lebewohl zu sagen. Da kommt auch eine biedere, tüchtig in die Breite gegangene Droschkenkutscherfrau — Hofwohnung, 4. Stock — mit gesundem Gesicht und rothgeweinten Augen. Man ruft den Hausherrn. „Ach nee, Herr Hofprediger, det Sie ooch so sind und nu von uns wechjehn! Und da habe ick Ihnen hier unsern Rosenstock mitjebracht, den habe ick selbst uffgezogen, den müssen Sie sich mitnehm', det Se uns da oben nich vergessen! Sehn Se mal, dieser Rosenstock, det sind wir: diese Rose hier, die große, det is mein Mann, und die scheene, uffjejangene — det bin ick, na und det kleene Knöspeken, det is unser Liesken. Und nu leben Sie wohl, Sie oller juter Kirchenvater!"

Noch so manches „Nothankerwerk" wäre hier zu nennen, das Frommel mit treiben half, wo es galt, die Herzen warm und willig zu machen im Dienst der Kirche und der Menschenliebe. „Wenn draußen die Sonne sinkt", so heißt es in einer seiner Schriften, „dann gehen die »Festsonnen« auf, die Vorträge und Theeabende und Nachfeiern", und mitunter dünkte es ihm fast zuviel des Guten, was in Berlin für „gute Zwecke" unternommen und geleistet wird. „Man wird nicht nur todtgepredigt oft, sondern auch todt-vorgetragen!" sagte er einmal. Und doch wurde ihm selbst das Absagen eines Vortrages oder einer Ansprache blutsauer, noch viel saurer als das Zusagen.

Manchmal konnte es wohl geschehen, daß er im Gedränge der Arbeit des Tages bis zum letzten Augenblick noch nicht wußte, worüber er am Abend reden sollte. Einmal aber half ihm ein gütiger Zufall, der doch keiner war, aus der Verlegenheit. Es galt eine Ansprache bei dem Feste einer Anstalt zur Pflege verlassener Kinder.

„Ich sann", so erzählt er selbst, „aber ich brachte nichts zu Wege. Unsere Anstalten laboriren ja meist an einem Defizit,

leider nicht bloß an Geld, sondern auch an Glauben, an Liebe --- und manchmal auch an Verstand. Geht es aber nicht anders bei bester Ueberlegung, dann sind Schulden und Defizits die Gewichte an der Uhr des Gebets, damit sie in richtigen Gang kommt. Also es mußten nothwendig 900 Mark zum Abend geschafft werden. Ich hatte aus Erbarmen mich breitschlagen lassen — und mußte dran. Da bekam ich denn unverhofft zwei Texte. Den einen von der Straße (nämlich das Wort des Hoforganisten, das wir unseren Lesern oben mitgetheilt, das Wort von der „guten Seite"), den anderen aber von der Post durch ein Büchlein von Karl Geroks Hand. Es war »Unterm Abendstern« — und die Widmung „do ut des" — »ich gebe, damit du giebst«. (Ich hatte nämlich auf seine Zusendung ein Gedicht verbrochen und ihm gesandt, so erwartete er jetzt wieder eins.) Ich aber dachte: Nun hast du den zweiten Text. Ich wollte nun so verfahren: Das Büchlein mit Geroks eigenhändiger Widmung am Abend zum Besten der Anstalt an den Meistbietenden versteigern und für 50 Mark losschlagen und das als »ersten Theil« bringen. Als ich mich zum Fortgehen rüsten wollte, wurde ich in ein Hotel gerufen zu einer kranken Dame, die mich zu sprechen wünschte. Ich ging hin und fand eine alte, nervöse Bekannte, die mir fast eine Stunde vorklagte von all ihren Bresten und Schmerzen. Nach einer Stunde stand ich auf und sagte ihr — da sie sehr reich war: »Ich habe Ihnen etwas gegeben — nämlich eine ganze Stunde mein Ohr und meine Zeit für Ihre Klagen, nun muß ich fort und für die armen Kinder reden; wollen Sie mir etwas für sie geben? Sehen Sie, in dem Büchlein steht: „do ut des."« — »Recht gerne«, sagte sie und drückte mir ein Couvert in die Hand. Als ich es unten öffnete, waren es — gerade 50 Mark. Ich sagte mir: So, nun behältst du deinen Gerok.

Ich erzählte in der Versammlung frischweg, was mir heute passirt war. Also — von meinen »guten Seiten« zuerst. Was meinte eigentlich der Hoforganist damit? Mein Predigen, Schriftstellern, Musiziren? — Ach, nein: ich sollte ihm was

geben. Das war die »gute Seite«. — Seht, meine Freunde, fuhr ich dann fort, was ist die beste Seite am lieben Gott? Seine Allmacht oder seine Weisheit, seine Allwissenheit oder Gerechtigkeit? Gewiß, das Alles ist herrlich — aber die beste Seite ist doch seine Gnade und Barmherzigkeit, daß er giebt und vergiebt! Darum dies Wort — do ut des — so bedeutsam, weil es auch eine Hausregel im Hause Gottes ist. Gott giebt — was hat er uns nicht Alles gegeben! Denken Sie nur an diese verlassenen Kinder! Wir hatten doch eine Heimath, ein liebes Elternhaus und das Beste, was wir in die Welt hinausgebracht, haben wir dort eingeathmet. Und nun solch ein Kind, das nur mit Herzweh an seine Eltern denken kann, nie im Leben erfahren hat, was Liebe einer Mutter ist — und Sie wollen nicht geben, da Gott Ihnen so reich gegeben? Wie muß es sodann doch Ihnen aufs Herz fallen, was Er Ihnen gegeben in Seinem Worte, in der ganzen Welt Seines Reiches, in der täglichen Vergebung, durch den Trost im Leben und Sterben? Und Sie wollten nicht geben und helfen, daß diese Kinder von der Liebe Gottes und des Heilandes etwas hören und den Spruch lernen: »Ob auch ein Weib ihres Kindleins vergäße, will ich doch deiner nicht vergessen«, spricht der Herr. Nein, hier sind die ersten 50 Mark, die ich auf »den Tisch des Hauses« niederlege. Helfen Sie weiter, und wenn Sie an diesem Abend die nöthigen 900 Mark geben, dann will ich Ihnen das Zeugniß geben: »daß Sie wenigstens heute Abend auch, sozusagen, Ihre guten Seiten hatten«. — Der Erfolg war »brillant«, wir bekamen noch mehr als das Erbetene."

Man versteht, daß die Berliner einen Mann, der so die Herzen warm und die Beutel leer zu machen verstand, sich bei keiner Gelegenheit entgehen ließen. Aber es war nachgerade zu viel auch für eine so spannkräftige Natur wie die seine. Das fühlte er wohl, als er im Jahre 1893 — eines der ersten Male — eine Rede absagte: Er schrieb darüber zum Trost für sein Nichtkommen dem betreffenden Amtsbruder, der ihn geladen hatte, nachstehende Verse (15. Mai 1893):

„Ein alter Mann taugt nicht zum Reden —
Der ſpinnt wie Spätherbſt nur die Fäden;
Die Jungen müſſen nun herbei,
Daß ihnen auch 'ne Arbeit ſei.
Denn nimmt das Alter nicht gern ab,
Geht Jugend nicht zum friſchen Trab!
Drum laß den alten Frommel fein
Im Sabbathfeiern thätig ſein!“

Aber ſo lange er ſelbſt am Werke ſtehen konnte, feierte er nicht, ſondern that was er konnte, auch mit halber Kraft.

„Hier iſt Arbeit“, ſchreibt er (im Oktober 1884): „Noth an allen Ecken und Enden, immer dieſelben Hände, die arbeiten, nur werden die alten ſchwach und wenig junge treten ein. Meine Kraft will mir oft wie ein flackerndes Licht vorkommen, ich lebe und ſterbe, und an einem Tage wird's mal Feierabend werden.“ Er glaubte ſelbſt nicht, daß er noch ſo lange nach dieſen Worten in der erſten Reihe der Arbeiter und Kämpfer ſtehen würde. Eine wunderbare Kraft hielt ihn: die Kraft ſeines Gottes und die Kraft ſeiner Menſchenliebe, die den „Sebaldus“ Gutes thun und nicht müde werden ließ.

Es war ein Leben im Sturm, das er führte, und hiermit hing neben der Unruhe des häuslichen Lebens eine gewiſſe Ungenauigkeit im Einzelnen, in Kleinigkeiten, ein Vergeſſen beſtimmter Termine und Zeiten, flüchtig gegebener oder geſchriebener Worte ganz natürlich zuſammen: wer möchte das nicht verſtehen und verzeihlich finden? „All ſein reiches Schaffen“, ſagt einer ſeiner wärmſten Freunde, „war wie auf der Flucht; — wenn dann ein Freund, dem er vorwarf, daß er ihn ſo ſelten aufſuche, ihm ſagen mußte: »Ja, beſter, überlaſteter Freund, weil ich Sie liebe, beſuche ich Sie eben nicht!« dann beklagte er ſich wohl, daß er meiſt zu ſeinem Beſten und Liebſten im Leben nicht käme. Ueber Weniges ſonſt haben wir ihn klagen hören, ſo viel er in den letzten Jahren unter den Schmerzen jener krankhaften Neubildungen, die ſchließlich ſeinen Tod herbeiführten, zu leiden hatte.“ — Es wäre zwecklos, zu fragen, was ſchwerer gewogen habe, die innerſte Miſſion, die er an Einzelnen und im Ver-

borgenen, oder die Arbeit der Liebe, die er in der Oeffentlichkeit an Vielen gethan. Aber wahr bleibt und in viel reicherem Maße als bei vielen Anderen hat sich an ihm erfüllt, was er einst geschrieben: „Täglich nur eine halbe Stunde" (bei ihm war es ja mehr) „für Andere gesäet, und du wandelst im Alter durch ein Aehrenfeld der Liebe, der Freundschaft und der Freude!" und auch das andere Wort des Sebaldus Nothanker — Frommel hat es erfahren dürfen:

„Am Strome stehen und sinnend hineinschauen, was Alles an ihm vorübertreibt, ist interessant; aber seliger ist es, aus diesem Einen retten zu dürfen. Dann war auch solch ein Tag in Berlin nicht verloren."*)

Vierzehntes Kapitel.

Auf der Kanzel und am Altar.

Siebenundzwanzig Jahre hat Frommel auf der Garnisonkanzel gestanden — eine lange Zeitdauer für einen Militärgeistlichen! Seine ganze Originalität war gewiß im Leben und im Verkehr zu allererst, aber doch nicht zuletzt auf der Kanzel ausgeprägt, so daß, wer ihn auch sonst nie gesehen oder gelesen, doch einen nachhaltigen und ganz eigenartigen Eindruck von ihm mit nach Hause nahm.

„Es giebt wohl keinen Berliner", schreibt Julius Lohmeyer,**) „der nicht die Erinnerung an eine poesievolle Predigt, eine auf Wesen und Art des Verstorbenen liebevoll eingehende Grabrede oder herzenswarme Taufrede, eine festliche Ansprache Frommels als etwas durchaus Eigenartiges und Wohlthuendes im Ge-

*) „Nachtschmetterlinge", S. 142.

**) In Warneke, Monatshefte für Deutsche Litteratur, Jahrg. 1897, Nr. 1.

dächtniß bewahrte. Wie manches freimüthige Wort aber hat der sonst so Milde auch in heiligem Zorn von der Kanzel herab in die Welt gerufen,*) das den Bann einer still getragenen Verstimmung muthig brach und dem allgemeinen Unwillen tapfere Worte lieh."

„Er war ein Redner von Gottes Gnaden", schreibt Feldpropst Richter,**) „der nicht mühevoll, wie aus dem Ziehbrunnen, das Wasser des Lebens aus der Tiefe hob, sondern es strömte ihm zu wie ein lebender Quell. Aber er wußte auch, wo die lebendige Quelle war; er lebte in Gottes Wort als dem Brünnlein, das Wasser die Fülle hat. Er kam aus keiner Schule und doch aus der besten — der Schule des Geistes im Worte des Lebens. Henhöfer war ihm Vorbild hierin gewesen und das Wupperthal seine Hochschule.***) Er lebte in der Schrift und darum redete er aus der Schrift. Er hat so viel gepredigt und geredet, wie kaum ein Anderer unter den Geistlichen der Gegenwart,†) und doch hat er sich nicht ausgepredigt, „denn er schöpfte aus dem Jungbrunnen des Wortes Gottes", und, fügen wir hinzu, er predigte nichts Anderes als eben dies alte und doch ewig neue Wort. „Was im Braftberger steht", so hatten die Bauern in Altlußheim gemeint, „was Luther gelehrt", möchte vielleicht mancher Andere sagen, denn sein ganzes Christenthum war lutherischer Prägung, „was die Schrift sagt," so wird es wohl am richtigsten zutreffen.

Wenn überhaupt von einem besonderen Ziel die Rede sein kann, das Frommel in der Predigt verfolgte (ist er doch überzeugt, daß wir Geistliche überall, nicht nur auf der Kanzel, „im

*) Ein Beispiel haben wir oben gelegentlich der Civilstandsfrage erwähnt; ein anderes s. in Kap. XVIII, nach den Reichstagswahlen 1890.

**) Ein Kranz auf Emil Frommels Grab. Berlin 1897. E. S. Mittler & Sohn.

***) Vergl. die Abschiedsworte an die Gemeinde zu Wupperfeld, S. 81 dieses Bandes.

†) „In allen Kirchen Berlins", so erzählt Frommel selbst, „habe ich (mit Ausnahme von vieren) gepredigt; in 65 Städten Deutschlands während der Berliner Amtszeit gepredigt und Vorträge gehalten."

Dienst" unseres Zeugenamts stehen), so wird man sagen dürfen: es war dasselbe, was Christus im Auge hatte, als er dem verschmachteten, unter dem Druck der Alltäglichkeit, der Welt mit ihrer Angst und Sorge seufzenden Volke zurief: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Wohl verstand er es auch, das zeigen die Predigten aus Karlsruhe und Barmen, den Hammer des Gesetzes zu schwingen; aber in seiner Natur lag es doch mehr, und sein ganzes Herz ging ihm erst auf, wenn er das Evangelium verkündigen durfte. Nicht auf „Bekehrung" im landläufigen (negativen) Sinn ging seine Predigt aus. Das Wort kam sogar selten in seinen Mund. Aber die Sache war immer da. Nur, daß er, wie gesagt, das „Ja" des neuen Wandels mehr als das „Nein!" zum alten betonte. Nicht wollte er den Menschen die Hölle heiß, sondern den Himmel lieb machen.

Damit stimmt die Predigtregel, die er uns Jüngeren gab: „Nur nicht schlagen mit dem Netz, sonst springen alle Fische fort, sondern still hinunterlassen und langsam heraufziehen" . . . und weiter: „Zum Gockler, der mit den schönen Federn hoch auf dem Haufen steht und schreit, kommt kein Küchlein gelaufen, aber wenn die Henne gluckt und so wehmüthig ruft, dann kommen sie herbei." — Von den gewöhnlichen Bußpredigten, wie sie besonders jüngere Geistliche gern halten, hielt er denn auch nicht viel. „Ich habe gesehen", schreibt er einmal, „daß man nichts mit dem Drauflosschlagen, wenig mit dem Gesetz ausrichtet. Das Predigen der Buße werden die Leute schließlich gewohnt, lassen sich schelten und bleiben die Alten. Die Liebe allein bessert."

Auch um das, was man „Rührung" nennt, diese von Vielen mit Erfolg betriebene, rein seelische Wirkung, war es ihm nicht zu thun. „Wer das Thränenregister zieht", sagt er einmal, „der kann wohl die Leute etwas bewegen, aber es wächst nichts; ebenso wenn man auf einen Blumentopf, in den nichts eingesäet ist, immer Wasser gießen wollte." Was er wirken und wecken will, ist vielmehr die Freude des Himmelreichs, die zugleich Kraft des Wachsthums ist. Daß diese Freude nur im Kampf und aus

der Traurigkeit des Herzens geboren wird, das an sich selber bankerott geworden, das hat er immer wieder bezeugt aus der Tiefe der eigenen Erfahrung.

Aber wie er die eigenen Wunden,*) die ihm das Leben geschlagen, nicht auf die Kanzel brachte, sondern, nach dem von ihm so gern gebrauchten Bilde jenes Fahnenträgers von Waterloo, in der Stille des Kämmerleins verband, um dann mit gesalbtem Antlitz vor die Gemeinde zu treten und den Sieg seines Herrn zu verkünden, so trug auch seine Erweckungspredigt diesen freudigen Charakter, sie „rasselte nicht mit den Ketten", sondern verkündigte den Gefangenen, daß sie frei seien, wenn sie nur wollten.

Freude! Liebe! diese beiden Grundzüge seines Wesens wie seiner Auffassung des Evangeliums, sprachen sich denn auch in der Wahl seiner Texte aus, in der Vorliebe, mit der er gewisse Abschnitte und Perikopen immer wieder behandelte, so das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes**) und Phil. 4, das Paulinische „Freuet Euch! und abermals sage ich Euch, freuet Euch, Eure Lindigkeit laßt kund werden Allen Menschen, sorget nicht."

Den Kämmerer, der seiner Straße fröhlich zieht (Apostelgesch. 8), hat er noch in Plön in seiner letzten Predigt der Gemeinde und sich selbst vor Augen gestellt, und das „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" gab den Text zu seinen letzten Worten an die Berliner Gemeinde.

Ein Zug, der, wie im Leben so in allen seinen Predigten hervortrat, war die große Hoffnung, die er für die Menschen hatte. Mit dem Auge der Liebe sah er sie eben an, er suchte den Menschen nicht, wie er ist, sondern wie er durch Gottes Gnade werden soll.

---

*) Vergl. Bd. III, Briefe aus Amt und Haus, S. 72, „Meine Biographie liegt zumeist in meinen Predigten" ꝛc.

**) Bezeichnend ist, was er einmal aus Straßburg schreibt, daß er nämlich am Sonntag vor Estomihi den Text 1. Kor. 13 vorausgenommen, weil er die Predigt an jenem Sonntag an einen Andern abgeben sollte, und doch wollte er „die Liebe nicht fahren lassen".

Gern erinnerte er, wenn es auf dies Thema im Gespräche kam, an den großen Thorwaldsen, der einst einen Marmorblock zu Carrara mit seinen tiefen, blauen Augen anschaute, dann plötzlich sprach: „In diesem Bilde steckt ein Christus.“ ... „So soll auch die Predigt das Göttliche im Menschen suchen und an ihrem Theil mitwirken, die Menschen in der Liebe Christi loszulieben von sich selbst und sie an das Herz ihres Gottes und Heilandes heranzulieben.“

Wollen wir noch eine Eigenthümlichkeit seiner Predigtweise hervorheben, die mit der Art seines Christenthums eng zusammenhing, so wäre es der häufige und sicher nicht zufällige Gebrauch des „Mein“ in der Predigt, mein Gott, mein Heiland, mein Herr, statt des objektiven und kühleren „Der Herr“, „Gott“, „Christus“ ꝛc. So redete in ihm der lutherische Pietismus, von dem er herkam und den er nie abgestreift hat. Mochte darunter auch nach Ansicht der theologischen Kritik die „Objektivität der Verkündigung“ leiden, an Wärme und damit an Ueberredungskraft hat sie sicher dadurch nur gewonnen.

Im Ganzen hielt sich Frommel an die Perikopen der Landeskirche und zwar besonders an die Evangelien. Aber auch da, wo er freie Texte wählte, waren es gewöhnlich längere Abschnitte, am liebsten Geschichten oder Gleichnisse, die er behandelte, weil sich da Auslegung*) treiben ließ, die ihm immer das Wichtigste erschien, wichtiger als „Probleme lösen“. Wie Menken mißbilligte

*) Wie Frommel die Schrift zu verwerthen wußte, wie er sie auf eine ganz eigenthümliche Weise seinen Hörern aus- und anlegte, dafür ist, wie Prof. Scholz einmal bemerkt, ein sehr lehrreicher Beweis die Auslegung von 1. Mose 21, 33, die seine Freunde mehr als einmal von ihm gehört haben. Es heißt dort in Luthers Uebersetzung: „Abraham pflanzte Bäume und predigte daselbst vom Namen des Herrn.“ So meinte er, müsse auch bei uns in aller christlichen Thätigkeit immer Beides zusammengehen, der praktische Dienst der Liebe zum gemeinen Nutzen und das Bekenntniß zum Namen des Herrn, die Predigt durch die That und durch das Wort, Humanität und Christenthum, Kultur und Mission — eine Auslegung, die schließlich auch der strengste Exeget wird gelten lassen, wenngleich er vielleicht anmerken müßte, daß dort nur von einer Tamariske die Rede ist, deren

und vermied er soviel als möglich das bloße Anknüpfen an den Text, ja, fast möchte man ihm die freilich stark übers Ziel hinausschießenden Worte in den Mund legen, die Menken im Jahre 1799 geschrieben: „Ich halte dafür, dem Satan sei ein Hauptstreich gegen das Reich Gottes gelungen, als es ihm gelang, die alte biblisch-analytische Methode zu verdrängen und die synthetische einzuführen. Da, als man anfing, das Wort Gottes als ein Spruchkästlein zu gebrauchen, den Text nichts als ein Motto sein ließ, anstatt dem Volk ein Wort Gottes auszulegen, über ein allgemeines in den Lüften schwebendes »Thema« redete, da war's um allen Nutzen der Predigt gethan."

In diesem Sinne ist Frommel kein moderner Prediger gewesen; aber als moderner Mensch setzte er die alte Predigtweise fort. „Denn so unerschütterlich er sich in Sachen des Glaubens auf den Boden der Vergangenheit stellte, so empfänglich war er für die Geistesströmungen und Bildungselemente seiner Zeit und suchte er ihren Bedürfnissen gerecht zu werden. Nicht die Sprache »Kanaans«, sondern die des 19. Jahrhunderts, vor Allem die Sprache seines Volkes hat er in seinen Predigten geführt. Und hierin lag das Geheimniß, weshalb ihn Alle, vom General und Geheimrath bis zum schlichten Mütterlein im Schiff der Kirche und zu den Grenadieren auf den Emporen, verstanden."

Pflanzung eben auch ein Kultusakt war. Viel tiefer und in die Sache gehend konnte man ihn das neue Testament auslegen hören.

Wir erinnern uns einer Gustav Adolf-Predigt von großer Wärme und ausgezeichneter Wirkung, die Frommel über einen Text aus dem Hebräer-Brief, irren wir nicht, vom Wohlthun und Mittheilen (Kap. 13) hielt, und deren ganze erste Hälfte dem Gedankengang des Briefes gewidmet war, ausholend von dem 1. Kapitel: „Nachdem Gott vor Zeiten" ꝛc. . . . um der Gemeinde das Wohlthun und Mittheilen in den rechten Zusammenhang christlicher Heilsordnung, an den rechten Ort innerer Aneignung zu rücken. Solche biblischen Predigten, die sich nicht nur mit der Schrift schmücken, sondern aus ihr schöpfen, machten um so tieferen Eindruck, als sie, ohne Lob und Tadel gesagt, unter uns immer seltener werden, und Frommel war ihr würdiger Vertreter.

Das Wort Emanuel Geibels:

„Das Schwerſte klar und Allen faßlich ſagen
Heißt aus gediegenem Golde Münzen ſchlagen",

es paßt auf Frommel, als ob es von ihm geſagt wäre.

Als ein Mann des Volkes ſprach er zu ſeiner Gemeinde und doch als Künſtler zugleich, der ſtatt langer Gedankengänge einen Gedanken feſthält und ihn allſeitig verwerthet, wie einen Diamanten ihn in den verſchiedenſten Farben ſpielen läßt; als ein Kenner ſeiner Zuhörer ſprach er, ohne lang zu ſein, doch „mit einer Ausführlichkeit, die ihn ſagen ließ, was Mancher irrthümlicherweiſe für ſelbſtverſtändlich hält, da man unter gewöhnlichen Umſtänden die geiſtige und geiſtliche Faſſungskraft des Hörers faſt immer überſchätzt und das Einfachſte gerade deshalb oft die größte Wirkung erzielt, weil es von den Einfachen erfaßt wird". So ſparte Frommel denn auch in Berlin weniger als in Wupperfeld, wo die bibliſch und geiſtlich geförderte Gemeinde deſſen nicht in dem Maße bedurfte, Geſchichte und Gleichniß in der Predigt, um vom Vergänglichen zum Ewigen hinüberzuleiten. Bilder verſtehen Alle, das war mit Dr. Luther*) ſein Grundſatz. Wo er konnte, wandte er ſie möglichſt ſchon in den Dispoſitionen an. So, wenn er einmal, geiſtvoll und doch ſo einfach, in einer Char-

*) Vergl. die draſtiſchen Ausführungen Luthers über echte Volkspredigt: „Verflucht und vermaledeiet ſeien alle Prediger, die in Kirchen nach hohen, ſchweren und ſubtilen Dingen trachten und dieſelben dem Volk vorbringen und davon predigen, ſuchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einem oder zwei Ehrgeizigen zu Gefallen thun! . . . Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, ſchweren und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht faſſen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen iſt hohe Lehre nichts nütze, faſſen auch nichts davon, und wenn ſie ſchon ſagen: »Ei, er hat köſtlich Ding geſagt und eine gute Predigt gethan«, da man ſie aber fragt: »Was war es denn?« — ſo ſagen ſie: »Ich weiß es nicht.« Man muß den armen Leuten weiß weiß, ſchwarz ſchwarz ſagen, aufs Allereinfältigſte, wie es iſt, mit ſchlichten, deutlichen Worten, ſie faſſen es noch kaum. — Ach, wie hat doch unſer Herr Chriſtus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrte! Von Weinſtöcken, von Schäflein, von Bäumen ꝛc. braucht er Gleichniß, Alles darum, daß es die Leute verſtehen, faſſen und behalten können."

freitagspredigt das Sterben des Herrn als den großen Sonnenuntergang auf Golgatha und die letzten sieben Worte als die letzten Strahlen der untergehenden Lebenssonne Jesu faßte: „Wie sie den letzten vergoldenden Strahl auf den Schächer sendet, sich hinter den Wolken verbirgt, siegreich wieder vorbricht, friedevoll sich neigt und den goldnen Schimmer zurückläßt, bis die stillen Sterne aufsteigen" (Hauptmann unterm Kreuz, Nikodemus), oder wenn er in der Weise des „Heliand" die Himmelfahrt als das „Krönungsfest des Herrn feierte, den seine Mannen umgeben bei der Reichsproklamation."

Ueberhaupt sind seine Predigteintheilungen (ebenso die Einleitungen zur Predigt) das, was unter Hunderten sofort eine Frommelsche Predigt herauserkennen läßt. Er verstand es wie Wenige unter den Aelteren — etwa Max Frommel (und in seiner Weise Kögel) ausgenommen — gleich in Thema und Eingang ins Schwarze zu treffen, Nägel einzuschlagen, die saßen und an denen der Hörer die Gedanken der Predigt heften, den Gedankengang, wo er ihm etwa entschwunden, wiederherstellen konnte. Es war der Künstler in Frommel, der hier auch wieder seine Meisterschaft zeigte, indem er allemal den kürzesten und faßlichsten, konkretesten Ausdruck für das, was er sagen wollte, zu finden wußte. So, wenn er am Todtenfest über die schwierige Stelle prediget: „Lasset die Todten die Todten begraben" u. s. f. und als Thema wählt: „Nicht Todtengräber, sondern Lebensträger!" — oder den Herrn bei den Jüngern von Emmaus als den wunderbaren Gast schildert: „Er will sie trösten und straft sie; er will sich ihnen offenbaren und verhüllt sich vor ihnen; er will bei ihnen bleiben und verschwindet vor ihnen."

Die Bilder kamen ihm ungesucht und oft in solcher Fülle, daß man wünschen konnte, er hätte seinen Reichthum zurückgehalten und statt vieler Bilder nur eins oder zwei ausgeführt. Und doch konnte sich Frommel schließlich nicht auch auf die Schrift, auf einen Mann wie Petrus berufen, der in seinem zweiten Kapitel des ersten Briefes fast in einem Athemzuge die Brüder als die „eben geborenen Kindlein, die lebendigen Bausteine

des geistlichen Hauses, die königlichen Priester, das Volk des Eigenthums, die Pilgrime und Fremdlinge und Schafe des guten Hirten" anredet?

Auch den Humor ließ er in der Predigt zum Rechte kommen,*) und mehr als einmal ging, wie bei Henhöfer, ein Lächeln durch die Kirche, wenn ein gutes Wort eingeschlagen hatte. Aber sofort war Alles wieder im Gleichgewicht, vielmehr es blieb darin, denn vom Humor zum tiefen Ernst, das bedeutete bei ihm keinen Sprung, nur eine andere Wendung. Selbst an recht derben Zügen fehlte es dabei nicht; aber gerade diese volksthümlichen Zuthaten seiner Rede nahmen viele seiner Hörer mit sich hinweg, wenn sie einmal dem großen Zuge des Vortrags nicht ganz folgen konnten.

Frommel war, wie in seinen Volksschriften so auch auf der Kanzel, schließlich Künstler und Dichter, wenn er auch nie, wie sein Vorfahr und Großvater Gambs, zur dichterischen Form überging. Als ein Gottessänger griff er in die Harfe im Geist der ersten Zeugen, und als Wächter hoch auf der Zinne hat er wohl auch zur Posaune gegriffen, die Gemeinde des Herrn zu wecken und zu begeistern zum Kampf um das höchste Gut, aber ein geistlicher Redner im strengen Sinn ist er nicht gewesen und wollte er auch nicht sein. Dafür fanden sich, wie Freund Lohmeyer schreibt, „in seinen Reden oft großartige Momente schöpferischer Begeisterung, in denen er den höchsten Ausdruck Welt und Ewigkeit erfassender Poesie und weltversöhnenden Humors neben großen historischen Ausblicken fand. Dann bekam seine Darstellung etwas mächtig Plastisches, das uns bewundernd den anschauenden Dichter und Künstler erkennen ließ."

*) Vergl. u. A. seine Lukaspredigt über die Heilung am Sabbath, auf die wir im neunten Kapitel hingewiesen, und die vom barmherzigen Samariter; auch eine Stelle, wie diese, mag als Illustration dienen, wie er Humor und Bild in der Predigt reden ließ: „Will der Kaiser Einen ehren, so giebt er ihm ein Kreuz, es fängt mit einem kleinen an, und je mehr er ihn ehren will, desto größer wird es und geht zuletzt als Großkreuz über die ganze Brust. Und die Leute sind nicht traurig, wenn solch ein Kreuz größer wird."

Wir verstehen nach Allem, wie ein so veranlagter Redner gerade in einer Stadt wie Berlin außerordentlich wirken mußte, wie er — und hierin liegt gewiß seine große, vielleicht einzigartige Bedeutung als Homilet — Unzähligen durch seine Predigten und Gelegenheitsreden einen Anstoß gegeben hin zu Christo, dem Schönsten der Menschenkinder, wie er Viele, die fern waren, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, dem Reiche Gottes hinzugebracht, ob auch vielleicht nur in den Vorhof hinein; es ist doch ein „Leuchten aus dem Heiligen und Allerheiligsten durch ihre Seele gegangen". Ging auch sein Wirken als Prediger, wie D. Richter schreibt, „mehr in die Weite als in die Tiefe", wir nehmen dies Wort gern für die große Mehrzahl seiner Hörer auf; „er ist Vielen, die draußen standen, durch die Vermittelung seiner Persönlichkeit, die das »homo sum, humani nihil a me alienum puto« in das Licht der Ewigkeit, wie kaum ein Anderer zu stellen wußte, ein Führer zum Herzog der Seligkeit geworden."*)

Aber vergessen wir nicht: Frommel war vor Allem Soldatenpfarrer. Und zwar war er es durch und durch, so gut wie er ein ganzer Bauernpfarrer mit Leib und Seele gewesen ist. Und doch, er sprach auch auf der Garnisonkanzel, wenngleich einfacher

*) Wir können uns nicht versagen, wenigstens in dieser Anmerkung die Worte von D. Scholz über Frommel als Dichterprediger anzuführen, die er in der „Christlichen Welt" ihm nachruft: „Es standen ihm auch in seinen ernstesten Stunden die Grazien liebenswürdig zur Seite, und Viele mögen es mit mir als eine wahre Wohlthat, als eine Bereicherung des Lebens empfunden haben, in unserem etwas kalten Norden einer so warmen temperamentvollen, lebensfrohen und reich bewegten und beweglichen Natur kirchlichen Gepräges zu begegnen. Darin war Frommel Typus: der Typus etwa des französischen Abbés, ins gute Deutsche und Evangelische übersetzt. Wir haben in Berlin durchaus keinen Ersatz für ihn, und doch werden wir darüber einig sein: kein ästhetisches Christenthum, gewiß nicht, aber wo die Gabe vorhanden ist, ja nicht zu ängstlich dreingesehen, sondern auch die ästhetischen Mittel in den Dienst des Heiligthums gestellt! Man war freilich bei Frommel in einem Punkt ganz sicher, daß er nämlich nie die Grenzen des guten Geschmacks, des Schicklichen überschreiten, nie das Mittel zum Zweck machen würde."

in mancher Hinsicht als in Barmen, reifer und formgewandter als in Karlsruhe, im Ganzen nicht anders als er immer geredet hatte. Wie ihm jedes künstliche Pathos als Prediger fehlte (nach Mancher Ansicht sogar zu sehr fehlte, denn er sprach, wie Claus Harms es will, „liederlich", das heißt wie ihm „der Schnabel gewachsen war"), so fehlte auch ihm bei jener Kommandoton auf der Soldatenkanzel. Und ebenso wenig wie er es einst für angezeigt gehalten, seinen Bauern von Rübenbau und Kartoffeln, von Ernteaussichten und Hagelschäden oder im Wupperthale von Arbeiterfrage und Kapitalismus, von Diskonto und Fabrikwesen zu sagen, ebenso wenig hörte man bei ihm je etwas von Dienst und Drill, von der Nothwendigkeit der Disziplin und von den Gefahren der Sozialdemokratie. Schon Schleiermacher hat darauf hingewiesen, daß es keine Predigten für besondere Berufe giebt. Also auch nicht, was Viele glauben, fürs Militär. Frommel war derselben Ueberzeugung. Er gehörte nicht zu denen, die auf der Kanzel „den Tornister auspacken". Zu einem Kriegskameraden aus dem Jahre 1870 sagte er einmal auf die Bemerkung, er müßte eigentlich die Leute etwas schneidiger anfassen in der Predigt: „Ach, wissen Sie, verehrter Freund, die Leute haben die ganze Woche schon das schwarze Donnerwetter über dem Haupt, da sollen sie wenigstens am Sonntag ein Stücklein blauen Himmel sehen!"

„Ringsum Soldaten und doch keine Kommißpredigt", so heißt es in einem Artikel des „Kapellenblattes", dem Frommel mit Beiträgen seiner Feder öfters gedient.*) „Nie klopfte er", nach seinem eigenen Wort, „seinen blauen Jungens den Rock aus", sondern verhalf ihnen zum Feierkleid der Kinder Gottes. Nie klang seine Predigt wie Regimentsmusik,**) sondern stets wie

*) Jahrgang 1897, Nr. 6.

**) Die Begabungen sind ja verschieden, aber auch die Ansprüche unserer Gemeindeglieder. Es ist nicht unmöglich, daß der „Regimentsmusikton" nach Ansicht einiger Kreise auch heute noch für die Soldatenkanzel einzig und allein angebracht ist. Im Ganzen aber dürfte doch wohl die Zeit des alten Dessauer vorüber sein, der den jungen Geistlichen, welcher sich als Feld-

Orgelton, auch wenn er starke Register zog, und wie Glockenklang, auch wenn er Sturm läutete. Darum fand auch die Gemeinde der Frauen bei dem Soldatenprediger, was sie brauchte für Herz und Leben. Gegenüber einem falschen Militarismus und erzwungenen Patriotismus auf der Kanzel ist aber gerade Frommel nach dem Zeugniß aller Einsichtigen ein Vorbild gewesen, wie ein rechter Soldatenpastor nur der ist, der erst dem Christen im Soldaten, dann dem Soldaten im Christen predigt. Er hat es meisterhaft verstanden, „seine Predigten auf den Boden der allgemeinen Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen zu stellen, und doch die Farbengebung im Einzelnen, die Lichter die er dem Bilde aufsetzte, den besonderen Empfindungen und Bedürfnissen des »Volks in Waffen zu entnehmen".

Zur rechten Zeit, namentlich in den Predigtdispositionen, scheute er auch einen militärischen Ausdruck nicht, wenn er ihm gerade glücklich zum Texte paßte. Wie wußte er da von vornherein seine Soldaten zu packen, wenn er ihnen predigte: „Von St. Pauli Morgenreveille*) (nach der Epistel des ersten Advent: „Es ist Zeit, aufzustehen vom Schlafe" ꝛc.) und seiner Tagesparole „Leget an die Waffen des Lichtes", oder von den „Ordenssternen des Hauptmanns von Kapernaum, den einzigen, die übers Grab hinaus in die Ewigkeit folgen", oder

prediger meldete, daraufhin prüfte, ob er sofort im Stande sei, ihn, den Fürsten, als fahnenflüchtigen Soldaten ob dieser Untreue tüchtig abzukanzeln. Ein Soldatenpfarrer müsse tüchtig grob sein, den Trinkern, Spielern und Deserteuren gehörig den Text lesen zu können, das war die Meinung des preußischen Exerzirmeisters, und wer das nicht verstand, taugte nicht zum Dienst in des Königs Rock; Frommel verstand es nicht und wollte es nicht verstehen, und seine blauen Jungens haben es ihm, wie sein Kaiser, gedankt.

*) Es ist mehrfach von der Kritik getadelt worden, daß Frommel scheinbar im Widerspruch mit dem oben Gesagten, aber doch wohl in dem Bestreben, zeitgemäß zu reden, oft mehr Fremdwörter in seinen Predigten brauchte, als nothwendig gewesen wäre. So, wenn er in einer Lukas-Predigt einmal spricht von dem „goldnen Ariadnefaden zum Bethlehemitischen Labyrinth", oder von „Mesalliance", „carte blanche", „Nektar und Ambrosia", „Lebenselixir" ꝛc., gewiß, die Ausdrücke hätten sich vermeiden lassen, aber der Gedanke wäre dadurch auch verblaßt.

über die „Feldpredigt" des Apostels in Epheser 6 oder den dreifachen Angriff des Versuchers in der Wüste: „Von der Flanke, im Rücken, in der Front" ꝛc. Wie viel Frommel in dieser Beziehung im Felde gelernt hat, ist oben erwähnt worden.

Frommel predigte gern vor seinen Soldaten; aber um wahr zu sein, muß gesagt werden, daß er die nothwendige Rücksicht auf das geistige und geistliche Niveau der Mehrzahl seiner Hörer, ebenso aber auch das vorgeschriebene Zeitmaß der Soldatenpredigt oft als eine lästige Fessel empfunden hat. Auch störte ihn der Gedanke daran, daß namentlich die von entfernten Kasernen kommenden Truppen zum Theil vom Kirchgang bereits ermüdet und die Gedanken vielleicht auch schon auf den „Appell" nach dem Gottesdienst gerichtet, in der Kirche saßen, wo sie nicht einmal an allen Plätzen gut hören konnten.*)

Deshalb nahm er es stets mit besonderer Freude an, in einer der Civilkirchen Berlins zu predigen. Nach einer solchen Predigt — es war in der eben errichteten Gnadenkirche — äußerte er zu einer Bekannten des Hauses: „Ach, es war mir, wie wenn ich in meiner alten Gemeinde am Rhein gewesen, was ist es doch, nicht in einer Zwangsjacke zu stecken und so aus dem Vollen reden zu dürfen und zu fühlen, wie's zurückströmt aus der Gemeinde, wie anders kann man den Reichthum göttlicher Gedanken entwickeln! Aber sehen Sie, mein Leben ist eine Kette von Entsagungen. Der Herr wird wissen warum. Nun bin ich zu alt, um eine andere Gemeinde zu übernehmen, und zu ermattet im Kampf ums Dasein, in den ich hineingestellt bin."

So ehrlich aus der Tiefe des Herzens diese Worte kamen, so aufrichtig ist doch auch der Schmerz gewesen, den Frommel beim Scheiden von seinen „blauen Jungens" empfand, so ehrlich das Bekenntniß: „Ich kann sagen, nicht eine Stunde hat mich's gereut, daß ich nach Berlin gekommen und bei meinen lieben Soldaten geblieben bin."

*) In der neuen Garnisonkirche ist diesem Uebelstande abgeholfen.

Mit dem Zeitmaß der Predigt fand er sich denn auch ähnlich wie in Barmen oftmals in der Weise ab, daß er in aller Ruhe das Buch zumachte: „Unsere Zeit ist um, wir werden das nächste Mal da fortfahren." Mitunter aber konnte es auch geschehen, daß er sich über die vorgeschriebenen 15 bis 20 Minuten einfach hinwegsetzte. So hielt Frommel am 15. Januar 1895 die Predigt bei Eröffnung des Landtages der Monarchie in der Schloßkapelle. Hier waren die „armseligen paar Minuten" dringende Vorschrift. Er kam aber nicht damit aus. Das Ceremoniell verschob sich, der Oberceremonienmeister ist ungehalten: „Majestät warten bereits"; gleichmüthig antwortet Frommel: „Erst ist Gottesdienst; das ging nicht so schnell, ich hatte den Herren allerhand Lichter aufzustecken." — Daß er im Uebrigen auch ganz kurz sein konnte, zeigt die Antrittspredigt in Berlin. Bis zur Kögelschen Epigrammatik, wie sie z. B. in seiner meisterhaften, aus einem einzigen Satz bestehenden Weiherede bei der Eröffnung des Nordostsee-Kanals zu Tage tritt, hätte Frommel es nie gebracht, oder er wäre eben in dem Augenblick, was ihm als Künstler nicht schwer fallen mochte, aber als Mensch unmöglich war, in eines Anderen Rolle gefallen.

Niemals in seinem Leben hat Frommel die Wirkung der Predigt als solche überschätzt, so viel dankbare und freudige Anerkennung ihm gerade über seine Weise, zu den Herzen zu reden, zu Theil geworden ist. Solch ein Dank war ihm als „Echo" aus der Gemeinde wohlthuend, ja, fast ein Bedürfniß; nicht Lob suchte er, aber Widerhall. Aber das konnte ihn nicht hinwegtäuschen darüber, daß die Mehrzahl der Kirchgänger bei aller Schätzung des Wortes Gottes, bei aller persönlichen Anhänglichkeit an den Prediger so schwer zu einem selbständigen bewußten, überzeugungstreuen Glaubensstandpunkt zu bringen ist. Und doch, gerade hier kam wieder sein christlicher Optimismus ihm zu Hülfe, sein froher Glaube an Gott und die Menschen. Er tröstete sich und so manchen Amtsbruder damit, daß gerade unsere feingewählten Worte oft ein Schlag ins Wasser seien, während die unbeabsichtigten, die wir in der Einfalt gesagt, zu unserer

Beschämung oft ein Samenkorn werden, das nach Gottes Willen und Leitung Frucht bringt. Wie manch Einem seiner Offiziere ist er doch auch durch die Predigt näher gekommen und zum Segen geworden, wie viel wahren und aufrichtig frommen Sinn, der sich nicht mit der hergebrachten „Militärfrömmigkeit"*) begnügte, hat er auch unter den Vertretern des „christlichen Adels deutscher Nation" gefunden, wenngleich der Appell seiner Predigt an unsere „vornehmen" Klassen, die so oft über die Armuth unserer evangelischen Kirche und ihrer Diener die Nase rümpfen: „Gebt uns doch Eure begabten und wohlerzogenen Söhne in den geistlichen Stand, wie die Lords in England",**) unerwidert verhallte.

Noch ein Wort über Frommels Festpredigten. Hier lag wie in allem „Casuellen" wenn wir recht sehen, seine besondere Stärke. Was bei den Feiern der Konfirmation, bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen und bei der frohen Tischrede ihm die Herzen und die Aufmerksamkeit der Hörer schon unter den ersten Worten zuführte und bis zu Ende festhielt, das war neben der Gabe, sich mit den Fröhlichen zu freuen und mit den Weinenden zu trauern,***) doch vor Allem auch dies, daß er es verstand, die Handlung zu einer Feier zu gestalten, die „Festflammen" anzuzünden auf dem Altar der Kirche und dem Herde des Hauses.

Wer den ganzen Frommel als Prediger kennen lernen wollte, mußte ihn an einem Festtage hören. Das waren nicht bloße Predigtgottesdienste, sondern wirkliche Feiern, bei denen das Herz warm und neue Liebe zur alten Wahrheit, neuer Muth für

*) „Was Sie schreiben über Militärfrömmigkeit", heißt es in einem Briefe an die Gattin eines Soldatenpfarrers, „ist ja auch hier meine Klage. Es gehört gewissermaßen zum guten Ton, »Religion« zu haben; wie Ehre, Bildung ꝛc. ist sie auch ein Artikel, den man auf Lager haben muß, die aber mit dem übrigen Leben keine weitere Berührung hat. Die Sauerteigsnatur des Evangeliums ist ihnen verborgen. Doch giebt es hier altangestammte Frömmigkeit, die nicht hinterm Berge hält. Mehr denn einen Offizier habe ich bei Tisch beten hören, und es fiel Niemandem ein, darüber eine Bemerkung zu machen, im Gegentheil hat man den persönlichen Muth und die Ueberzeugung geehrt, selbst wenn sie vielleicht nicht bequem war."

**) Vergl. Kapitel XVIII, S. 388.

***) „Ein Prediger", sagt Frommel irgendwo, „muß siebenmal Mensch sein".

den alten Kampf entflammt und die Seele zur Anbetung dessen gestimmt wurde, „der uns zuerst geliebt". Wieviel hatte Frommel da aus eigner Erfahrung zu klagen und uns jüngere Geistliche zu warnen:*) „Denn oft fehlt unsern Fest- und Feiertagen leider nur das Eine: daß dabei weder gefestet noch gefeiert wird. Die Feier in der Kirche ist auch nicht immer dazu angethan, in Feststimmung uns zu tauchen. Da wesentlich die Predigt Alles besorgen soll, die Festtafel decken, die Festgäste erquicken, den Festodem über sie ausgießen, ja selbst das Festkleid ihnen anziehen und was Alles sonst noch — so hängt die Feier in der Kirche, von deren Altar die Kohlen auf den häuslichen Herd mitgenommen werden sollen, wesentlich von dem »Herrn Pastor« ab." — „Ob dieser Mann", fährt Frommel fort, „aber selbst in der rechten Feststimmung ist? Ich glaube, je reichbegabter er ist, desto ärmer wird er sich dem unendlichen Inhalt der Festthatsachen gegenüber erscheinen, würde am liebsten kein Wort reden und sich auf die nächste beste Kirchbank setzen und mit der Gemeinde feiern. Wenigen ist's gegeben, die Festgemeinde hineinzuversenken in wahre, tiefe Feier, noch Wenigeren, auch die Fernstehenden in die Festfreude hineinzuziehen. Dagegen habe ich es schon als Kind gefühlt, daß es Prediger giebt, die das Bißchen Feststimmung, das man noch in die Kirche mitgebracht, richtig zu verjagen wissen! Durch lehrhafte Auseinandersetzungen und »Widerlegungen der Gegner« wird der Zweifel, den man vielleicht gar nicht getragen oder für eine Weile zum Schweigen gebracht, erst recht wachgerufen, besonders dann, wenn er Einem nicht oder schlecht gelöst wird. Oft hört man auch statt des Feierns und der Freude Schelten und Zanken über »Weihnachtsmarthaseelen«, »Charfreitagschristen« und »Pfingstbummler«, was nicht gerade zur Erbauung dient und zur Festfreude beiträgt! Liturgische Andachten mit einem kurzen, kräftigen, freien Wort leisten nach der Seite der Feier hin oft mehr und schlagen unbewußt und ungeahnt in manchem Herzen der Gemeinde Saiten an, die dann fortschwingen. Denn das soll doch der Festtag thun."

*) s. Vorrede zu den „Festflammen".

Und nun die Feste der Vereine, in äußerer und innerer Mission, an Gustav Adolf- und Kirchengesangtagen! „Es gehört", schreibt Frommel einmal, „ein besonderer »animus« zu diesen Festen, den nicht Alle haben, und man kann's auch Vielen nicht beibringen, daß ihre Feste nichts taugen." Nun, wenn es Einer verstand, diese Feststimmung, soweit es überhaupt möglich ist, zu wecken, so war er es. Wie oft hat er, dem man gern und mit gutem Grund das „letzte Wort" bei den „Nachfeiern" gab, „den Sieg entschieden noch im Abendroth", wie Freund Gerok von ihm an jenem denkwürdigen Gustav Adolf-Tage zu Lützen gesungen. Wie wußte er aber auch in der Festpredigt gleich zu Anfang die Töne anzuschlagen, die da, wo er redete, mitschwingen mußten. Die alte Regel, das „Exordium" vom Ort und von der Zeit zu nehmen, ließ er nie aus den Augen. Er sprach in Düsseldorf nicht wie in Eisleben oder in Magdeburg. Er ließ die Umgebung mitpredigen, ja, sie wurde oft die eigentliche Predigerin des Tages, und dann trat wohl einmal das Schriftwort, das mehr als Motto voranstand, in den Hintergrund, so wenn er in Düsseldorf bei der 40. Hauptversammlung des Gustav-Adolfvereins auf Grund von Ezechiel III 22. 23 redete von der Predigt, die der Herr wie dort dem Propheten und seinem Volk auf dem Felde, so hier uns an dem Strome hält. Was redet Er mit uns?*)

Des Rheines vielumkämpfte Wogen rauschen: Wachet! (1. Kor. 16, 13).

Seine grünen Reben mahnen: Wachset! (Joh. 15, 4).

Seine zerfallenen Burgen treiben: Bauet! (Nehemia 2, 17).

Seine hohen Dome läuten: Betet! (Röm. 12, 12).

Wie machtvoll seine Rede werden konnte, wenn es galt römischen Uebermuth zu strafen, sahen wir gelegentlich der Luther-Feier; wie er zu Kirchengesangstagen auch zur Posaune zu greifen wußte, daran werden sich viele Festgäste besonders in Schwaben erinnern.

*) Den Wortlaut der Predigt s. in dem Bändchen der Reden Frommels an kirchlichen und Vereinsfesten.

Was „Feiern" heißt, das zeigt sich nun freilich nicht nur an Kirchen- und Vereinsfesten. Auch im Rahmen des sonntäglichen Gottesdienstes sollte dies Moment ja nicht fehlen, vielmehr die Seele alles Gottesdienstes sein. In der Liturgie kommt es zu seinem besonderen Ausdruck. Freilich, wie Wenige machen sich den Werth und die Bedeutung dieses Theils unserer Sonntagsfeier klar, — auch unter den Geistlichen! Hier konnte Frommel scharfe Worte sagen; er durfte es, weil er als Liturg selbst ohne Tadel war.

Wie er persönlich auf die Liturgie so großen Werth legte und sich fast ebenso darauf wie auf die Predigt vorbereitete, so hat er bei seinen Hülfspredigern*) ein Gleiches verlangt, und schon bei der ersten Begegnung, wenn sich die neue „Hülfe" vorstellte, that er nicht selten die etwas verblüffende Frage: „Also Sie wollen mein Hülfsprediger werden; sagen Sie mal, können Sie lesen?" Ehe der Erstaunte sein selbstverständliches „Ja" sagen konnte, gab ihm Frommel die Agende in die Hand: „So, nun stellen Sie sich mit dem Buch an den Ofen und lesen mir etwas vor." Nichts war ihm widerlicher, als einen Geistlichen andachtslos die Liturgie herunterlesen zu hören.

„Es macht mir", schreibt er, „immer den Eindruck, als wollte so Einer sagen: »Was bis jetzt da war, ist Alles nichts, Beten ist nichts, das lautere Wort gelesen ist nichts, das Bekennen des Glaubens nichts. Jetzt paßt mal auf, jetzt komme ich!« — Man entgegne doch nicht immer, »Gottes Wort muß verkündigt werden!« Ist denn wirklich das Alles Gottes Wort, was der Prediger predigt? Wirklich und gar nichts Anderes? Wäre nicht unseren Gemeinden statt Athenienserthum ein wenig mehr Beroenserthum noth, fleißig zu forschen, ob sich's also verhielte? Und liegt nicht in der Liturgie ebenso viel, vielleicht manchmal noch mehr Wort Gottes als in der Predigt? Und hat nicht die Liturgie,

*) Aus der großen Zahl von Hülfsgeistlichen, die Frommel, man darf wohl sagen, herangebildet, hier nur einige bekanntere Namen: Lahusen (Berlin), Schneller (Cöln), Schöttler (Barmen), Delbrück (Hannover), Rogge (Kiel), Quandt (Haag).

haben nicht die Lieder und Gebete noch Vieles von dem Glauben erhalten, der von der Kanzel herabgenommen ward? Aber die Liturgie selbst nicht bloß, auch sie zu lesen ist ein Stück Kunst. Die Ruhe und Würde, die sie erheischt, das ausdrucksvolle aber nicht ins Pathos fallende Lesen der Gebete und Worte der Schrift, das will gelernt sein."

„Frommel verstand sie. Trat er vor den Altar, so lag eine heilige Weihe über jedem Wort, das über seine Lippen kam. Da war nichts Gemachtes, nichts Angelerntes und Angewöhntes, aber auch kein Sichgehenlassen, kein gedankenloses Lesen und Sprechen der Liturgie, sondern allezeit ein Gehaltensein und Gehobenwerden von der eigenen Bitte: »Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige.« Es war ihm ein heiliger Ernst damit; auch in der Liturgie, für welche die Meisten so wenig Verständniß haben, ihnen etwas zu bieten für ihr innerstes Bedürfniß, nicht als Vorbeter zu methodistischer Erweckung, aber als Hausvater für alle die, die sich im Gotteshause zusammengefunden, und deren Bitten er nun aufs Herz nahm und sie vor den brachte, der ein Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden."*)

„Als Liturg", schreibt D. Richter,**) „ist Frommel uns stets wahrhaft vorbildlich gewesen. Da hat er, dem der Vater den Blick für das Schöne und der Schwiegervater den inneren Sinn für den Dienst an der Hütte Gottes aufgeschlossen hatte, uns die schönen Gottesdienste des Herrn mit feinem liturgischem Verständniß, mit priesterlicher Weihe vorgeführt. Darum überließ er die Liturgie an Feiertagen nie einem Andern, sondern bereitete sie sorgfältig selbst vor. Wie er an solchen Tagen sein Angesicht gesalbt hatte, so fühlte man ihm die Freude des Herzens ab: »Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen

*) Schöttler, Schlichte Bilder aus Emil Frommels Leben. Verlag der Wuppertaler Traktatgesellschaft.

**) Richter, Ein Kranz auf Emil Frommels Grab. Berlin 1897. E. S. Mittler & Sohn.

Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen« (Ps. 27, 4)."

Er war zu Hause in den Gottesdienstordnungen der deutschen evangelischen Kirchen, aber er haßte auch hier jedes Schema. Er liebte besonders seine heimische badische Agende, hatte eine starke Abneigung gegen die preußische und begrüßte mit aufrichtiger Sympathie die neue Agende der Landeskirche; aber Agende hieß ihm gegenüber allem liturgischen Zwang gar häufig „quae non agenda sunt." Und man konnte ihn ruhig gewähren lassen, denn was Frommel, der Liturg, bot, war immer geschmackvoll und schön, ja tief erbaulich, mit künstlerischer Intuition, besonders bei Gelegenheit der Festfeiern, zusammengestellt. Die Auswahl der Schriftlesungen, der Lieder, der Chorgesänge — das Zusammenwirken von Liturg, Chor, Gemeinde, waren geradezu mustergültig. Seine Abendgottesdienste in der Garnisonkirche und die Feiern am Charfreitag und Jahresschluß, sein Abschiedsgottesdienst und die von ihm selbst angeordnete Feier über seinem Sarge werden jedem Theilnehmer unvergeßlich sein.

Was Frommel auch in liturgischer Beziehung Selbständiges sich erdacht und erworben, das war ja nicht mittheilbar, und wenn je einer seiner jungen Amtsbrüder als Anfänger ihn kopiren, etwa auch eine „eigene Liturgie" am Altar sich konstruiren wollte, so war, wie D. Richter schreibt, „das drastische Wort: »Quod licet Jovi, non licet bovi«, seiner vollen Zustimmung sicher."

Wenn wir im Vorstehenden versucht haben, ein Bild Frommels als Prediger des Wortes auf Kanzel und am Altar zu geben, so sind wir uns doch völlig dessen bewußt, daß gerade bei ihm jede Beschreibung hinter dem zurückbleiben muß, was er als Geistlicher war und was die, die ihn gekannt, als Bild seines Wesens in Herz und Erinnerung tragen. Es predigte eben Alles an ihm, nicht nur sein Wort. Seine ganze Persönlichkeit, die innere wie die äußere, mit ihrer wunderbaren Beweglichkeit, die doch nie den Eindruck des Nervösen machte, weil Alles an ihr harmonisch war: der Blick seiner blitzenden Augen, die charakteristisch geschwungenen

Rednerlippen, die Stimme, die ausdrucksvolle, dem Wort immer angepaßte, vielleicht oft etwas zu lebhafte Gestikulation seiner schön geformten Hände, die tiefe innere Bewegung, die ihn „an seinen eigenen Kohlen schmelzen ließ" und deren er dabei doch völlig Herr blieb, alles das war eine Predigt und läßt sich dem, der sie nicht gehört und gesehen, auch nicht beschreiben.

Darum werden auch die, die Frommel nur aus seinen gedruckten Predigten kennen lernen, nur eine unvollständige Vorstellung bekommen von dem, was er als Prediger war.*) „Sprich, daß ich dich sehe", das galt von ihm im weitesten Maße.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen.

„Siebenmal Mensch" — er war es auch hier, in seinen Amtshandlungen, und hier wohl noch mehr als in der Predigt. Die Kunst oder vielmehr die Tugend einer geheiligten Natürlichkeit, sie kam am Taufstein wie am Traualtar und am Grabe zu ihrem vollen Ausdruck. Die Taufreden waren ihm entschieden die liebsten und leichtesten.

*) Anders war es mit seinen Erzählungen und Volksschriften; da war er, auch im Druck, der ganze Frommel, es waren Alles gleichsam Improvisationen, auf Papier gebrachte Kinder des Augenblicks, ähnlich wie die gehaltenen Predigten im Unterschied von den gedruckten und für den Druck bearbeiteten. Wie oft hat Frommel, der bei seinem großartigen Gedächtniß überhaupt nie zu memoriren brauchte, auf der Kanzel, als er die Gemeinde sah, unter dem Eindruck des von ihm so wunderbar schnell und stark empfundenen geistig-seelischen Rapports mit seinen Hörern, ganz anders gesprochen, als er zu Hause geschrieben; man müßte die Stenogramme seiner Predigten haben, aber die vorhandenen sind leider so schlecht, daß Frommel, der sie zu seinem Lukas-Werk um vieles Geld dem Stenographen abkaufte, nur das Wenigste gebrauchen konnte und mehr Arbeit als Gewinn davon hatte.

Wie er selbst allezeit — und im besten Sinne — ein großes Kind geblieben,*) so hat er auch stets mit einem ganz besonderen Blick voll Liebe die Kinder angeschaut. Auf allen Stufen ihrer Entwickelung waren sie ihm theuer und werth — die kleinen Majestäten, die eigentlich das Haus regieren, die „kleinen Märtyrer" der Schule, die in unsern Gymnasien häufig überfüttert und überangestrengt, so oft nicht nur körperlich, sondern auch geistig verkrüppeln.**) Wo er konnte, hat er für sie eine Lanze gebrochen, sie, die uns „klein ziehen", während wir sie groß ziehen, vor denen wir ebenso viel und noch mehr Respekt haben sollten, als wir von ihnen verlangen.

„Wie alles Werden", sagt er einmal, „aller Anfang sein besonderes Interesse hat, so auch die noch unaufgeschlossene Welt des Kindes das Räthsel, Geheimniß, das uns aus der Wiege der Neugebornen anschaut, die Frage an die Zukunft, die in diesen Augensternen liegt, sie läßt ein sinnendes Gemüth nicht los. Auf die dunkle Frage: „Was soll aus dem Kindlein werden?" giebt nun die heilige Taufe die Antwort: „Es soll mein Kind werden", spricht der Herr, „und ein Erbe des ewigen Lebens". An dieser Antwort läßt sich ein Christenmensch genügen.

Eine „Lebensversicherung" nannte Frommel die Taufe gern, anknüpfend an die häufige Gewohnheit, ein Kind gleich am ersten Tage in eine Versicherung einzukaufen: ein Kapital wird ihm hier geschenkt, das ihm nicht verloren geht, selbst wenn es heimgeht.

*) „In Riemers Mittheilungen über Goethe wird erwähnt, daß Herder und Andere Goethe tadelnd nachsagten, er sei zeitlebens ein großes Kind gewesen; gewiß haben sie es mit Recht gesagt, nur nicht mit Recht getadelt. Auch von Mozart hat es geheißen, er sei zeitlebens ein Kind geblieben ... Aber wer nicht zeitlebens gewissermaßen ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt sein, nur nimmermehr ein Genie."

Wir möchten diese Worte Arthur Schopenhauers, wenn wir sie auf Frommel anwenden, nicht mißverstanden wissen; das Geniale seiner Persönlichkeit lag aber gewiß zum Theil in jener sich seiner selbst so ganz unbewußten Kindlichkeit.

**) Vergl. Kap. XVIII den Abschnitt über die Schulkonferenz, S. 394.

Und deshalb, sollten wir nicht mit der Taufe eilen? Wollten wir dem Kinde entziehen, was ihm der himmlische Vater zugedacht? Freilich, kein magischer Akt war ihm die heilige Handlung, Taufe und Wiedergeburt hat er nie in einem Athem genannt.*) Nur der Anfang eines neuen göttlichen Lebens, nur ein Keim wird eingesenkt, der sich entwickeln soll mit Gottes Hülfe, nicht ein Neues mit einem Schlage geschaffen. Wie wäre es auch denkbar in dieser Welt, wo Alles aufs Wachsen und Werden angelegt ist, — und was sollten wir von den Tausenden Getaufter in unserer Zeit sagen, wo der gute Same erstickt und von „Wiedergeburt nichts zu merken ist?" Es wären ja lauter „abgefallene Wiedergeborene", die nach dem Wort des Hebräerbriefes nicht erneuert werden können zur Buße!

Nein, nur ein Anfang, aber eben darum auch mehr, als gewöhnlich von der Taufe in unseren gebildeten Klassen gehalten wird.**) Es ist nicht gleichgültig, ob ich eine Pflanze in den Bereich der Sonne stelle, daß sie sich dort entfalten, Blüthen, Blätter, Früchte treiben kann. Das will eben die Taufe thun, wo wir unter Gebet im Glauben das junge Reis unter Gottes und des Heilandes Sonne stellen, ihm, dem himmlischen Gärtner, diese kleine Welt befehlend, daß er sie erblühen lasse zum Gottesgarten, daß sie Oelzweige um den Tisch, nicht Dornenzweige ums Herz werden."

In den in der Christoterpe erschienenen „Kohlen auf dem Herd" sind einige Texte und Gedanken zu Taufreden im

---

*) Daß die Bezeichnung der Taufe als „Bad der Wiedergeburt" in Titus 3, 5 die Erwachsenentaufe voraussetzt, stand ihm allerdings fest.

**) „Die Leute wissen nach der Taufe sich nicht genug zu verwundern, daß das Knäblein »so still gehalten habe« — als ob das Männlein (oder Fräulein) eine Operation auf Leben und Tod ausgestanden habe." (In des „Königs Rock", S. 4, vergl. auch: „Aus allen vier Winden", S. 6) — „Solches und ähnliches salzloses Gerede nach der heiligen Handlung zeigt in der That, wie wenige Pathen und Eltern wissen, was es um die Taufe sei."

Sinne der eben aus der Erinnerung mitgetheilten Aeußerungen skizzirt.*)

Und nun zur Hochzeit.**) — „Ja, welch einen Kampf kostet es doch", schreibt Frommel einmal, „sich zu hüten, kein Handwerker zu werden, wenn so eine Hochzeit die andere drängt!" — „Schließlich kann man doch nur eine Hochzeitsrede oder Taufrede halten, die, wenn sie wirklich gut ist, immer gehalten werden müßte, sonst spricht man Minderwerthiges. Man kann ja da und dort nach Familien- und Zeitverhältnissen etwas ändern; aber in Summa kann man doch keine schönere Hochzeitsrede halten, als wie sie St. Paulus Ephes. 1 gehalten hat. Wenn ich nun denke, daß ich oft in einer Woche mehr Trauungen hatte als ein lieber Amtsbruder in zwei Jahren, da will's Einem doch nachgerade wehmüthig werden. Ich kann nur so damit fertig werden, daß ich mir sage: Da du deine Kinder am Altar getraut hast und ihnen das Beste gesagt, was du wußtest, so denke jedesmal, wenn du ein Paar traust, es seien deine Kinder. Denn andern Leuten sind ihre Kinder gerade so lieb als dir die deinen." — Das waren die Gedanken, mit denen er an den Altar trat.

Es lag immer etwas ungemein Persönliches in seinen Ansprachen — etwas menschlich Nahes, das sich schon darin aussprach, daß er das bei so vielen der Herren Amtsbrüder beliebte: Sie (verehrter) Herr Bräutigam, Sie liebes Fräulein Braut — grundsätzlich vermied. Er hielt dafür, daß in der Casualrede ebenso gut wie in der Predigt sich der Diener des Wortes nach dem Vorbild der heiligen Schrift mit dem „Du" an den Menschen und Christen, nicht mit dem „Sie" an den Herrn so und so zu wenden habe.

„Mir will's von vornherein nicht gefallen", sagt er, „wenn man ein Brautpaar mit »hochverehrt« anredet und per »Sie« fortfährt. Im Gotteshause ist Niemand »hochverehrt« als Gott

*) Ein Lieblingstext für die Taufe war ihm Marc. 10, 13—16 (Jesus und die Kinder), Jesaias 43, 1 (Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöset und bei deinem Namen gerufen, du bist mein), Psalm 39, 13 (Pilgrim und Bürger) und der gewiß selten verwendete: Hebr. 13, 2 (Gastfrei zu sein ꝛc.).

**) Ueber Konfirmation siehe das nächste Kapitel.

allein, wenn man Ihn, den großen Herrn, nicht per »Sie« anredet, soll man es auch einem armen Menschenkinde in der Kirche nicht zu Leide thun."

Und nun die Rede selbst: „Ich weiß nicht", schreibt Frommel,*) „ob mir dabei das Herz nicht doch mehr klopft als bei der Taufe. Da stehen zwei Menschenkinder am Altar, die wollen sich verbinden, ein ganzes Leben miteinander zu gehen, Alles zu theilen wie's kommt, einen Weg zu gehen, ob er in die Höhe oder in die Tiefe führt, und zu einander sagen: »Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibest, da bleibe ich auch.« Und das sind Menschen, die zumeist nicht wußten, daß der Andere auch in der Welt existire; Jeder hat seinen »spiritus familiaris« oder Hausgeist bei sich, ist seinen Weg bisher allein gegangen und konnte machen, was er wollte, und brauchte nicht zu fragen: »Ist dir's auch recht? Gehst du auch mit?« Er war so ein Freiherr, und sie doch auch in gewisser Beziehung ein Freifräulein, wenn sie nicht gerade unter der starken Hand einer »gnädigen« Frau Mama war. Aber nun ist's anders. Nun heißt es doch allezeit fragen, ob es dem Gesellen auch recht ist, und was der dazu meint. Wenn nun die Zwei zusammenpassen, und die Liebe, die Alles vom Andern glaubt, hofft, trägt, duldet, die Dritte im Bunde ist, dann geht's schon. Da geht man denn auch getrost vor den Altar über die Schwelle des väterlichen Hauses, legt die Hand aufs bewegte Herz bei diesem Schritt aus dem trauten Hause und reicht dem Andern die Hand und das Herz dazu. Bei solch einem Brautpaar ist es dann auch nicht schwer und bedarf es wenig, um in der Traurede das Herz zu bewegen — »man hat ja nur das wogende Herz still zu machen und getrost«. Ist aber Eins nicht vorher in der rechten Verfassung, dann wird auch die glänzendste Rede nichts ausrichten. Je schlichter, je herzlicher, desto besser; nur mit leisem Finger die persönlichen Verhältnisse andeuten und dann auf den Hauptpunkt gehen, auf Gottes Trost, Gottes Segen und Kraft, das wird

*) „Aus allen vier Winden", S. 7.

dann schon am Herzen anschlagen. Es giebt auch schöne, aber marmorkalte Reden, aus denen das Leben entflohen, weil der Meißel zu viel daran gearbeitet hat, die wirken dann in solch bewegtem Augenblicke wie eine eiskalte Hand aufs warme Herz. Auch ist's nicht gut, wenn man meint, die gebildeten Leute brauchten etwas Anderes am Hochzeitstage als die ungebildeten."

Ein Hauptgrundsatz Frommels aber war: „Wie man den Leuten nichts schenken soll zur Hochzeit, womit sie nichts anfangen können, und was nur so ein Staubbehälter ist oder so ein zerbrechliches Ding, wozu man aparte Dienstboten braucht, die die vortreffliche Eigenschaft haben, nichts zu zerschlagen — so soll man Einem auch in der Hochzeitspredigt nichts sagen, womit man nichts anfangen kann, sondern den Leuten eine Aussteuer mitgeben aus Gottes Wort, an der sie in bösen Tagen zehren können."

Nie sprach er ohne einen Text, wie es wohl zuweilen bei Amtshandlungen zu geschehen pflegt.

„Den rechten Text zu finden, wird", so schreibt er einmal in „Kohlen auf dem Herd", „neben dem Gebet (das ist besser als Konkordanz und Textverzeichniß) vor Allem die Liebe angethan sein. Die Liebe senkt sich in den Andern, denkt an das, was ihm lieb und ihm gut ist, und nicht, was uns gerade bequem oder Mühe macht. Bei einem Geschenk ist doch die Hauptsache, daß man den Sinn und das Herz des Gebers daraus erkennt, der drüber nachgedacht, was Einen wohl erfreuen könnte, und nicht aus einem Laden das erste beste Stück erhandelt. Der Text, den wir wählen, muß auch etwas von der Signatur eines Geschenkes an sich tragen. (Ich sage das freilich nur denen, die das cum grano salis verstehen. Wenn in großen Massengemeinden zehn oder zwanzig Trauungen völlig unbekannter Menschen nacheinander oder gar zu gleicher Zeit stattfinden, hört freilich das Individualisiren, — aber auch Alles auf!)"

Im Ganzen hielt er sich an eine beschränkte Anzahl von Bibelworten, besonders lieb waren ihm Röm. 12, 12 (Fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet), Ruth 1, 16 (Wo du hingehst), Josua 24, 15 (Ich und mein Haus). Man

mußte freilich Künstler sein wie er, um solchen Gedanken jedesmal ein neues Gewand zu geben. Seine homiletische Kunst an besonders „schwierigen" Texten zu zeigen, lockte ihn ebenso wenig wie in der Predigt. Dagegen liebte er es, auf etwaige Wünsche des jungen Paares in Bezug auf den Trauspruch einzugehen. „Ist solch ein Spruch", sagt er einmal, „sinnig gewählt, dann ist's köstlich." Wenn eine Mutter vor der Taufe ihrem Kinde den Spruch giebt als das Bekenntniß dessen, was ihre Seele seit Langem in Höhe und Tiefe bewegt hat, oder wenn ein Paar seine gemeinsamen Erlebnisse in der Brautzeit gleichsam als Dankopfergelübde in dem gewählten Spruch auf dem Altar niederlegt, oder sich Jemand selbst den Sterbetext bezeichnet, so hat das Alles sein Recht und tiefen Sinn.

Manchmal freilich konnte Frommel die Wünsche, die man ihm vorbrachte, nicht erfüllen, weil sie zu wunderbar waren, und aus manchem Gelegenheitstext, der eigentlich ein „Verlegenheitstext" war, ließ sich schwer etwas machen. „Ich denke", schreibt er, „an so manches Brautpaar, das eine geheime Ahnung hat, es könnte ihm vielleicht etwas am Zeuge geflickt und nah an Herz und Nieren gegangen werden, das sich dann den so oft durchgepredigten Spruch wünscht: »Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe.« Wer's freilich versteht, wird auch diesen Text zum zweischneidigen Schwert schmieden. Ich kenne keine tiefere Bußpredigt als das Hohelied der Liebe. Oder aber es wählt Jemand zum Hochzeitstage: »Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft« — wie zart will dies Wort als Hochzeitswort behandelt sein!"

Eine unfreiwillige Komik aber lag in der Antwort einer Braut, die Frommel nach ihrem Lieblingsspruche fragte. Sie wußte aber keinen. „Aber war Ihr Konfirmationsspruch nicht schön und paßte der nicht?" Zögernd antwortete sie: „Schön war er schon, aber ob er ganz paßt, weiß ich doch nicht." „Nun, wie heißt er denn?" Er hieß: „Wenn dich die bösen Buben locken, dann folge ihnen nicht." „Ich mußte", so erzählte Frommel, „mir doch das Lachen etwas verbeißen, deutete aber auf den großen

biedern Bräutigam und sagte: »Das ist wohl kein böser Junge?« »Nee«, sagte sie, »det is een ornlichen Mensche, he is nämlich Omnibuskutscher!‹«

Noch schwieriger freilich war der schöne „Bibelspruch", den sich ein anderer Bräutigam wünschte: „Dem Auge fern, dem Herzen ewig nahe." Als ihm bedeutet wurde, daß dieser Spruch meistentheils auf Grabsteinen stände und kein Bibelspruch wäre, wollte er's fast nicht glauben. „Nun", meinte Frommel, „merken konnte er sich ja den Spruch doch und sich hüten, daß es ihm nicht passire wie in manchen Ehen, wo es heißt: »Dem Herzen fern, dem Auge ewig nahe!«"

Manch unverhofftes heiteres und ernstes Intermezzo kam denn auch bei den Tausenden von Paaren aus allerlei Volk unter dem Himmel in der alten Garnisonkirche bei den Trauungen vor. So, wenn einst ein Sängerchor, Freunde des Bräutigams, sich erbaten, ein Quartett singen zu dürfen, und anhoben mit voller Männerkraft:

„Dies ist der Tag des Herrn. —
Ich bin allein auf weiter Flur",

und doch däuchte es dem Bräutigam wahrscheinlich schöner zu sein: „zu Zweien im Maien."

Ernster war schon ein anderer Fall, von dem die Erinnerungen aus dem Berliner Amtsleben in der Christoterpe einmal erzählen. „Etliche Hochzeitsgäste", so heißt es da, „waren während der Trauung sehr unruhig. Sie lachten und sprachen miteinander. Ich schaute einmal fest zu ihnen herunter, aber das störte sie nicht. Ich wollte es das Paar nicht entgelten lassen und hielt Rede und Trauung bis zu Ende. Dann »kaufte ich mir« die unruhigen Leute und ersuchte sie um ihre Namen. »Ich danke Ihnen«, sagte ich, »wir werden uns wo anders sprechen.« Es war abends neun Uhr, als sich fünf »Herren« anmelden ließen. Der Bräutigam und die unruhige Gesellschaft war's. Ich nahm »alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz«, und sagte: »Was wollen Sie?« »Ach, Herr Superintendent«, so redete mich der Bräutigam an, »wir sind so traurig,

wir haben mehr geweint bei der Hochzeit, als uns gefreut.« »Ja, warum denn?« »Ja ſehen Sie«, ſtotterte der Redner weiter, »wir waren auf dem Standesamt und dann hatten wir noch zwei Stunden Zeit bis zur Trauung in der Kirche, da ſind wir, ſtatt nach Hauſe zu gehen, mit den Zeugen in eine Weinkneipe gegangen, und den Wein konnten die nicht vertragen, darum haben ſie ſich ſo betragen. Verzeihen Sie ihnen doch.« »Verzeihen, nein — das war zu arg im Gotteshauſe. Wenn ſie nicht ganz klar im Kopfe waren, dann konnten ſie ja wegbleiben. Morgen wird die Geſellſchaft gemeldet.« »Ach, Herr Superintendent, dann ſind die verloren, die ſollen ja ein Examen machen, um weiter zu kommen, und wenn ſie gemeldet werden, dann ſind ſie fertig.« »Das iſt ja gerade gut, daß ſolche Leute nicht avanciren.« »Ach«, ſagte der Eine, »thun Sie's doch nicht, mein Großonkel war auch Superintendent.« »Was?« ſagte ich, »der würde ſich im Grabe herumdrehen, wenn er das wüßte, daß ſich ſein Großneffe ſo betragen hat im Gotteshauſe. Jetzt werdet Ihr erſt recht gemeldet.« Ich ſagte ihnen dick und derb meine Meinung, und ſie waren ſämmtlich ſtill und man ſah ihnen an, daß ſie total nüchtern und zerknirſcht waren. Nachdem ich ſie, wie Joſeph ſeine Brüder, etwas angelaſſen hatte, mußte ich ihnen doch auch ſagen: »Ich bin Joſeph, Euer Bruder, der Euch vergeben will.« Aber Eines forderte ich von ihnen: »Jeder von Euch macht in drei Tagen einen Aufſatz über das Thema: Wie hat ſich ein anſtändiger Menſch während einer Trauung im Gotteshauſe zu betragen? Wenn der Aufſatz gut ausfällt, dann ſoll Euch vergeben ſein, und nun gehabt Euch wohl.« Und ſie brachten die Aufſätze ſämmtlich, nicht bloß: ziemlich befriedigend, ſondern »recht gut.« Ich ließ ſie denn los. Der Eine aber meinte, lieber eine harte Strafe, als noch einmal »ſo was«. Aber »ſo was« kann man nur einmal machen, und als es wieder nach zwanzig Jahren mit andern Leuten vorkam, ſuchte ich mir anders zu helfen. Mit einem guten Wort bei allem Ernſt kommt man ſchließlich doch auch weiter."

Von der verweigerten Trauung im Jahre 1870 haben wir

schon gehört.*) Hier ein Gegenstück dazu aus einem späteren Jahre, das Frommel an einem Theologenabend erzählte:

Es war noch vor der Einführung der standesamtlichen Eheschließung. Ein junges Mädchen aus höheren Offizierskreisen war von ihren Eltern zur Verlobung mit einem Manne überredet worden, den sie nicht liebte. Frommel ahnte nichts davon, als er aufgefordert wurde, das junge Paar zu trauen. Bis zum letzten Moment hatte die Braut gekämpft, um die Verlobung rückgängig zu machen; noch im Hochzeitswagen hatte sie erklärt, sie werde Nein sagen vor dem Altar, man solle sie, ehe es zu spät sei, freigeben. Es war Alles umsonst. Man lachte sie aus und drohte. So ging es in die Garnisonkirche. Es war eine große Hochzeit mit glänzender Versammlung. Die Gesänge und die Traurede waren vorüber. Es kamen die üblichen Fragen an Bräutigam und Braut: „Vor Gott, dem Allmächtigen und in Gegenwart dieser christlichen Zeugen frage ich dich" . . . . . Ein „Ja" des Bräutigams — dann erhob die todesblasse Braut die Stimme, und laut und vernehmlich schallte es durch die Kirche: „Nein!!"

Die Scene, die nun folgte, bedarf keiner Beschreibung; die Hochzeitsgesellschaft ging verstört auseinander; die Braut und ihre Eltern folgten Frommel in die Sakristei, wo nun die ganze unselige Vorgeschichte zu Tage kam. Die Braut war frei. Frommel aber erwähnte dieses Erlebniß unter Anderem als ein Beispiel, wie die sogenannte „Trauung" vor dem Standesamt doch ihr Gutes habe, auch deshalb, weil sie ähnliche Scenen wenigstens in dem geheiligten Raum der Kirche unmöglich mache.**)

Manch frommen Wunsch hat Frommel in seinen Schriften in Betreff der geselligen Nachfeier von Taufe und Hochzeit im Familien- und Freundeskreis geäußert;***) wie Wenige, verstand

*) S. 96 dieses Buches.

**) Vergl. für Frommels Stellung zur Civilehe S. 158, 165.

***) „Aus allen vier Winden" S. 6, 15. „Allerlei Sang und Klang" („In der Dämmerstunde").

er es auch hier, das Feſt auf die Höhe zu bringen und bis zu Ende darauf zu erhalten, wenn ihn nicht etwa eine zweite und dritte Amtshandlung abrief. Dann geſchah es wohl, daß er bei der erſten Trauung nur die Suppe aß, um dann, nachdem er inzwiſchen getauft, wieder getraut oder beerdigt, nach Tiſch noch einmal wiederzukommen. Er blieb, wie man von ihm in Unterſchied von Kögel geſagt, ſtets gern „bis zu den Knackmandeln", während Freund Kögel und Andere unter dem allgemeinen Jubel des Trinkſpruches auf das Brautpaar verſchwanden.

Ja, „er wurde warm mit den Menſchen, er ließ ſich halten und verweilte dann oft länger, als ihm gut war". Seine ſtrengeren Freunde, unter ihnen Rudolf Kögel, tadelten öfters dieſes ſich zu reichliche Ausgeben, wie dieſer Frommel denn auch ſonſt in ſeinem Humor und ſchalkhaftem Reim mitunter die Leviten las. Aber hier ließ ſich Frommel keine Vorſchriften machen, ebenſo wenig wie — leider — von ſeinen Aerzten! Und doch, was ihn feſthielt, es war ja nicht die Freude an froher Geſelligkeit allein. Vielmehr hielt er es unter Umſtänden auch für Pflicht, zu bleiben; war es doch oft die einzige Möglichkeit für ihn, ſeinen Gemeindegliedern, vor Allem den ſchwer zu Hauſe zu treffenden Offizieren, näherzukommen. Gerade bei Taufen und Hochzeiten, ſo erzählte er ſelbſt, habe er oft die tiefgehendſten Geſpräche mit den Herren in des Königs Rock gehabt, wenn man nach Tiſch zur Cigarre noch zuſammenſaß. Denn er zog mit dem Amtsrock nicht das Amtsherz aus, er vergrub den Kirchenſchlüſſel nicht im Kaſten, er trug ihn immer bei ſich, das wiſſen Alle, die ihn kannten; er war, wie Jemand von ihm ſchreibt, auch als Geſellſchafter ein Miſſionar, ein Truppenwerber für ſeinen himmliſchen König, freilich keiner, der mit der Thür ins Haus fällt. Und wenn er einmal bekennt: „Es iſt ſchwer, als Soldatenpfarrer immer ein treuer Bekenner des Herrn zu bleiben; manche Herren verlangen, wenn man in ihre Geſellſchaft geht, daß man zuerſt, wie ſie, im Vorzimmer das Schwert (des Geiſtes) weghängt": Gethan hat er es nie, und dafür haben ihm gerade ſeine Offiziere nur Dank gewußt.

Und so blieb er denn auch als Tischredner immer in den Grenzen seines Amtes, niemals außerhalb derselben, auch da, wo ihn die Stimmung des Augenblicks zu den verwegensten Ergüssen seines Humors fortriß. Er durfte ja „selbst auf der Kanzel die gewagtesten Dinge sagen, Dinge, an deren Banalität hundert Andere rettungslos gescheitert wären". Auch in den höchsten Kreisen scheute er vor einer heiteren, derben Wendung nicht zurück, man nahm ihm nichts übel, denn man wußte, er würde nie das rechte Maß überschreiten.

„Tischreden und Toaste, das ist", schreibt Frommel in einem ungedruckten Entwurf zu „Kohlen auf dem Herd", „ein heikles Thema! Man weiß nämlich nicht, wen man dabei so unversehens auf die Hühneraugen tritt. Denn wer hätte nicht schon eine Tischrede verbrochen oder einen Baumfrevel im deutschen Dichterwald bei passender Gelegenheit verübt? Gelegenheit macht ja nicht bloß Diebe, sondern auch Dichter. Aber es ist ums Reden ein eigen Ding. Reden kann bei einem Fest die Würze, aber auch das — Spülwasser sein, wenn auch in blauem Glase sammt Coriander und Citrone gereicht. Etliche haben sich darum »sämmtliche Reden« verbeten. Es hat ihnen vielleicht Schlimmes geahnt, oder es saß ein »enfant terrible« unter der Gesellschaft, und um diesen nicht zu Worte kommen zu lassen, mußte lieber Alles schweigen. Aber solch feierliches, steifes Mahl ohne ein frisches, trautes Wort gleicht doch verzweifelt einem Leichenschmaus, wie er auf dem Lande Sitte oder vielmehr Unsitte ist. Wie Smaragd im Geschmeide glänzet, so zieret ein Gesang das Mahl«, sagt Jesus Sirach und deutet darauf hin, daß ein Festmahl keine Abfütterung sein soll, und abermal: »Wenn gute Reden sie begleiten, so fließt die Arbeit munter fort« gilt auch hier. Denn manchmal ist's eine saure Arbeit, sich durch ein Menu durchzuwürgen."

Frommel hat viel, oft und gern, geredet, aber freilich bei solchen Gelegenheiten auch Vieles hören müssen, was für ihn, den Feinfühligen, sicher schwerer zu verdauen war als die Länge der Speisenkarte. Er schreibt: „Ein Bißchen Salz der

Lebenserfahrung und der daraus destillirten Lebensweisheit gehört zu einem Toast, soll's kein Redebandwurm werden. Aber ich studire dabei die Menschen und schaue zu, wieviel Gemüth noch in unserm Volke in der Tiefe blitzt; oftmals unter recht viel Katzengold doch eine echte Erzstufe. Der Mangel freilich — nicht an Witz, wohl aber an wahrem Humor — muß Jedem auffallen. Unsere Zeit ist eben jetzt pessimistisch angehaucht, und Pessimisten sind allemal keine Humoristen."

Dafür gab er nun selbst, was er an Humor und Lebensweisheit „auf Lager" hatte, und nahm es seinerseits nicht für ungut, wenn ihm so Mancher erklärte: „Ihr Toast war fast noch schöner als Ihre Rede in der Kirche." Nur ein paar Beispiele, wie er „ad hominem" zu reden wußte.*)

So führte er einst bei der Hochzeit eines Akademikers in Versen den Gedanken durch, daß die Ehe eine Universität sei, wo es nun gemeinsam gelte, zu lernen, angewandte Grammatik, Mathematik, Geographie, Chemie und Physik, vom „Konjugiren", das von conjux, der Gatte, herkomme und vom Dekliniren bis zum „Magnetismus, in innigem Verständniß und treuem Kuß", in Allem die Liebe, die die rechte Lehrmeisterin ist. So sang er einem Architekten zur Hochzeit von den „Baustilen", in denen die Menschen das Haus ihrer Ehe bauen, und räth ihnen zum rechten Kirchenstil, in Kreuzesform, wo das „ganze Haus ein Fingerzeig nach oben", drinnen aber die Kanzel steht, auf der freilich nur der Mann, und die Orgel, auf der die Frau sich hören lassen soll, aber auch die Sakristei nicht fehlt, da man still beichtet, wo man gefehlt, geirrt und „wird vom Andern absolvirt", einen Toast, den er später dann etwas verändert einem Pfarrerspaar gebracht hat. Auch darin war er unbefangen und ungenirt, daß er ruhig schon einmal Gesagtes, oft vor denselben Zuhörern, wiederbrachte, hatte er doch keine Zeit, immer Neues zu erfinden; dann bat er wohl, wie es einmal geschehen, der und der von der Gesellschaft möchte mal ein wenig heraus-

*) Einige der poetischen Toaste siehe im Gedichtbändchen des Werkes.

gehen, denn jetzt käme ein Toast, den sie schon kennten. Dafür hatte er die Beruhigung, zu hören, daß auch Andere seine Toaste ohne Skrupel, aber auch ohne Angabe der Quelle, bei Gelegenheit hielten. — „Mit dem Toast, Herr Hofprediger", sagte ihm einst ein Kriegskamerad, „habe ich noch jedesmal, wo ich ihn hielt, ungeheuren Erfolg gehabt!"

Ein Mediziner heirathete, und Frommel hielt ihm eine poetische Tischrede, die ihm in Form eines großen Rezeptes lehren sollte, wie er schnell Praxis bekommen könne. Besonders rath' ich Euch: „Studirt die Nerven", und in schweren Fällen aus Vorsicht nicht schneiden, sondern lieber „Aqua fontana" verschreiben, das „jedwed' Gedankenloch zustopft", und Badereisen je nach dem Wunsch der Gnädigen. Vor Allem, „wollt ihr zu Orden und Ehren gelangen, schafft Eurer Frau nur rosige Wangen". Die Verse waren schnell hingeworfen, korrigirt und gefeilt wurde nie, denn das Holprige an den Versen störte ihn nicht, „ich bin kein Dichter", pflegte er zu sagen, „sondern nur ein genießender Mensch". Und im Uebrigen:

„Ist hier und da ein Vers zu lang,
Werd's Keinem unter Euch drob bang;
Ich sag's zum Trost dem Kritizist,
Daß kürzer drum der Andre ist!"

Einmal gab ein kleiner Zwischenfall bei der Trauung den Stoff zur Tischrede. Im Augenblick, als die Ringe gewechselt werden sollten, war der Ring der Braut zu Boden gefallen und über den Teppich weg in die Kirche hineingerollt. Schnell entschlossen hatte Frommel seinen eigenen Trauring vom Finger gezogen und der über das schlimme „Omen" bestürzten Braut angesteckt. Später ist dann der Ring gefunden worden. Bei dem Toast aber deutete er das Geschehene als ein gutes Vorzeichen: „Der Ring", sagte er, „den ich selbst in einer über 25 Jahre hinaus so glücklichen Ehe getragen, kann dem jungen Paare nichts Anderes als Glück bringen. Ihre Ehe werde wie die meine!"

Ein ander Mal wollte es der Zufall, daß der Tafeldecker vergessen hatte, der Braut ein Glas hinzustellen. Sofort waren

das Gleichniß und der Toaſt fertig: „Laſſen Sie ſich das Verſehen ein Wink für Ihre Ehe ſein. Trinken Sie, liebe Braut, aus dem Glaſe Ihres Mannes, laſſen Sie ſich kein eigenes bringen — bis das erſte Mißverſtändniß zwiſchen Sie tritt; dann holen Sie ſich Ihr Glas für ſich, oder ſorgen Beide dafür, daß es nie dazu kommt. Nein! aus einem Glaſe trinken! Ein Herz und eine Seele, ein Gott, ein Glaube, Eins in Freud' und Leid, nach dem altholſteinſchen Wahlſpruch: »Up ewig ungedeelt.« Darauf leere ich mein Glas!"

„Wiederum", ſo erzählt Frommel ſelbſt, „war mal eine Hochzeit und nach der Hochzeit die Tafel. Während derſelben ſpielte unter Anderem die Muſik auch das Lied Scheffels: »Es iſt im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Roſen gleich die Dornen ſtehn.« Ich fragte die Braut: »Haben Sie vielleicht dieſes muſikaliſche Menu gemacht?« »Ja«, ſagte ſie, »gefällt es Ihnen nicht?« »O ja — nur paßt es nicht ganz.« Denn einmal heißt es doch am Schluß: »Behüt' dich Gott, es wär' zu ſchön geweſen, behüt' dich Gott! es hat nicht ſollen ſein«, bei Ihnen aber hat es doch ſein ſollen! Und dann hat das Lied überhaupt nicht ganz Recht. »Wieſo, das möchte ich doch gern wiſſen.« »Nun, das will ich Ihnen bald im Toaſte ſagen«, entgegnete ich. — Ich mußte alſo dran. So ſagte ich denn: »Wir haben eben das Lied gehört: ‚Es iſt im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Roſen gleich die Dornen ſtehen.' Ich ſagte aber der lieben jungen Frau, daß das ſonſt ſchöne Lied nicht ganz Recht habe, und das möchte ich Ihr und Ihnen Allen erklären. Es iſt im Leben herrlich eingerichtet, daß bei den Roſen gleich die Dornen ſtehen, denn die Roſen, die keinen Dorn haben, haben auch keinen Duft, z. B. die Seeroſe, die Alpenroſe, die Klatſchroſe (Pfingſtroſe), die Windroſe, die Gürtelroſe, die Geſichtsroſe, — aber je ſchärfer der Dorn, deſto ſchöner der Duft, wie Sie an den hochſtämmigen Roſen es ſehen. So iſt's auch in der Ehe. Wer das Leid nicht mit dem Andern tragen will, empfängt auch nicht den zarteſten Duft der Liebe, die ſich oft erſt im Leid bewährt. Wer aber das thut, der ſpricht dann,

wenn er einmal fünfundzwanzig Jahre mit dem Andern in Freud' und Leid gewandert ist, am Silbertage: ‚Nun grüß dich Gott! es ist zu schön gewesen, nun grüß dich Gott — es hat so sollen sein!' Daß es so komme — darauf mein Hoch dem Paare!«"

Auf den Tauffesten war er vielleicht noch mehr in seinem Element. Da feiert er das Kind eines Doktors als den kleinen Hausarzt, der ohne Medikamente und Sonde durch sein Erscheinen alles geheime Weh geheilt. Bei einem musikalischen Ehepaar toastet er auf den „Musiker im Hause" — sein erster Schrei die süßeste Musik, wie Mendelssohn es von seinem Kinde gesagt; zunächst nur „Lieder ohne Worte" und ergreifende „Notturnos" als „Kammersänger", die Dissonanzen werden für ihn nicht ausbleiben, aber mögen Dur und Moll, Scherzo und Grave zum rechten Finale sich auflösen!

Denselben Gedanken bringt er, unter anderem Generalnenner, als er in einem Hause, wo er zu taufen hatte, unten im Flur die bekannte Tafel gelesen: „‚Hausiren und Betteln verboten!' Ja, ist denn nicht der kleine Kerl, den Ihr seit Kurzem beherbergt, der schlimmste Bettler und Hausirer? Nicht einmal ein Hemd hatte er auf dem Leibe, nicht mal eines ‚aus Papier', nichts als eine leere Hand und einen hungrigen Schnabel — und doch, Ihr habt ihn nicht davongejagt, sondern aufgenommen. Arm und bloß kommt er an und ist auf euer Mitleid angewiesen; tags und nachts giebt es keine Ruhe; ein unermüdlicher Musikant, der selbst bei nachtschlafender Zeit seine herzzerreißenden Solo-Arien vorträgt — und doch: was kann's für eine schönere Musik geben als den ersten Schrei eines Kindes? Und was giebt's Köstlicheres, Herzgewinnenderes als ein bittendes Kind?" ꝛc.

Ein andermal ist es das „Kinderparadies", das sein Toast besingt, wo zu dem „Adam" nach langer Zeit nun die bessere Hälfte, die „Eva", gekommen, das Zarte mit dem Strengen sich gepaart hat ꝛc.

Oder er tröstet die Eltern, die auf einen Buben gehofft und „nur" ein Mädchen bekommen, damit, daß er zeigt, wie dies

Kind vor dem Angriff dreier Gewalten geschützt ist, die sich an einen Jungen heranmachen, sobald er Mann geworden ist: dem Kultusminister, der ihm sagt: „Mensch, du mußt lernen!", den Kriegsminister, der ihm zuruft: „Mensch, du mußt Soldat werden!", dem Finanzminister, der ihm sagt: „Mensch, zahle Steuern!"

Doch genug, wir wollen hier nicht das Buch für „schüchterne Toastredner" schreiben, das Frommel immer schon in seiner Feder hatte.

Wiege und Sarg — sie liegen oft so hart bei einander, so mag dies Kapitel auch wenigstens noch andeuten, was Frommel als Grabredner, als Tröster der Trauernden, der Wittwen und Waisen gewollt und gewirkt hat.

Wenn Einem, so hatte ihm Gott gegeben „eine gelehrte Zunge, zu reden zu den Müden zu rechter Zeit"*), ein Herz und Auge, das verstand, zu weinen mit den Weinenden, und eine Hand, „wegzunehmen allerlei Lasten" von den Menschenseelen. Wie er es selbst erst gelernt,**) in dem Leid doch über dem Leide zu stehen, so verhalf er auch Anderen dazu. Er „pflanzte die Hoffnung am Grabe auf", wie selten es Einer verstanden hat. Er hob aus dem Leid hinauf dahin, wohin die Entschlafenen vorangeeilt.

So sehr er im Prinzip gegen alle Leichenreden war und deshalb auch am eigenen Sarge und Grabe keine Rede haben wollte — denn nirgends, sagte er, wird mehr gelogen als an der Stätte, wo man am wahrsten sein sollte: gelogen mit Blumen, die man im Leben nicht gestreut, mit Thränen, die man nie für den Anderen gehabt, mit Lobreden, die man dem Lebenden nicht gehalten — so eifrig er gegen jene „phrasenhaften Leichenreden" auftrat, die nichts Anderes seien als eine Art „Seelenmesse, wodurch die Seele aus dem Fegfeuer des Urtheils der Menschen herausgenommen werden soll" — so sehr hat Frommel doch durch

*) Jesaias 50, 4.

**) Vergl. Bd. I, S. 150 f. „Aus Lenz und Herbst" S. 41; auch „Briefe aus Amt und Haus" S. 38, 69, 79.

die That den Beweis geliefert, daß der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebt. „Leichenreden sind keine leichten Reden" — wie oft hat er dies Wort des Rostocker Müller zitirt; aber bei ihm spürte man nichts davon, daß es ihm schwer geworden, je das rechte Wort zu treffen. Er redete auch hier mehr „ex aeterno" als aus dem Zeitlichen, das war es; mehr von dem, was Gott als was der Entschlafene gewirkt und gewesen.

„Was ihn befähigte, die gute, gesunde, christliche Mitte zwischen einer Predigt gleichgültigen Inhalts und dem Herausholen aller möglichen Begebenheiten vom ersten Schulzeugniß bis zum letztempfangenen Orden einzuhalten, das war der ihm eigene Blick für das Ewige im Zeitlichen, wie es darin lebendig wird, Gestalt gewinnt, unsichtbare Kräfte entfaltet und bleibende Früchte bringt." (D. Scholz, in der „Christlichen Welt" 1896.)

Aber er redete freilich auch von dem Entschlafenen. Und gerade hier zeigte es sich, wie Frommel durch seine große Liebe zu den Menschen auch das fremde Leben, das abgeschlossen vor ihm lag, und von dem er zu seinem Leidwesen oft so gar nichts Eingehendes durch die Hinterbliebenen erfahren konnte, doch in seinen bezeichnenden Zügen oft mehr ahnend als schließend erfaßte. Wie oft aber hat er auch, wie durch eine plötzliche Eingebung, als er die Trauernden vor sich sah, den Punkt herausgefühlt, wo es vor Allem zu trösten galt. So fragte ihn einst ein leidtragender Gatte tiefergriffen nach der Beerdigung seiner Frau: „Herr Hofprediger, sagen Sie mir, wer hat Ihnen meine Lebensgeschichte erzählt?" Frommel konnte mit Grund der Wahrheit sagen, daß Niemand je zu ihm über den Betreffenden gesprochen.

Von den mancherlei Gedanken, die er den Trauernden zum Troste mitgab, nur einige, die er in wechselnder Form gern und oft wiederbrachte:

„Wir ziehen unsere Kinder zum Herrn, und durch sie werden auch wir Eltern zum Herrn gezogen, durch die lebenden Kinder auf Erden, durch die Heimgegangenen im Himmel. Sie sind wie

vorangeeilte Quartiermacher für das noch kämpfende Heer. Ein selig heimgegangenes Kind droben zu haben, ist ein mächtiges Band, an welchem der Herr uns nach sich zieht.

Wir *schließen* unsern Lieben die Augen als letzten Liebesdienst, und sie *öffnen* sie uns übers Leben. Wer im Lichte des Todes das Leben versteht, hat's doch allein recht verstanden.

Ist schon »die Stätte, die ein guter Mensch betrat, geweiht für alle Zeiten« — wohlan, es liegt auch in höherem Sinn eine Weihe über dem Ort, wo ein Christenherz gekämpft, gesiegt und triumphirt hat. Leise klingt aus jenen Stätten wie im Aeolsharfenton das Wort: »Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben — welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!«

Es gilt, die Ewigkeitsluft, die uns entgegenstreicht aus der geöffneten Himmelsthür, durch die eins unserer Lieben in die Ewigkeit eingegangen, festhalten.

»Heimsuchung« nennen wir das Leid mit einem schönen, tiefsinnigen Wort; Gott sucht uns heim an sein Herz, heim in unsere rechte Heimath.

Kein blindes Schicksal, kein grausames Weltgesetz, nein:

»Du bist, der, was wir bauen,
Still über uns zerbricht,
Daß wir den Himmel schauen —
Darum so klag ich nicht!«

Der Herr hat es genommen, d. h. zu sich genommen, aufgenommen in die Herrlichkeit; nicht das Ende ist da, sondern die Vollendung nach dem Stückwerk.

Unser Leben hier unten die Rückseite einer Stickerei; wir sehen nur die buntverschlungenen, sich wirr und scheinbar zwecklos kreuzenden Fäden; droben wird Gott die Stickerei umkehren und uns die herrliche Zeichnung zeigen, auf die es abgesehen war.

»Der Meister ist da und ruft dich!« — er rief den Entschlafenen ins Leben, ins Leiden, zum Feierabend. Er ruft uns

zur Ergebung, zum Wirken, ſo lange es Tag iſt." (Gedankengang einer Rede.)*)

Frommel wußte ja nun, daß die Hauptaufgabe des Geiſtlichen und die ſchwerſte, die gethan ſein muß, nicht in der Rede am Grabe beſteht, ſondern im „Beſuchen der Wittwen und Waiſen in ihrer Trübſal". Denn das Vermiſſen iſt ſchwerer als das Verlieren, und der erſte Schmerz des Verluſtes wiederum ſchwerer als das Abſchiednehmen von unſeren Lieben auf dem Friedhof. Was er gerade in ſolchen Stunden, Tagen und Wochen des Leides Unzähligen geweſen iſt, das wird völlig erſt die Ewigkeit ausweiſen. Wie er Viele, die ſein perſönliches Wort nicht erreichen konnte, durch ſchriftlichen Zuſpruch getröſtet, das offenbaren die Briefe aus Amt und Haus, die unlängſt hinausgegangen. Er tröſtete „mit dem Troſt, mit dem er ſelbſt getröſtet worden". Das fühlt man jenen Briefen an. Gottestroſt — er fand ihn in der Schrift, aber manches Mal auch da, wo er ihn nicht geſucht, noch erwartet — in Erlebniſſen, in Menſchen und Dingen, denen er begegnete. Auch im Leben eines Chriſten giebt es ja Stunden, in denen die Seele unter zu tiefem Druck ſteht, als daß ein Bibelwort uns ſchon treffen und aufrichten könnte; das wußte Frommel wohl.

So fuhr er einmal durch den Thiergarten in ein Trauerhaus, das wie Hiobs Familie gleichſam verfolgt war vom Unglück und eben wieder ein theures Glied, die Mutter des Hauſes, verloren. Rathlos, wie er nun zum dritten Male in kurzer Zeit mit Gottes Wort ſolle verſöhnen helfen, ſelber gepeinigt von der bangen Frage: „Herr, warum?", ſieht er plötzlich zur Seite die Marmorgeſtalt der Königin Luiſe, vom Glanz der Herbſtſonne umfluthet, vor ſich; ſie mußte dahin, als ſie unentbehrlich war für den gebeugten König und das geknechtete Vaterland, doch ihr

*) Dieſer Text aus Joh. 11 gehörte zu den Lieblingstexten Frommels am Grabe; andere, die er gern wählte: 1. Moſe 24, 56 (Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reiſe), 1. Moſe 48, 21 (Siehe, ich ſterbe, und Gott wird mit euch ſein), Marc. 14, 6. 8 (Sie hat gethan, was ſie konnte), Offenb. 2 (Ich weiß deine Werke ꝛc.).

Geist war nach Gottes Rathschluß Preußens Retter. Den Anblick nahm der Seelsorger als Gottesgruß: „Fürchte dich nicht! Rede und schweige nicht! Meine Gedanken sind höher als eure Gedanken.“ So tröstete er mit dem Trost, mit dem er selbst getröstet war.*)

Wieviel Frommel in der Zeit seines Berliner Amtes an kirchlichen Handlungen vollzogen, wüßten wir nicht anzugeben, hätte er nicht bei seinem 25jährigen Jubiläum es der Gemeinde selbst erzählt: „Zum Ruhm unseres Gottes will ich es sagen“, heißt es in seiner Ansprache im Vereinshause in der Wilhelmstraße, „getauft habe ich in diesen 25 Jahren 1838 Kinder, getraut 1526 Paare, konfirmirt 1980 Kinder und begraben 1709 Menschenkinder.“

Unter denen, die er zu Grabe geleitet, mögen einige der größeren und bekannteren Namen auch hier ihre Stelle finden: es waren die Heerführer Prinz August von Württemberg, Moltke, Roon, Alvensleben, Kirchbach, Kameke; unter den Staatsmännern v. Schlözer; unter den Künstlern Meyerheim, Burger, R. Wuerst, Wilberg, Genz; unter den Naturforschern und Gelehrten Kirchhof, Helmholtz, Werder.

Er schließt die Erinnerungen an seine Amtszeit mit den Worten: „In wie vieler Menschen Leben und Sterben habe ich doch geschaut! Da kann man nur bitten, daß das Herz weit und empfänglich bleibe, Beides zu können: zu weinen mit den Weinenden und sich zu freuen mit den Fröhlichen, viel verstehen lernen, um viel zu vergeben, und um viel Liebe, die Menschen heranzulieben an das Herz unseres Gottes.“

*) Mitgetheilt im Kapellenblatt 1891, Nr. 1, S. 4.

Sechzehntes Kapitel.

Unter den Konfirmanden.

Ja, wenn je ein Geistlicher, so gehörte er zu ihnen und mußte man ihn inmitten der jungen Schar sehen, um zu verstehen, wie er geliebt war. Aber eben darum gilt auch von ihm in besonderem Maße, was er einmal schreibt: „Es liegt etwas Eigenes, in Worten fast kaum Wiederzugebendes in dem Verhältniß der Konfirmanden zu ihrem Lehrer und Seelsorger und in dem seinen zu ihnen." In diesem persönlichen Verhältniß lag zugleich die ganze Bedeutung seines Unterrichtes, und deshalb wäre es auch ein aussichtsloses Unterfangen, wollten wir irgendwie versuchen, etwa über „Frommel als Katecheten", wie der verlockende Titel eines seinerzeit ohne Wissen und Willen der Familie in den Zeitungen angekündigten Buches lautete, hier eine zusammenhängende Untersuchung anzustellen. Dazu eignete sich jeder Konfirmandenunterricht eher als der seine! Nur ein paar Erinnerungen an seine Stunden, fremde und eigene, wollen die folgenden Blätter lose aneinanderreihen.

Es ist Montag um 11 Uhr; heute haben die Mädchen Unterricht. In dem Betsaal der Garnisonkirche sitzen sie, sein gewärtig, bunt durcheinander, die Generalstochter neben dem Briefträgerkind, jedes steht seinem Herzen gleich nahe. Im Hintergrund des etwas düsteren Raumes ist der Platz für die „Getreuen", die noch jahrelang nach der Konfirmation das Hospitantenrecht sich erbeten haben. Da geht die Thür auf; eiligen Schrittes, weil bis zum letzten Augenblick aufgehalten, tritt Frommel herein, wirft den Mantel, den er gewöhnlich nur künstlermäßig umgeworfen, ab und grüßt seine „lieben Kinder" mit „Guten Morgen!" Dann sitzt er schnell am Harmonium nieder und stimmt einen Choral an, er selbst mit des Basses Grundgewalt. Nun sein Gebet, kurz, herzlich, sachlich, erwecklich. Jetzt begrüßt er die Einzelnen, fragt nach Eltern und Geschwistern,

nach Schule oder Reiseplan, unterstützt von seinem ungemein treuen Gedächtniß für Briefe, Vornamen, Verwandtschaftsgrade, daß alle Befangenheit schwindet und jedes Einzelne glücklich und stolz sich persönlich gewerthet fühlt.

Die Stunde, so war es seine Absicht, sollte etwas Sonntägliches an sich haben, und aus diesem Grunde hätte Frommel am liebsten den Unterricht ganz aus dem Rahmen der Schule herausgehoben, in den er nun einmal eingefügt werden muß. Bei den Knaben schien ihm dies freilich noch wichtiger als bei den Mädchen, und so versammelte er denn auch die Gymnasiasten wenigstens regelmäßig, außer den Vormittagsstunden am Dienstag, des Sonnabend Abends. Hinter ihnen die Arbeit der Woche, vor ihnen der freie Sonntag; so hatten sie die Empfindung: es ist keine Schulstunde neben andern, sondern eine Feierstunde, die er mit uns hält.

Und nun der Unterricht selbst. „Dein Freund und Lehrer" pflegte sich Frommel auf den Konfirmationsscheinen zu unterschreiben. Wenn man fragen durfte, was er mehr war, Freund oder Lehrer, so konnte man über die Antwort wohl nicht zweifelhaft sein. Denn unmethodisch, ohne festen Lehrplan unterrichtete er, und mancher ängstliche Kandidat, der unter der Aufsicht des Herrn „Konsistorialraths Frommel" etwa seine „Examenskatechese" entwickelte, hat wohl richtiger seine Fragen gestellt als sein hoher Vorgesetzter. „Gelernt" im Schulsinne wurde wenig bei ihm, außer einigen Aufsätzen gab er selten etwas auf; ohne Leitfaden und Diktat suchte er das Kindesherz zum Ziel zu führen, und das Ziel war im Wesentlichen nur dies eine, den ihm anvertrauten jungen Seelen das Gefühl zu geben: „Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden." Die geistige Luft, die sie einathmen sollten, war ihm Alles.

„Es giebt Kinder," schreibt er einmal, „die nie einen rechten Sonnenstrahl am Morgen ihres Lebens empfangen haben — »Hof fünf Treppen links« — weder vom Himmel oben, noch von den Eltern und Menschen auf der Erde! Wie armes Haidekraut sind sie auf nacktem Fels gewachsen; sie tragen davon auch etwas durchs ganze Leben hindurch. Der Nachtreif, der am Morgen

die Blüthe trifft, wird schwerlich selbst durch eine leuchtende Mittagssonne geheilt. Darum, mehr als alles Einlernen und Ausfragen*) gilt es, die Kinder in eine reine, heilige Atmosphäre zu heben, in der das junge Herz ahnungsvoll etwas einathmet, wovon es in späterer Zeit lebt."

An das Herz und Gewissen, mehr als an das Wissen richtete sich seine Lehre. Aber auch hier kein Zwang! „Freiwillige will der himmlische König Christus in seinem Heere haben, nicht Knechte sondern Kinder, die ihm dienen mit Freuden. Nur das innere Muß, wie die Blume den Kelch zur Sonne wendet und die Schwalbe dem Zug zum Süden folgt, soll entscheiden." Den Knaben wußte er das noch drastischer zu Gemüthe zu führen und damit ein- für allemal den heiligen Boden festzustellen, auf dem sie während des Unterrichtes stehen sollten, wenn er ihnen gleich in der ersten Stunde sagte: „Ich will ein Schafhirt sein, der Euch ruft und lockt zum Reiche Gottes und dem Ihr willig folgt, nicht ein Schweinhirt, der mit der Peitsche hinter Euch herläuft!"**)

Es ging im Ganzen nach Luthers Katechismus, aber mit wie herrlichen Abstechern! Er illustrirte mit Allem, was es

---

*) Frommel war ein Feind der Sokratischen Methode, und wenn er überhaupt eine Methode hatte, so war es die pythagoräische. „Man bringt die Kinder", sagte er oft, „doch nicht durch Fragen zum Reden, sondern macht sie höchstens zu Schwätzern oder zu stummen Hunden. Erst etwas hinein gelegt, ehe ihr etwas herausholt!" Seine Fragen waren sicher stets zu leicht und vermieden nicht das gefährliche Anfangen der Antwort anstatt sie abzuwarten. Unbarmherzig konnte er seinerseits über die beliebten vorschriftsmäßigen „W-Fragen" spotten, oft freilich mit Recht, so wenn er jene Frage eines Amtsbruders in der Sonntagsschule geißelte: „Was liegt vor Dir, mein Kind, wenn Du morgens aufstehst?" und das Kind antwortet ganz naturgemäß und gut berlinisch: „De Sachen (Kleider)!" der Pastor aber korrigirt entrüstet: „Nein, der Tag liegt vor Dir!"

**) Der Mahnung bedurfte es kaum; so schreibt einer der früheren Konfirmanden: „Seine Stunden flogen nur so dahin, jede Disziplin war unnöthig, und am andern Morgen ging es in die Soldatenkirche. Er ließ uns auch darin wie in Betreff des Abendmahls nach der Einsegnung völlige Freiheit, aber ohne Zwang kamen wir Alle."

gab: mit Reiseerlebnissen, Naturstimmungen, Weltgeschichtsbildern, Räthseln, Scherzen, dem Beruf des Vaters oder sonstigen ihm bekannten persönlichen Eigenheiten und Verhältnissen, mit Tagesgespräch und Zeitungsnotiz. Er konnte Alles brauchen, denn Alles Vergängliche war ihm Gleichniß und wurde zum Nagel, daran er die ewige Wahrheit festhing, und was er gab, das saß!

Auf Begriffsbestimmungen, die ja meistens Rahmen ohne Bilder sind, gab er nicht viel. Die „Eigenschaften Gottes" z. B. wurden nicht traktirt noch aufgezählt, dagegen konnte er an der schönen Grabschrift Gottfried Herders Alles, was dazu gehörte, eindringlich klar machen: Gott ist Leben, Licht, Liebe! Der Grundsatz, der ihn leitete, war der kantische: Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Deshalb immer mehr Geschichte als Lehre, mehr Beispiel als Vorschrift, mehr heilige Schrift als Dogmatik!

Die biblische Begründung der Katechismuslehre war ihm das Wichtigste. Jede zweite Stunde wurde „Schrift" gelesen und erklärt. In ihr sollten die Kinder heimisch werden, nicht nur äußerlich, daß sie gleich den rechten „Eingang, Thür, Ort und Stelle" zu jeder biblischen Wahrheit fanden, sondern so, daß ihnen das Buch der Bücher lieb wurde als ein „Brief aus der Heimath an die Kinder in der Fremde". In ihr sollten sie vor Allem den finden, dessen Bild und Namen er so sehnlichst wünschte, „brennend in das junge Herz zu prägen", Bild und Name Jesu, des Menschensohnes.

Die Kinder zum eignen Lesen der Schrift, zum selbständigen Sichhineinversenken anzuregen, das war der Zweck jener Stunden. Sie sollten ihnen zeigen die starken Wurzeln ihrer Kraft, sie anleiten, „Ewigkeitsluft einzuathmen, um es in der Stickluft dieses Lebens auszuhalten und unberührt hindurchzugehen durch alle Versuchung, alle Höhen und Tiefen des Lebens". An die Schrift wollte er sich selbst und die Kinder binden, an sie allein, damit freilich zugleich an den Glauben der Väter, sofern dieser in der Schrift Grund hat.

So meinte er auch das Wort, das er, wenn wir nicht irren, im Jahre des Apostolikumstreites geschrieben: „Lieber wollen

wir uns unter den Trümmern des alten Glaubens begraben lassen, als daß wir einen Stein preisgeben, der in der Schrift begründet ist." Ja, man möchte sagen, noch mehr als den Glauben, galt es ihm, das Glauben der Väter in den jungen Herzen zu wecken und zu befestigen. Der Buchstabe des kirchlichen Bekenntnisses allein galt ihm ebenso wenig wie aller Buchstabe ohne den Geist der Schrift und der Freiheit. Er fürchtete deshalb auch nicht, wenigstens bei den Gymnasiasten, einzelne Wendungen und Ausdrücke des Apostolikums im Sinne der biblischen Lehre richtigzustellen.

Nie hat Frommel versucht, das Unerklärliche klar zu machen oder gar zu beweisen, wieso Gott „Eins und Drei" zugleich sein könne; die Bilder und Gleichnisse aus der Natur und dem Menschengeist, die man gewöhnlich anführt, waren ihm eben nur Bilder, nicht Erklärungen;*) die Lehre der Schrift von Gottes dreifacher Offenbarung im Werk der Schöpfung, Erlösung, Heiligung trat ihm hier an die Stelle des kirchlichen Dogmas, und im Uebrigen verwies er auf die schöne Legende bei Augustin, den Knaben, der in seiner Muschel das große unendliche Meer fassen will; er vermag es so wenig, als du und ich mit unserm kleinen Verstand die ewigen Geheimnisse, das Meer der Liebe Gottes und die Tiefen seines göttlichen Wesens zu begreifen. So hob er das Wissen auf, um für den Glauben Raum zu gewinnen, den Glauben, der ihm freilich das Gewisseste des Gewissen war. Glaubensschätze sollten die Glaubenssätze werden, das war das Ziel seines Unterrichts, und deshalb betonte er das „Mein" auch hier wie in der Predigt immer wieder, den seligsten Buchstaben des Alphabets das „M" nennend, ohne den die

*) Frommel hatte, durch Männer wie Behm, Schöberlein, Bengel, Rieger angeregt, für mystische Spekulationen, für das „süße Sichversenken in die Geheimnisse Gottes" einen aufgeschlossenen Sinn; irren wir aber nicht, so war dieser Zug zur Mystik seinem Geistesleben doch nur mehr wie ein fremdes Reis aufgepfropft, wenngleich das Stück Poesie und der lebendige Realismus, wie ihn die württemberger Theosophen pflegten, der künstlerischen, auf „Anschauung" gerichteten Seite seines Wesens wiederum entgegenkamen.

höchsten und tiefsten Ueberzeugungen werthlos bleiben, „denn auch die Teufel glauben und zittern". Nicht ein Heiland, sondern mein Heiland will Jesus sein, Gott Euer Vater nicht ein Vater überm Sternenzelt, wie Schiller ihn besingt im Lied an die Freude.

Bei der Lehre von der Heilsbedeutung des Todes Christi hob er nach der Schrift und im Gegensatz zu der altkirchlichen Lehre stets hervor (natürlich ohne diesen Gegensatz zu nennen), wie das Leiden unseres Herrn ein Thun im eminenten Sinne sei, ein Liebesopfer, das der Vater und der Sohn für die Menschen bringt, zu ihrer Versöhnung (Kol. 1, 20), nicht aber ein „Strafleiden", durch das Gott erst mit der Welt ausgesöhnt und sein „Zorn" beschwichtigt werden müßte. „Also hat Gott die Welt geliebt, nicht: also hat Gott der Welt gezürnt, daß Er seinen eingeborenen Sohn gab", so lehrte er als ein echter Schüler der Schrift, Luthers, von Hofmanns,*) Menkens,*) das Geheimniß des Kreuzestodes Jesu auch seinen Schülern anbetend verstehen.

Daß Christen Menschen der Zukunft, der Hoffnung seien, war ein Gedanke, den er im Unterricht wie in der Predigt mit besonderer Liebe ausführte; der Artikel von der Wiederkunft Christi war ihm kein Schreckens-, sondern ein „Trostartikel", zu dessen Erklärung er gern, wie auch an anderen Stellen, den Heidelberger Katechismus heranzog, mit seiner schönen Antwort auf die Frage: „Welche Zuversicht giebt dir die Wiederkunft Christi, zu richten die Lebendigen und die Todten?" „Daß ich in aller Trübsal und Verfolgung mit aufgerichtetem Haupte des Richters aus dem Himmel gewärtig bin, weil ich die Gewißheit habe, er werde alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße legen, mir aber sammt all den Seinen zu seinem Reiche aushelfen und mich zu sich nehmen in seine Freud' und Herrlichkeit." **)

*) Vergl. S. 4 und Bd. I, S. 105.

**) Vergl. S. 22 ff. (Die Theologie der „Stillen im Lande") und die Predigt Frommels im Lukas-Werke, Bd. II, S. 277 ff. Bremen 1895. C. Eduard Müller.

Von dem „Adel der Kinder Gottes", derer, die „von Gott geboren sind" zu reden, gab ihm der Artikel von der christlichen Taufe Anlaß, mit dem er gewöhnlich den Konfirmandenunterricht begann, um ihn, für Alle unvergeßlich, zu schließen mit der Betrachtung der Abschiedsreden Jesu und ihrem: „Ich in Euch und Ihr in mir", nach dem Bilde des Weinstocks und der Reben, die ohne Ihn nicht Frucht bringen können, an Ihm allein hangen und wachsen sollen.

Wie er über die Taufe als Sakrament dachte, hörten wir schon. Betreffs des heiligen Abendmahles war es ihm wichtig, auf der einen Seite zwar den Schleier des Geheimnisses darüber zu lassen, aber auf der anderen den Kindern die hergebrachte Vorstellung des „Mysterium tremendum", der furchtbaren Seite desselben, zu benehmen. Vielmehr betonte er das liebliche Vorrecht, das im heiligen Mahle den Jüngern und Jüngerinnen des Herrn geschenkt sei. Das „Wir folgen all zum Freudensaal und halten mit das Abendmahl", das war es, was er ihnen wie den Kommunikanten immer wieder vor die Seele stellte. „Ihr seid geladen zu eines großen Königs Tafel, das ist nichts Furchtbares, sondern etwas Köstliches, worauf Ihr Euch in Demuth freuen und wozu Ihr die Gelegenheit so oft wie Ihr könnt, nicht ein oder zweimal nur im Jahre benutzen solltet." Ein Mahl des Trostes und der Erneuerung der Kraft will es sein für Alle, die da mühselig und beladen sind, ein gedeckter Tisch, nicht für die Satten, sondern für die Hungernden und Dürstenden nach Gerechtigkeit, ja gerade für die, die sich unwürdig fühlen, theilzunehmen, denn das ist das Zeichen, daß sie würdig sind.

Für das praktische Leben im Christenthum gab Frommel wenige Vorschriften. Die wenigen, die er gab, waren Winke, Rathschläge eines väterlichen Freundes, der seine „Kinder" vor Allem zur Freiheit, und damit zur völligen eigenen Verantwortung erziehen wollte. „Ich werde Dir", so schreibt er einer badischen Konfirmandin, „freilich allezeit rathen und, wo mir's klar ist, auch sagen können, das ist der Wille Gottes,

soweit ich ihn erkenne; aber ein gebietender Machthaber bin ich nicht. Da würde Deine Seele oft in Noth kommen, das führt nach Rom." *)

Einige Winke und Worte fürs Leben mögen hier in der schlichten Form wie sie eine seiner Berliner Konfirmandinnen niedergeschrieben, das Gesagte erläutern.

„Ich bin oft gefragt worden", sagte uns Herr Hofprediger einmal, „von meinen Konfirmandenkindern, ob ich es für Unrecht hielte, auf Bälle zu gehen, zu tanzen. Ich kann Euch immer nur wieder sagen: Nein, an und für sich nicht, aber Ihr müßt ernstlich darauf achten, ob es Euch schadet, ob es Euch zurückbringt und vom Herrn abwendet. Alle Freuden, die Ihr habt, müssen so sein, daß Ihr den Herrn Jesus getrost mitnehmen könnt. Wenn Euch seine Nähe stört, dann seid Ihr immer auf verkehrtem Wege!

Welche tiefe Wahrheit lag auch in dem Rath unseres geliebten Lehrers, daß der Sonntag schon am Sabbath anfangen muß. »Wenn das Herz«, sagte er, »schon am Sonnabend zur Ruhe gebracht ist, nach Allem und von Allem, was im Laufe der Woche auf dasselbe eingestürmt, dann kann Gottes Wort am Sonntag ganz anders wirken und Wurzel fassen.«

In der letzten Konfirmandenstunde, als wir die Abschiedsreden des Herrn an seine Jünger (Joh. 14—16) zu Ende besprochen, sagte uns der geliebte Lehrer mit des Heilands Worten: »Ich habe Euch noch viel zu sagen, aber Ihr könnt es jetzt nicht tragen! Vieles wird Euch später klar werden, das ist mein Trost. Der heilige Geist wird Euch »erinnern«, es Euch verinnerlichen. So habe ich mit Euch nicht über das sechste Gebot gesprochen,**) und ich will Euch heute auch nur

*) Briefe aus Amt und Haus, S. 18.

**) Wie er überhaupt den Leuten gram war, die in Predigt und Unterricht „Alles so sonnenhell machen zu müssen glauben, während die neugeborenen Kindlein das volle Licht noch nicht vertragen können", so war er besonders im Konfirmandenunterricht der Ansicht, daß nicht Alles durchgesprochen werden brauchte. So schreibt er einmal (Briefe, S. 35): „Ich

das noch sagen: Ein Mann, der den Herrn Jesus nicht lieb hat, kann Euch niemals so lieben, wie er Euch lieb haben muß.« Dies kurze, inhaltsschwere und doch so leicht zu behaltende Wort kann mit Gottes Hülfe mehr gewirkt haben als alles Belehren und Erklären hätte thun können.

Wie oft hat uns unser Pastor in Bezug auf die Liebe zu den Menschen gesagt: »Man sagt gewöhnlich kennen und lieben lernen; sicherer ist der andere Weg: erst lieb haben, denn nur dann kann man recht kennen lernen.«

Das Wort: »Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu«, müssen Christen in viel tieferem Sinne erfassen, als es gewöhnlich geschieht; für sie gilt es, ein sich liebevoll in den Anderen Hineindenken, um ihm das sein zu können, ihm gerade da helfen zu können, wo er es braucht, nicht wo man selbst etwa Hülfe nöthig hätte."

Wie Frommel diese Kunst der auf den Andern eingehenden helfenden Liebe den Kindern gegenüber selbst zuerst geübt, sagen am besten die Worte aus einem Briefe an Frommels Gattin bald nach dessen Scheiden:

„Sie sehen auch aus den beifolgenden Antworten wieder, was Sie nur zu gut wissen, daß wir Konfirmandinnen, noch so jung, noch so schüchtern, es wagen durften, mit jedem Anliegen und selbst mit unseren bescheidenen Gaben zu diesem überlegenen Geiste zu kommen, der das »Furcht ist nicht in der Liebe« der Schrift zu lehren gewußt hat wie kein Zweiter. Man nimmt als junger Mensch so Vieles als selbstverständlich hin, heute vielleicht erst, in reifen Jahren, in einer kälter und öder gewordenen Welt vermag ich diese unermüdliche Geduld, Güte und Freundlichkeit in ihrem vollen Maße zu schätzen. — Die Predigt, die

---

kann die Sünden des sechsten Gebots mit den Kindern nicht durchsprechen. Hier muß ich den Schleier des Grauens darüber lassen."

Um so eindringlicher wirkte es, wenn er, kurz vor der Konfirmation, in seiner Wohnung den Knaben seelsorgerisch über diesen Punkt Herz und Gewissen schärfte und sie zum Kampf gegen den bösen Feind der Jugend priesterlich stärkte durch Mahnung und Gebet.

ich mitsende, ist mir auch jetzt im Rückblick nur ein Theil der großen Lebenspredigt, die Herr Hofprediger uns gehalten."

Frommel selbst aber schreibt einmal:*)

„Wenn ich jetzt Kinder zu konfirmiren habe, dann steht mir meine eigene Zeit vor Augen als eine große Mahnung, Geduld zu haben und warten zu lernen. Ist mir erst nach Jahren der stille Segen jener Zeit aufgegangen, mußte soviel Regen und Sonnenschein erst kommen, um den Samen aufgehen zu lassen, soll ich nicht bei Anderen es erwarten, ist nicht Alles Saat auf Hoffnung, Wintersaat, die des Frühlings harrt?"

Ein jedes Einzelne hatte einen besonderen Platz in seinem Hirtenherzen; ja, er identifizirte sich so mit diesen seinen Kindern, daß es ihm jedesmal schwer wurde, eine neue Klasse zu übernehmen. „Ich habe immer Mühe", schreibt er einmal, „wenn ich so eine liebe Schaar aus meiner Hand lasse, mich wieder an Andere zu gewöhnen und die auch lieb zu haben. Und doch bete ich sie mir ans Herz, damit Keines spürt, ich hätte es weniger lieb."

Es war kein Wunder, daß solcher Aussaat von Liebe auch eine reiche Ernte folgte.

„Auch andere Kinder", schreibt einer von ihm,**) „haben ihren Lehrer lieb, aber so wie er sich die Herzen der Jugend erworben hat, das hat kaum ein Anderer verstanden. Wie ein Vater, im weißen Haar, stand er mitten unter seiner jugendlichen Schar, in der Einer dem Andern es an Verehrung zuvorthun wollte; mit den Kindern selbst zum Kinde werdend und doch auch ernst und strafend, wo es sein mußte."

Daß die Konfirmanden, wie er die Mehrzahl von ihnen auch getauft, später auch durch ihn getraut sein wollten, verstand sich ebenso, als daß sie nach Gründung des eigenen Hauses durch ihn auch ihre Kinder getauft sehen wollten. Ja, es war eine allgemeine Scherzrede: „Die Leute sterben in Berlin, um von Frommel begraben zu werden".

*) „Goldene Jugendtage", S. 101.

**) Garnisonpfarrer Goens im Militär-Wochenblatt 1896, S. 101.

So väterlich liebevoll nun Frommel selbst sich zu seinen Konfirmanden stellte, so war es doch immer sein Streben, die Kinder von der eigenen Person loszumachen und an seinen Herrn zu binden. Das „Sie sahen Niemand als Jesum allein", war nicht erst in den letzten Stunden mit ihrem Ausklingen im hohepriesterlichen Gebete, sondern von Anfang an sein Leitstern. So nahe er sich zu den Kindern herabließ, so sehr wußte er doch auch die rechte Entfernung einzuhalten im Verkehr mit der Jugend. „Die rechte Ferne allein bedingt die rechte Nähe", das war der Grundsatz, den er namentlich den jungen Mädchen gegenüber befolgte. Ebenso weit freilich war er davon entfernt, der jugendlich reinen Hingabe der jungen Kinder an den „geliebten Lehrer" Steine in den Weg zu werfen. Einem General, der sich bei Frommel darüber einmal beklagte, daß seine Tochter zu sehr für ihn schwärme, das sei „ungesund", erwiderte er halb im Scherz und doch im Ernst: „Es ist besser, sie schwärmt für mich als für irgend einen Leutnant."

Dabei verstand er es doch auch, mit leiser aber sicherer Hand aus dem rein „Seelischen" zum Geistigen hinüberzulenken, und so Manche seiner unverheirathet gebliebenen Konfirmandinnen und Verehrerinnen haben es auch in späteren Jahren mit Dank gegen Gott erfahren dürfen, was Eine unter ihnen schreibt: „Es war so natürlich, sich ihm auch in inniger Liebe anzuschließen, der uns in die Monotonie und Alltäglichkeit des Lebens hinein das Höchste und Beste gegeben hatte; aber er hat uns in Liebe frei zu machen gewußt. Das verstanden wir erst nicht, aber je länger, je mehr wandelte sich auch bei uns das Gefühl fast leidenschaftlicher Verehrung in jenes unerschütterliche Vertrauen, das sich sicher und geborgen in dem Andern fühlt und nun erst wahrhaft das empfangen konnte, was er zu geben hatte."

Der Palmsonntag ist gekommen, der Tag der Einsegnung. Kein Tag griff tiefer an Frommels Herz und Gewissen als dieser. „Mir ist", so sagt er einmal, „immer wie dem Gärtner, der die jungen Blumen in den Nachtfrost stellen muß. Der schwerste Tag im ganzen Jahre, ein Tag, vor dem ich mich ebenso fürchte, wie

ich mich auf ihn freue, ist der Tag der Konfirmation. Ich sehe Euch Mädchen selbst als einen Blumengarten mitten unter den Blumen, mit denen ihr diesen Altar geschmückt. Soll ich den Reif und Frost nicht fürchten, der die Knospen und Blüthen in einer Nacht zerstören kann? ... Und ob sich nicht Eure Reihen, ihr lieben Knaben, lichten, und der Eine da- der Andere dorthin fahnenflüchtig zieht, die Flinte ins Korn wirft oder mit der Wunde im Herzen und Gewissen fällt und nicht mehr unter der Reihe der Kämpfenden ist?"*)

Auch die Konfirmation selbst verlegte Frommel gern auf den Abend, nicht wie Einer, der es besser wissen könnte, schreibt, weil es ihm „poetischer" so war, sondern vor Allem deshalb, damit die heilige gehobene Stimmung der Einsegnung nicht durch die Unruhe und Zerstreuung der Festfeiern im Hause, wie sie immer mehr aufgekommen, erstickt werde. Festlich sollte sich auch äußerlich die Feier gestalten. Die Mädchen hätte Frommel am liebsten in Weiß gesehen nach altem kirchlichen Brauch, aber er fügte sich ebenso willig der Entscheidung des Konsistoriums, das aus sozialen und praktischen Gründen das schwarze Kleid ein- für allemal anordnete. Dafür mußte der Altar in Pflanzen- und Blumenschmuck mitfeiern und ähnlich wie bei den Abendgottesdiensten an Sylvester und Gründonnerstag ein guter Chor zu Anfang und am Schlusse singen.

Eine Konfirmandenprüfung vor der Gemeinde hat er, in Erinnerung an die eigne Angst an jenem Tage, als er selbst eingesegnet wurde, grundsätzlich nicht gehalten. Der Tag sollte kein Tag des Schreckens, sondern „eitel Freude und Friede im heiligen Geiste sein".

Wie er in jenen Höhestunden zu den Kindern sprach, das läßt sich nicht beschreiben; auch die nachgeschriebenen Reden können das gesprochene Wort nicht ganz ersetzen, — wir sagten es schon gelegentlich seiner Predigten. Aber den Eindruck, den solche Feier einst auf ein jüdisches Mädchen gemacht, die Frommel dann (ein Beispiel, das freilich nur der Augenblick rechtfertigte und nicht als

*) In der Einsegnungsrede am 8. April 1878; abgedruckt in der Sammlung von Casualreden Frommels.

Muſter zur Nachahmung dienen ſoll) noch am ſelben Abend mit einſegnete, ſchildert eine Erinnerung aus „Lenz und Herbſt“ (S. 112):

„Es war an einem Palmſonntage abends. Vor dem geſchmückten Altar hatten die Konfirmanden eben gekniet. Albert Knapps Konfirmationslied, das einſt bei meiner Konfirmation geſungen wurde, hatten auch ſie geſungen, das Lied vom Friedefürſten und das Schlußlied mit dem Gelöbniß: »Die wir uns allhier beiſammen finden, ſchlagen unſ're Hände ein« — war verklungen. Ich eilte zur Sakriſtei zurück, während die Kinder mit den Eltern das Gotteshaus verließen, und die kleine Abendmahlsgemeinde der Kinder ſich ſammelte, die noch die Kommunion feiern wollten. Es waren nur wenige Minuten, während deren die Orgel ſpielte und das »Schmücke dich, o liebe Seele« intonirte, daß ich allein war und noch einmal die eingeſegneten Kinder vor dem innern Auge vorübergehen laſſen konnte. Da öffnete ſich leiſe die Sakriſteithüre, herein trat ein Mädchen im ſchwarzen Kleide, den Schleier tief über das Geſicht gezogen. »Wollten Sie mich nicht auch ſegnen«, ſagte ſie mit leiſer Stimme, »wie Sie eben die Kinder geſegnet? Ach bitte, bitte!« — »Sind Sie nicht konfirmirt oder gehen Sie in einen Unterricht?« — »Ach, nein — ich bin eine Israelitin, aber ich glaube an Jeſus. O, ich möchte ſo gerne eine Chriſtin ſein, aber ich kann nicht, ich darf nicht. Ich würde meinen lieben Eltern den größten Schmerz bereiten. Ach, geben Sie mir nur einen Segen!« Sie war niedergekniet, ehe ich mich's verſah; ſo ſegnete ich ſie als Kind Israels und ſprach über ihr die Worte Jeſ. 43, 1 ff. Die Thränen rannen ihr voll die Wangen herab, ſie dankte mir herzbeweglich; dann zog ſie ihr Neues Teſtament aus der Taſche und bat, ich möchte ihr nur den Spruch aufzeichnen, den ich ihr geſagt. Ich ſchrieb ihn ſchnell ein, der zweite Vers des Abendmahllieds hatte ſchon begonnen, ich mußte zum Altar. »Leſen Sie weiter und beten Sie weiter — Friede über Israel«, mehr konnte ich ihr nicht ſagen. Ich war ſonſt immer geſtört, wunderbarerweiſe aber dieſe wenigen Minuten ganz allein geweſen. Ob dieſe Tochter Israels

nicht auch eine Konfirmandin war, reifer vielleicht als manches Kind, das ich eingesegnet? Ich weiß nicht, wer sie war, habe sie auch nicht wiedergesehen. Aber diese Minuten waren ein Segen für mich, vielleicht auch, so hoffe ich, für das »eingesegnete Kind aus Israel«." *)

Was Frommel damals that, war eine seiner seelsorgerischen Eingebungen; wunderbar genug: nicht lange danach ist jenes junge Mädchen das Opfer eines furchtbaren Unglücks geworden, von der elektrischen Straßenbahn überfahren, starb sie infolge der erlittenen Verletzungen. Sie ist im Frieden heimgegangen.

Neben seinen Konfirmandenstunden hat Frommel bei aller Ueberbürdung zehn Jahre lang — von 1876 bis 1886 — in einem Pensionat für junge Mädchen Bibelstunden gehalten und mit besonderer Liebe und in großem Segen dort gearbeitet. Hören wir die Leiterin des Institutes selbst:

„Nach dem Tode meiner Mutter schrieb ich an Frommel und bat ihn, meinen jungen Mädchen Bibelstunden zu geben. Sie waren alle konfirmirt und Religionsstunden von den Eltern nicht gefordert worden, denen meine täglichen Andachten genügten. Das Sterbebett meiner Mutter war aber durch ihren fröhlichen, triumphirenden Glauben ein so köstliches gewesen, daß ich keinen größeren Wunsch hatte, als meinen Pflegekindern zu helfen, den Weg zu demselben Ziele zu finden. Dabei sollte Frommel mir helfen. Als ich mir seine Antwort auf meinen Brief persönlich holen wollte, kam er mir in seiner bezaubernden Weise mit ausgestreckten Händen entgegen und sagte: »Es thut mir ja so unbeschreiblich leid, aber ich kann es nicht« ... Ich drang nicht weiter in ihn, erzählte ihm aber ausführlich von unserer Familie, meinen Wünschen und Zielen ꝛc., endlich sagte er: »Darf es abends sein?« und das Resultat war, daß er zehn Jahre lang regelmäßig und danach noch vier Jahre lang ab und zu bei uns Bibelstunden gehalten hat. Den Segen, der davon auf

*) Vergl. auch die unmittelbar folgende Geschichte in „Lenz und Herbst", S. 114.

unser Haus und meine Kinder ausgegangen ist, kann ich nicht aussprechen. Es wurden dann auch viele meiner Kinder von ihm konfirmirt, und gemeinsam arbeiteten wir an ihren Seelen. Ich habe den erziehlichen Beruf nie mit so viel Freudigkeit und Begeisterung ausgeführt, wie in jener Zeit, da seine Theilnahme und sein Rath mich bei jedem Schritt begleiteten. Ich weiß auch, daß er selbst gern daran zurückdachte. Kurz vor seiner Abreise nach Plön sprach er noch davon. Wir hatten eine Schülerin, deren scharfer Verstand sie nicht zum Glauben an einen persönlichen Gott kommen ließ. Frommel schlug mir vor, sie einem andern Geistlichen zu übergeben, weil er den Muth mit ihr verloren habe. Ich sagte ihm: »Das ist Unrecht; wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, es muß gelingen!« Wenige Wochen später war sie gewonnen, und zwar ganz und für immer. Jetzt ist sie Diakonissin und gläubige Christin. Daran dachte er immer mit Rührung. »Wenn wir weiter nichts geleistet hätten«, sagte er mir noch zuletzt, »so hätten wir nicht umsonst gelebt«."

Es wäre hier noch Manches zu sagen von dem, was Frommel in der Stille an einzelnen Konfirmanden gethan und gewirkt hat;*) auch über seine Beziehungen zu den Eltern der Konfirmanden, über die hier nur das Eine gesagt sein soll, daß er so mancher Mutter erst das Auge geöffnet hat für das, was Gott ihr in ihrem Kinde geschenkt hatte.

Doch wir müssen eilen.

Das Band aus jenen Weihestunden hielt meist fürs ganze Leben. Die Versammlung konfirmirter Töchter Sonntag Nachmittag hat manche mit dem geliebten Seelsorger zusammengeführt; aus diesem Kreise ging auch die Anregung hervor, seiner „fünfundzwanzig Jahre in Berlin" festlich zu gedenken. Seine Gegengabe mit dem Bericht über jene Feiern bleibt ein Dank- und Denkstein der Liebe, die er von seinen Konfirmanden und sie von ihm erfahren haben. Fühlte er sich doch nicht nur als den Gebenden

*) Vergl. die Geschichte vom „Singvogel" und von den beiden Konfirmanden in „Lenz und Herbst", S. 78 ff.

seinen Konfirmanden gegenüber, sondern allezeit zugleich als Empfangenden, wie er es an eben jenem Tage in die Worte zusammengefaßt:

„Ihr habt wohl gefühlt, daß ich gern zu Euch gekommen bin, nicht bloß, um Euch etwas zu geben, sondern auch, um etwas zu nehmen von Euren jungen Seelen; habe ich etwas noch von Jugend in mir, und blühen mir unter weißem Haar noch ein paar Schneeglöckchen im Herzen, so danke ich's doch wesentlich Euch, meine lieben, jungen Freunde und Freundinnen, daß Ihr mich mit Eurem jugendlichen Odem und mit Eurer Liebe immer wieder jung und frisch erhalten habt."

Siebzehntes Kapitel.

Ein Sonntag Abend in der Neuen Friedrichstraße.

„Gesellschaft und Geselligkeit", so lautete ein Thema, über das Frommel gern und oft geredet, am ausführlichsten in jenem Vortrage, der dann in dem Büchlein „Aus allen vier Winden" *) seinen Platz gefunden. Auch mit diesem Aufsatz wollte er sich in erster Linie selbst über das Recht der eigenen Auffassung klar werden, — der eignen, die er doch, wie so Vieles — er bekennt es stets mit Dank — „ererbt von seinen Vätern" hatte. Es waren schließlich die alten Grundsätze des Frommel-Hauses, der „Galerie", deren schöne Zeiten wir im ersten Bande kennen lernten, die Frommel aussprach, wenn er sagte:

„Niemals darf die Geselligkeit die eigentliche Substanz unseres Lebens werden. Sie ist wohl seine Würze, aber nicht die Kost. Darum muß sie vor Allem ihr Maß haben, das, überschritten, sich rächt. Keiner bedarf der Geselligkeit in gleichem

*) S. 134 ff.

Maße wie der Andere; Keiner soll sie sich mißgönnen, Keiner aber auch einen Verkehr sich aufdringen lassen, der ihn übersättigt, erschlafft, ermüdet. Wir leiden an einem Zuviel und bedürfen einer knappen Diät, wenn wir gesund bleiben wollen. Vor Allem muß das Maß der Geselligkeit im Verhältniß zum Maße der Arbeit stehen. Sie allein giebt das Recht der Erholung: »Tages Arbeit, abends Gäste, — saure Wochen, frohe Feste«, nicht umgekehrt. Die Arbeit giebt uns der Geselligkeit als erholungsbedürftige Glieder, und die wahre Erholung in der Geselligkeit giebt uns gestählt, gestärkt der Arbeit zurück. Ihre naturgemäße Pflegstätte, ihren Boden hat die Geselligkeit im Hause, in der Familie. Je charaktervoller und intensiver ein Familienleben ausgebildet ist, je mehr der warme Hauch der Liebe und Harmonie alle Hausgenossen umschlingt, je mehr sie selbst sich in freier Weise untereinander bewegen und eine edle Geselligkeit pflegen, desto lieber wird sich um diesen leuchtenden Krystallkern eine erweiterte Geselligkeit anschließen und selbst durchleuchtet werden. Leute, die nur ein Haus machen ohne eines zu sein, können keine wahre Geselligkeit bieten noch pflegen."

Im Ganzen suchte Frommel die Geselligkeit nicht, sondern ließ sie an sich herankommen. Gesellschaftliche Besuche wurden wenig oder gar nicht gemacht und auch selten erwidert. Man nahm das Frommel nicht übel, weil man wohl wußte, daß es bei ihm weder Rücksichtslosigkeit noch Unkenntniß der Form war; Frommel hatte einfach keine Zeit. Vor Allem war er der Ueberzeugung, daß Geselligkeit um ihrer selbst willen zu pflegen, nicht seines Amtes sei. So sehr ihm geistiger Austausch Erholung und Bedürfniß war, er versagte sich diesen Luxus doch mehr, als Viele glauben mögen, die ihn nur von ferne kannten. Sein näherer Verkehr in Berlin beschränkte sich auf einige wenige Freunde und Gesinnungsgenossen, während er die sonst angeknüpften Beziehungen zu Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern und den verheiratheten Militärs nur gelegentlich der Begegnung bei Amtshandlungen, Taufen, Hochzeiten auffrischte. Aber auch die näheren Freunde sah er selten; im Scherz, aber auch in Wehmuth hat er es oft

ausgesprochen, es gehe ihm mit den Freunden wie mit dem Garten hinter seinem Hause: er hatte ihn und ging doch nicht hinein. „Und doch ist es was werth", setzte er hinzu, „solch einen Garten zu *besitzen* und sich sagen zu können: du hast doch die Möglichkeit hineinzugehen, wenn du willst."

Sein eigenes Haus aber, das, wenn er gewollt, zu jeder Zeit eine Fülle von anregenden Persönlichkeiten aus allen Kreisen angezogen haben würde, weil er sein Mittelpunkt war, öffnete sich eigentlich nur an Sonntagen, und da waren die Gäste nicht immer, aber doch meistens (nach Luk. 14, 12), solche, die nicht wieder einladen konnten: Studenten und Kandidaten, junge Offiziere und Referendare, Einsame aller Art, die an ihn empfohlen waren, Große und Kleine dieser Welt, wie es kam, eine buntgemischte Gesellschaft. Suchen wir das Pfarrhaus in der Neuen Friedrichstraße an einem dieser Sonntag Abende auf:

Es ist ein Viertel nach 8 Uhr. Eben ist Frommel von einem Abendgottesdienst heimgekehrt; müde und von seinem nie ganz ruhenden Leiden geplagt, hat er der Hausfrau Ordre gegeben: „Diesmal unterhältst Du die Leute." Zwei der ständigen Abendgäste, ein Theologiestudent und ein „Baubeflissener" sind schon zur Stelle. Da klingelt es wieder. Aber es kommt Niemand. Das Mädchen flüstert der Hausfrau etwas leise zu: „Draußen steht Einer, der sieht aus wie der leibhaftige Teufel, er wollte herein, ich habe aber die Kette vorgemacht." Es ist ein junger Neger, den Frommel neulich bei einem Theeabend in der Wilhelmstraße entdeckt und eingeladen hatte. Schon ist der Ausgesperrte die halbe Treppe hinunter, da kommen zu seinem Glück, ehe die Hausfrau ihm zu Hülfe eilen kann, zwei deutsche Landsleute herauf, ein militärischer Vetter von der Kriegsakademie und der neu ernannte Hülfsprediger. Unter dieser würdigen Bedeckung schlüpft der verschüchterte Sohn des dunklen Erdtheils wieder hinein. Die Unterhaltung ist etwas schwierig, da er kein Deutsch versteht und die Anderen mit dem Englischen auf gespanntem Fuße stehen. Da tritt *Frommel* ein, der sich wieder einmal, wie so oft, „aufgerappelt"; man merkt ihm nichts von Ermüdung

an, und sein sonniges Gesicht verräth nichts von dem, was er leidet. In Kurzem ist er die Seele der Unterhaltung; mit seinen wenigen englischen Brocken weiß er sie so zu führen, daß Alle verstehen. Jetzt füllt sich mit einem Male der Saal, den Frommels Gattin bei ihrer Vorliebe für große Räume schon im ersten Jahre trotz „Intendantur" durch Wegreißen einer Wand verdoppelt hat, und es geht ans Vorstellen. Ja, wenn nur Frommel selbst Alle kennte, die sich heute Abend eingefunden! Die Gesichter freilich behält er stets, auch wenn er sie nur einmal gesehen, aber wer „zählt die Völker, nennt die Namen?" Besonders, wenn darunter auch solche sind, die wie Meier und Müller öfters wiederkehren! So muß denn Jeder sich zunächst selbst vorstellen und seine „Naturgeschichte", d. h. Herkunft, Heimath, Beruf, sagen, während inzwischen die Kinder des Hauses möglichst unbemerkt die Zahl der Gäste „zur weiteren Veranlassung" dem Burschen, der den Thee servirt hat, angegeben. Weiß man doch nie vorher, wie Viele kommen werden. Heute scheint es eine besonders bunte Landkarte werden zu sollen. Den Afrikaner nannten wir schon, aber auch Japan ist vertreten durch einen jungen Physiker, einen Schüler von Helmholtz, der ein reingestimmtes Harmonium erfunden hat, das er durch Frommels Vermittelung dem Kaiser vorgeführt; daneben Frankreich, Italien, Norwegen und die Schweiz, Siebenbürgen und von den deutschen Stammesgenossen vor Allem Baden und Württemberg. Schon ist der Flügel geöffnet, der zur Musik ladet; da fahren, kurz hintereinander, zwei Wagen an; dem einen entsteigt eine Hofdame der Kaiserin, die auch gern einmal einen „Studentenabend" mitgemacht, dem anderen ein Herr mit glattrasirtem Gesicht, hoch aufgeschossen, mit charakteristischem Kopf und sonorem Organ. Frommel stellt ihn vor: „Einer meiner Karlsruher Täuflinge, jetziger Hofschauspieler D." Nun folgt nochmalige Vorstellung der Anderen, diesmal etwas summarisch, denn als Frommel an die Reihe der Studenten kommt, sagt er kurzweg, sie Alle in einem Kollektivum zusammenfassend: „Und das hier — ist Studiosus Holzbock!", und Herr Färber, der sich sonst immer so gern unter

liebenswürdiger Vorwegnahme der Entgegnung seines vis-à-vis: „Mein Name ist Färber, sehr angenehm" vorstellt, ist diesmal um die Freude der Selbstvorstellung gekommen.

Die Musik beginnt; erst müssen die Kinder des Hauses daran. „Wenn Ihr nicht vorspielen und singen wollt", so hieß es bei den Jüngeren, als sie noch nicht eigentlich gesellschaftsfähig waren und doch mitthun wollten, „so dürft Ihr nicht aufbleiben". Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nie. Also Einleitung auf dem Klavier, dann Gesang des Aeltesten, der heute bei guter Stimme und Stimmung ist, Violinspiel des Nesthockers, dem der Verlobte mit seinem Cello noch keine Konkurrenz machen kann, da er zur Zeit noch nicht am Horizont der Frommel-Abende aufgetaucht ist. „Sie müssen uns etwas deklamiren", bittet Frommel jetzt seinen schauspielenden Täufling, und dieser schlägt vor: „Melodramatisch recht gern." — Des „Sängers Fluch" und die berühmte Scene aus dem Schumannschen „Manfred" klingt durch den lautlosen Raum, fast zu naturwahr, so daß Keiner unter dem mächtigen Eindruck erst zu applaudiren wagt. „Aber nun, ihr Herren Studenten! Hat Keiner was auf Lager?" Wenn's ein Jodler sein darf, meint ein biederer Appenzeller und stimmt sofort, ohne Begleitung, seinen Juchzer an. Das reizt Monsieur A., den Neuchâteler Studienfreund Otto Frommels, auch „une petite production" zu wagen; er zieht den Freund ans Klavier und — pfeift zu bekannten Themen wunderhübsche, kunstvolle Variationen, wie sie ihm der Moment eingiebt. Doch da ist ja noch Einer „vom Fach" — Dr. W., der sich bis jetzt zurückgehalten, da er als Künstler eigentlich nicht „vorspielt". Aber hier ist's, als ginge Jeder gern einmal aus sich heraus. Er will „Chopin" vortragen, eine Ballade. Der Flügel wird für ihn besonders weit geöffnet, und fast scheint das Instrument zu schwach, um der Gewalt seiner Fortissimo-Passagen Widerstand zu leisten. Aber o weh, er gehört zu denen, die man zwar schwer ans Klavier, aber noch schwerer wieder davon weg bekommt! Er giebt noch eine, noch zwei Balladen zu, ohne besondere Aufforderung. Schon wird es einigen entschieden Unmusikalischen etwas schwül, sie

sehen aus, als ob sie sich danach sehnten, einmal wieder ein Wort reden zu dürfen. Frommel merkt es und führt die Kunstfeinde leise hinweg in sein Studirzimmer, hinter dem die Thür zugemacht wird. Denn wenn auch ihn bei solchen „Unermüdlichen" das Gefühl beschleicht: „Wehe, wenn sie losgelassen" — das Reden während der Musik duldet er doch nicht. „Irre die Spielleute nicht", so citirt er gern aus dem ihm von jeher besonders theuren Jesus Sirach, „und so man Lieder singet, da wasche du nicht darein". Am liebsten hätte er es, wenn alle Theologen wenigstens zugleich sich auf die edle Musika verstünden, was leider nicht der Fall ist, und würde am liebsten beim Staatsexamen eine Prüfung auch in Musik eingeführt sehen. Einem jungen Freunde schreibt er im Jahre 1893:

„Der Pfarrer ein Volksmann, wer aber nicht zu singen versteht, der kennt das Volk nicht und trifft es nicht in seinem Herzen! Die Kirche hat sich nicht bloß in ihrer Exegese und Dogmatik, in der Predigt, sondern auch in ihrer Musik und ihren Liedern dargestellt. Es ist also ein sehr wichtiger Faktor. Die Predigten haben meist in der rationalistischen Zeit den Glauben zerstört, die Lieder ihn erhalten. Darum weniger »pauken« und saufen und mehr Musik treiben als Theologe."

Jetzt geht Frommel selbst ans Klavier; auf die Bitte seiner Freundin, der Schriftstellerin Mrs. C. A., die heute mit ihrem Sohn erschienen ist, und des treuen Oberförsters v. R., vom Christlichen Verein junger Männer, singt er mit halber Stimme, der man aber immer noch das edle Metall anmerkt, sein Lieblingslied, das „Sei nur still" von Wolfgang Franck, das wie ein Bachscher Sang ins Herz greift. „Noch ein Lied!" heißt es. Frommel winkt seiner Schwiegertochter, daß sie mit dem „Alten" Grells „Lorbeer und Rose" singe. Wie die Stimmen voll ineinanderklingen! Vor Allem, wie schön er dabei aussieht, daß man fast das Singen darüber vergißt und auch nicht merkt, daß der Lorbeer für seine Stimme an manchen Stellen „zu hoch" steht.

Doch es ist 9 Uhr vorüber, und die Hausfrau mahnt zum Aufbruch ins Eßzimmer. Der Raum ist groß genug, die Dreißig

und Etliche, die heute erschienen sind, zu fassen; die eine Spitze der Tafel reicht dicht bis an die schöne eingelegte Truhe, die der Aelteste auf einem Bauerngut in der Mark aufgespürt, — sie hatte einst bessere Tage gesehen, als sie noch im Herrschaftshause stand und der Bauer noch nicht seine Sensen darin zur Winterszeit aufbewahrte. Die andere stößt bis an den von der Hausfrau entworfenen gothischen Erker, der hinter Butzenscheiben und Blumengeflecht den Schreibtisch und die Bücherei des weiblichen „Zwillings" beherbergt, während die Jüngste im anderen Winkel ihr „Eckchen" hat und die Söhne im oberen Stockwerk hausen. Eine Tischordnung giebt es nicht, Jeder setzt sich, wo er Platz findet, nachdem Frommel die wenigen Damen in seine Nähe genommen. Er spricht das Tischgebet, nun geht es an das einfache, ziemlich regelmäßig wiederkehrende Abendbrot, bestehend aus Kalbsbraten, Salat und der obligaten süßen Speise, der Fritz Oldenberg den poetischen Namen „kondensirtes Morgenroth" gegeben hat, Alles nach dem Rezept des berühmten schwäbischen Magisters: „Man kann zwanzig Freunde in der Liebe bei sich haben, bis man einen Gast »herrenmäßig« traktirt", oder dem Spruch aus Jesus Sirach, den Frommels Gattin auf ein Spruchband an die Wand gemalt in Roth und Blau: „Ein Gericht Kraut mit Liebe ist besser als ein gemästeter Ochse mit Haß."*)

Das Beste beim Mahle giebt freilich auch heute der Hausherr selbst. Gleich zu Anfang hat er sich erhoben und die alten und neuen Freunde mit einer kurzen Tischrede bewillkommt, jedem Einzelnen die Reihe herum den „Gruß der Liebe" bietend; nun klopft er noch einmal ans Glas, eine Frage ist eben in seiner Nähe aufgeworfen worden, die für Alle von Interesse ist, und die er gern durch ein allgemeines Gespräch zur Entscheidung bringen möchte. Ist er doch ein abgesagter Feind zu vieler „Separatgespräche" mit dem Herrn Nachbar oder der Frau und

*) Im Allgemeinen war Frommel kein Freund biblischer Wandsprüche, wie sie sich in vielen Pastorenhäusern finden; lieber thun, was die Sprüche sagen, als sie an die Wand schreiben, wo dann oft das Leben im Hause so wenig zu den schönen Sprüchen stimmen will.

Fräulein Nachbarin, von denen oft keines von Beiden oder nur die Zwei, die gerade miteinander reden, etwas haben. „Ein gemeinsames, nach allen Seiten hin belebtes Gespräch, mochte es sich nun an etwas Eigenes oder Fremdes, Vorgelesenes anknüpfen, erschien ihm immer der Braten auf dem Tisch, „und wenn der Braten gelungen", setzte er hinzu, „dann ist der Hausfrau das Lob gewiß, und alles Andere findet sich".

Das letzte Mal war „Süddeutsches und Norddeutsches Volksthum" das Thema gewesen,*) heute giebt eine etwas lebhaft geführte Unterhaltung zwischen einem französischen oder vielmehr elsässischen Vetter und einem jungen polnischen Freunde des Hauses über dessen Staatszugehörigkeit den Anlaß zur Frage, wie sich ein Christ zu anderen Nationen und vor Allem zum Kriege zu stellen habe. „Eine schwierige Frage, liebe Freunde, die nur gelöst werden kann, wenn man, anstatt bei den Menschen hängen zu bleiben, auf die Hand und Leitung Gottes schaut, die doch auch dabei im Spiele ist. Jeder Krieg bleibt eine Zuchtruthe, wenn auch aus dem Vaterhause. Wo die heilige Schrift vom Kriege redet, bezeichnet sie ihn stets als ein Gericht Gottes, um der Menschensünde willen. Deshalb aber auch die ungeheure Verantwortung für den, der einen Krieg anfängt." Und nun erzählt er von Kaiser Wilhelm und seinem schönen Worte bei der Unterzeichnung des Friedens zu Frankfurt;**) nun schildert er ihn in Gastein und erzählt, wie ihm dort der Kaiser als Mensch so groß geworden sei. Das bringt ihn auf den Vortrag, den er

*) „Das würde uns Theologen gut thun", sagte er damals, „wenn wir hier im Norden jedes Jahr ein paar Leute da hinunter schickten; da sieht man, daß es hinter den Bergen auch noch Leute giebt. Wir brauchen beide Klammern, zwischen Nord und Süd, nur dann haben wir etwas von unserem einigen Deutschland." Und „der süddeutsche kirchliche Subjektivismus ist mir lieber als der subjektlose norddeutsche Objektivismus".

**) „Als ich den Frieden zu Frankfurt unterzeichnete", sagte der Kaiser, „gedachte ich des Friedens zu Tilsit, und vor meinen Augen stand, wie dieser tief demüthigende Friedensschluß dem preußischen Volke zum Segen geworden. Ich wünschte Frankreich in meinem Herzen, daß ihm ein gleicher Segen aus solchem Frieden und solcher Demüthigung erwachse."

demnächst zu halten hat über das Thema: „Diogenes, mit der Laterne Menschen suchend." „Was denken Sie darüber?" Und nun leuchtet er selbst mit seiner Laterne die Reihe herum, Junge und Alte fragend, was wohl nach eines Jeden Ansicht unter wahrem Menschenthum zu verstehen sei. Jeder giebt, was er hat, und so Mancher wundert sich schließlich, daß er doch nicht so thöricht ist, wie er selbst von sich gedacht, denn Frommel weiß aus jeder Antwort und Ansicht etwas Gutes, Brauchbares herauszufinden, wenn es ihm nicht gerade geht, wie das letzte Mal, als er an einen etwas mehr als gewöhnlich schweigsamen, übrigens sehr gescheuten Schwaben kam, der auf eine lange und anregende Debatte, an der er sich durchaus nicht betheiligen wollte, schließlich als einzigen Beitrag die Worte herausbrachte: „Dös isch noch koi Bewois" und durch alles Zureden nicht dazu zu bringen war, den dunklen Sinn seiner Rede aufzuhellen. Er blieb dabei und wiederholte in eintönigem Ritornell: „Dös isch noch koi Bewois."

Nun faßt Frommel zusammen: „Der wahre Christ, der wahre Mensch, darauf kommt er hinaus. Wo findet man den Menschen, wie er sein soll? Wie helfen wir ihm dazu, daß er es werde? Dem Heiden Diogenes weist ein anderer Heide, Pilatus, den Weg mit seinem Worte: »Ecce homo!« Sehet, welch ein Mensch! Wer Ihn gefunden, kann die Thranlampe diogenischer Menschenkenntniß an den Nagel hängen und wandelt im Sonnenlicht und -schein und hat nun auch die Leuchte, womit er Andere sucht, die Liebe aus Seiner ewigen Liebe, die die wahre Menschenkennerin ist." Hier bricht Frommel ab; das Gespräch, „von so unscheinbarer Quelle ausgehend, wie hat es sich auch heute vertieft und erweitert zum großen, breiten Strome, in dessen klarer Oberfläche sich Himmel und Erde spiegeln!" „Das sind dann", wie Frommel einmal sagt, „Höhepunkte im Gespräche, von denen es nur bergab gehen kann und wo man besser thut, zu schweigen, wenn der Strom nicht versanden und austrocknen soll."

Noch liegen die lieben alten „Mendelssohns" und die „Maierle", die süddeutschen Volkslieder, für vier Stimmen gesetzt,

auf dem Tisch, aus denen zwischen dem Wechseln der Teller das Hausquartett schon einige gesungen. Noch einmal werden sie aufgeschlagen: „O Thäler weit, o Höhen", bittet Einer zum Schlusse, es wird auswendig gesungen. So Mancher aus der Runde fühlt es und singt es inwendig mit:

„Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde geh'n,
Auf bunt bewegten Straßen
Des Lebens Schauspiel seh'n.
Doch mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt."

Zwar nicht Waldesstille, aber doch Stille inmitten des rauschenden Stromes der Weltstadt hatte auch heute wieder im Pfarrhaus der Neuen Friedrichstraße so Mancher gefunden, und das Geheimniß ewiger Jugend dazu, wie es der Hausherr in seinem frohen Kinderglauben trug. So sind wir auch nicht überrascht, wenn er nun zu Ende, ehe die Gäste aufbrechen, ihnen zuruft: „Wir wollen noch einen Choral singen" und nach dem „Breit' aus die Flügel beide", das der Karlsruher Landsmann und Täufling gewiß seit Jahrzehnten nicht mehr gehört und noch weniger gesungen, jetzt aber im Chor mitsingt, um den Frieden Gottes bittet, der über alle Vernunft ist.

Es ist der letzte Sonntagabend im Jahre vor der Weihnacht. Die meisten der jüngeren Herren werden die Ferien zu Hause zubringen; einige wenige bleiben zurück. Sie sollen auch ein Weihnachten haben. Auf den dritten Feiertag ladet sie Frommel ein zur schlichten Feier. Das Evangelium wird verlesen, ein kurzes, freies Gebet, dann geht es zu Tisch, wo jeder der Geladenen ein für ihn ausgesuchtes kleines Geschenk findet, meist Schriften Frommels, von denen er beiläufig gesagt, nach Freund Kögels Wort:

„Wie alltäglich auch, was kaufen!
Aber das ist ungewöhnlich,
Sich ein Exemplar vom Autor
Schenken lassen ganz persönlich!"

so viele im Laufe des Jahres fortgiebt, daß die Freiexemplare niemals ausreichen und er seine eigenen Bücher kaufen muß. Nach Tisch erscheint die „Laterna magica“. Weihnachtslieder werden gesungen zu den Lichtbildern aus der heiligen Geschichte, die Frommels Gattin, als stillere Zeiten für die Kunst im Hause noch Muße ließen, auf Glas gemalt.

Was jene Weihnachtsabende wollten, haben in ihrer Art auch die Sonntagabende zum Zweck gehabt: den Einsamen ein Daheim zu bieten, aber zugleich auch den „Fremdling in der Menschenbrust“ zu stärken, den Bürger der ewigen Heimath. Dazu bedurfte es und dazu liebte auch Frommel keine besonderen Mittel; es sollten keine „Erbauungsstunden“ sein, sie sind es aber doch im weitesten und tiefsten Sinne Vielen gerade deshalb geworden, weil man keine Absicht merkte. Es war der „Sebaldus“ und nicht bloß der geist- und gemüthvolle Gesellschafter, der sie gehalten hat.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Dreikaiserjahr bis zur Schulkonferenz des Jahres 1890.

Es war am Abend des 5. Januar 1889, als Rudolf Kögel im Freundeskreise, der wie alljährlich sich zur Feier von Frommels Geburtstag um den blumengeschmückten Tisch des Garnisonpfarrhauses zusammenfand, seinen Freund und Bruder, anknüpfend an das Epiphanienfest des folgenden Tages, mit nachstehendem schönen Gedicht feierte:

„Drei Könige zieh'n, gelockt vom Stern.
Nach Bethlehem zum Herrn der Herrn.
Der erste bringt, gebückt am Stabe,
Als Betender, des Weihrauchs Gabe.

Der zweite opfert Spezerei'n,
Als wollt' er Leiden prophezei'n.
Der dritte gießt in Gottes Haus
Die Fülle seines Goldes aus.

Und in dem Jahr', das nun vorbei,
Erschienen auch der Kön'ge drei:
Der erste bracht', gebückt am Stabe,
Als Betender des Weihrauchs Gabe.
Wer kennt den Beter, fromm und schlicht,
Wer kennt den greisen Kaiser nicht?

Der zweite hat geopfert still:
Mein Heiland, es geschеh' Dein Will'!
Du wirst die Räthsel all' entwirren,
Hier ist die Hand voll bitt'rer Myrrhen!

Der dritte, unser junges Blut,
Will gold'ne Spende als Tribut,
Will Scepter, Schatz und Diadem
Gern weih'n dem Kind von Bethlehem.

Du kennst, Geburtstagskind, die drei,
Zumal den Ersten in der Reih'.
Wie gern hat er mit Dir verkehrt,
Wie warst Du in Gastein ihm werth!
Mit Gottes Wort ein treuer Diener,
Ein Royalist, kein Byzantiner!
Gott wolle ferner Dich bewahren
Dem Kaiser und den Kriegerscharen;
Im Frieden und im Kampfgewog'
Mein Emil Frommel lebe hoch!"

Besser, treffender als in diesen Worten konnte man nicht aussprechen, wie Frommel zu seinem Königshause stand und was ihm seine Fürsten waren. Wir möchten sie als Ueberschrift über den größten Theil dieses Kapitels setzen, mit dem wir den Faden der biographischen Erzählung da wieder aufnehmen, wo wir ihn abgebrochen.

Es fehlten noch wenige Tage zur stillen Woche, als an jenem unvergeßlichen 9. März des Jahres 1888 Kaiser Wilhelm das Haupt zum letzten Schlummer neigte. Wie eine besondere

Passion in der Passion so hat unser deutsches Volk jene Tage empfunden und durchlebt.

Wer es wußte, wie nahe Frommel dem großen Kaiser gestanden, der wußte auch, wie tief ihm das Leid um den edlen Monarchen an die Seele ging. Es war ihm nicht vergönnt, am Sterbebette Kaiser Wilhelms zu stehen; aber was er und alle treuen Diener des Königs bei seinem Scheiden empfanden, das durfte er betend und dankend in der stillen Feier an der aufgebahrten Königsleiche im Schlosse, machtvoller noch in jenen Reden sagen, die er bei der Gedächtnißfeier in der dichtgedrängten Garnisonkirche und im Saal der Philharmonie gehalten hat.*) „Schlicht und recht, das behüte mich, denn ich harre Dein", das war nach Frommels Wort die Grabschrift, die den Kaiser als Menschen voll bezeichnete. „Das war's", sagte er, „was ihm die Herzen Aller gewann. Ohne Arg und Falsch, ohne Künste, ein Mensch dem Menschen gegenüber, mit ihm fühlend und empfindend, so hat er den ganzen Menschen in den König gelegt, aber auch den ganzen König in den Menschen. Wenn man vor ihm stand, dann vergaß man über seiner Güte die Majestät, doch konnte man nie den König über dem Menschen vergessen." „Was mir aber", schreibt er in den Erinnerungen an die 25 Jahre in Berlin, „mit und in dem Kaiser gestorben, das weiß mein Herr und mein Gott. Was er in Gastein mit mir geredet, wie er mich in die Tiefen seines reichen Herzens schauen ließ, Alles werde ich still und unausgesprochen in die Ewigkeit hinübernehmen. Aber in Gastein habe ich erst gesehen, was das für ein König war!"

Mit Bangen sah damals Alles in die Zukunft — was wird kommen? Dem Sohne Kaiser Wilhelms I., den Gott so dunkle Wege geführt, da Er den stolzen, schönen Baum brach in der Blüthe seiner Kraft, — ihm konnte man ja nur das Eine wünschen, daß er vor zu langem Siechthum bewahrt blieb. Und die Erlösung kam.

*) Vergl. Bd. IV, „Für Thron und Altar", S. 14 und 23.

Anders als bei dem kaiserlichen Vater, wenn auch nah genug, traf unser Volk und traf auch Frommel der Schmerz um Kaiser Friedrich. Seine ritterliche Gestalt war ihm schon vom Feldzuge her lieb und werth, und der vielseitigen und eigenartigen Begabung des liebenswürdigen Fürsten konnte er seine Bewunderung nicht versagen. Wahrhaft groß aber war ihm das Bild dieser Siegfriedsgestalt geworden im Dunkel des Leidens. Hören wir ihn bei der Gedächtnißfeier am 24. Juni 1888:*)

„Wie er sein Kreuz getragen, das macht Kaiser Friedrich groß in unseren Augen, daß er es getragen nicht mit stoischem Gleichmuth, nicht mit jener Welt- und Leidensverachtung, sondern mit dem vollen, empfindenden Herzen, mit den Augen, den fast gebrochenen, hinaufschauend, mit der Hand stumm hinaufdeutend, woher ihm Hülfe kam, daß er's getragen in Geduld, ohne zu murren und zu klagen, getragen so, daß das Herz sich nicht verbittert zurückzog, sondern in Liebe sich weitete und sterbend den Sohn noch segnete und der Tochter Geburtstag noch weihte und vergoldete. In seinem Königsberuf hat er das letzte Wort seines sterbenden Vaters zu seinem ersten gemacht: »Ich habe keine Zeit zum Müdewerden.« So nahm er sterbend die Kaiserkrone aufs Haupt, entschlossen, sie zu tragen, auch wenn sie ihn erdrücken sollte. Das ist Hohenzollern-Art. Wer ist größer, der Mann im leuchtenden Sonnenschein oder der Mann im Dunkel der Leidensnacht? Was wahrhaft in Kaiser Friedrich lebte, was er selbst war, das kam in jenen Monaten des Leidens zu Tage und wird droben vollendet werden."

In nähere persönliche Beziehung zu Kaiser Friedrich ist Frommel nicht getreten. Um so herzlicher stellte sich von Anfang an, und nicht erst im Dreikaiserjahre, zu dem Hofprediger und Freunde Kaiser Wilhelms das edle junge Blut, der kaiserliche Enkel. Schon als „Prinz Wilhelm" besuchte er abwechselnd mit dem Gottesdienste im Dom und der Dreifaltigkeitskirche die Garnisonkirche, wenn Frommel predigte; öfters lud er ihn

*) Vergl. Bd. IV, „Für Thron und Altar", S. 38.

zur Tafel oder zum Thee, wo die Unterhaltung zwangloser und zwischen Musik und ernsthafter Diskussion auch der Humor zu seinem Recht kommen durfte. Die schlagfertige Art des Soldatenpredigers war es, die neben den anderen, von dem scharfblickenden Auge des Monarchen schnell erkannten Eigenschaften diesen bei Frommel besonders anzog. Sein Freimuth, seine Heiterkeit machte ihn im Kronprinzenpalais zum gern gesehenen Gaste.

Frommel plauderte nicht gern aus der Schule, auch nicht von dem, was er „bei Kaisers" gehört und erlebt. Aber ein kleines Intermezzo gab er einst, vom Palais kommend, den Seinen zum Besten. Sie hatten mit dem Prinzen ein lebhaftes Gespräch über deutsche Litteratur geführt; sein früherer Lehrer und Erzieher, Geheimrath Hinzpeter, mischte sich in die Unterhaltung, wobei er in nicht gerade sehr schmeichelhafter Weise sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein Pfarrer auch etwas von diesen Dingen verstände. Darauf habe Prinz Wilhelm vorgeschlagen, sie wollten Frommel einmal auf seine Litteraturkenntniß prüfen. „Kennen Sie das Gedicht vom Kaiser und vom Abt?" „Zu Befehl, Königliche Hoheit, wir könnten es ja gleich einmal mit vertheilten Rollen aufsagen, — Sie als Kaiser und ich als Abt." So geschah es, und zu allgemeiner Belustigung wurde nun die Bürgersche Ballade von dem Prinzen und dem Hofprediger dramatisch aufgeführt. Dr. Hinzpeter konnte nur seinem ehemaligen Schüler und dem „gebildeten" Pfarrer sein Kompliment machen.

Wenn sonst Einladungen des Hofes zugleich Befehle sind, denen man nachkommen muß, wenn nicht dienstliche Pflichten das Erscheinen ausschließen, so machte Prinz Wilhelm der Freiheitsnatur Frommels mitunter ein Zugeständniß und verargte es ihm zum billigen Erstaunen der Umgebung nicht, als er einmal, zum Thee geladen, in Ehrfurcht zurückmelden ließ, heute könne er leider nicht gut, aber morgen. „Morgen kann ich nicht gut", ließ ihm der Prinz zurücksagen, und man einigte sich auf übermorgen.

Wie gegenüber dem alten Kaiser, so hat Frommel das Kögelsche: „ein Royalist, kein Byzantiner" auch unter dem neuen Kurs geübt. Der Tropfen demokratischen Oels, mit dem er gesalbt war, mag Manchem für einen Hofprediger, wie irgendwo in einem Artikel geschrieben worden ist, „ziemlich groß" erschienen sein — seine Fürsten haben dies jedenfalls nicht als einen Fehler empfunden, denn sie kannten ihn von der Seite besser als jener Zeitungsschreiber. Er selbst schreibt einmal: „Ich bin auf Höhen des Lebens gestanden; sie nicht zu suchen, habe ich von einem Könige gelernt, der gesagt: »Dränge dich nicht in der Könige Häuser« und der wohl gewußt, warum man sich nicht ohne Beruf hineinwagen soll; wenn man aber hinein muß, dann frisch und fröhlich und getrosten Muthes hinein!" Frommel hat die Treue seinem kaiserlichen Herrn gehalten, nicht nur, weil es der Kaiser war, sondern weil eine wahre und tiefe Verehrung ihn an die Person des jungen Herrschers knüpfte, dessen weitblickende und geniale Auffassung seines königlichen Amtes nicht minder als der Zug der Pietät gegen die großen Vorfahren ihm das ganze Herz abgewonnen hatte. Er hat auch in den Tagen, da es in weiten Kreisen fast zum guten Ton zu gehören schien, unter die „Nörgler" zu gehören, allen vorschnellen Urtheilen gegenüber zur Mäßigung mahnend, sich freudig, wenn es sein mußte auch rücksichtslos, zu seinem kaiserlichen Herrn bekannt.

Mit den Prinzen stand er bald auf bestem Fuß und sie mit ihm, wenn auch die „Hutgeschichte", obwohl sie überall gedruckt und sogar mit „Zeichnung unseres Spezialartisten" veröffentlicht worden, so wie sie erzählt wurde, einfach erfunden ist. „Schade", sagte Frommel, darüber gefragt, „daß die Geschichte nicht wahr ist, denn sonst hätte ich statt meines alten Cylinders, der so viel Buckeln und Dallen hat, als ob drei Eitelfritze darauf gesessen hätten, vom Kaiser einen funkelnagelneuen zum Ersatz bekommen! Und übrigens, wäre sie wahr, so hätte in dem kindischen Spiel ein tiefer Ernst gelegen, daß man nämlich der höheren Geistlichkeit, damit sie nicht übermüthig werde, bei Zeiten den Hut eintreiben muß." — In dem Gedichtbande des Frommel-

Werkes wird unter Anderem das „Frühlingsmärchen" die Bekannten unter den Lesern grüßen. Frommel hatte es zur Feier des sechsten Geburtstages des Kronprinzen im Jahre 1889 geschrieben und zwar unter großen Schmerzen, während seine Gattin und Kinder in einer Gesellschaft waren, die er für sich selbst abgesagt hatte, da er sich zu elend fühlte. Der ausdrückliche Wunsch der Kaiserin, daß in der Erzählung, die zum Besten eines Freibettchens im Elisabeth-Kinderhospital gedruckt wurde, „nichts" über die Prinzen geschrieben würde (d. h. nichts, was diese nicht selbst ohne Gefahr für ihre Bescheidenheit lesen könnten), das hat Frommel meisterhaft erfüllt: Vom Kronprinzen ist überhaupt nur im letzten Satz und Wort die Rede! Aehnlich hat er es von Plön aus gehalten, als er für Nincks „Kinderfreund" etwas schreiben sollte über das Leben der Prinzen. Er that es unter dem vielversprechenden Titel „Von Prinzen und Prinzeßchen, von Berlin und Plön etwas zu wissen, das wäre schön". Auch hier bedurfte es nicht erst des höheren Wunsches, um „nicht viel zu sagen und doch etwas zu sagen", eine Kunst, in der Frommel vor Vielen Meister war.

Mit ganzer Seele war er der hohen Frau, der Mutter „seiner theuren Prinzen" zugethan; was sie selbst an Frommel gehabt und verloren, das haben die, die unsere Kaiserin am Sterbebette Frommels gesehen, mit Dank und Wehmuth schauen dürfen.

Die beiden letzten Kapitel werden von den besonderen Beweisen königlicher Huld und königlichen Vertrauens, die Frommel den Abend seines Lebens verschönten, in Kürze zu erzählen haben.

Nicht ohne Weiteres möchten wir seine Ernennung zum Konsistorialrath und Militär-Oberpfarrer des Garde- und III. Armeekorps dazu rechnen, die im Jahre 1889, wohl weniger auf Allerhöchste Veranlassung als aus inneren Gründen des „Dienstes" erfolgte. Diese Beförderung, die den bisherigen Garnisonpfarrer Frommel in der militärischen und kirchlichen Stufenleiter um Eins hinaufrücken ließ, brachte für seine Amts-

führung nichts wesentlich Neues; noch weniger hat sie seine innere Persönlichkeit irgendwie berührt oder ihr Gleichgewicht stören können. Etwas mehr Aktenwesen, das war Alles, und diese Akten nahm er nicht tragisch; in die Sitzungen des Konsistoriums aber ging er überhaupt nur im Anfang, die ersten Male, und zwar aus Pflichtgefühl, dann ließ er es, da ihm „seine Zeit zu kostbar" und die ganze Stellung im Konsistorium mehr nur eine Ehrenstellung war ohne entscheidende Bedeutung.

Wie er im Allgemeinen über Behörden dachte, wie er jedes „Schema F", jede Rubrizirung geistiger und geistlicher Eigenart haßte, ist bekannt. So manche von Mund zu Mund gegangene Anekdote hat ihn mitunter weidlich auf Konsistorium und Oberkirchenrath „schimpfen" lassen, aber es war nie so böse gemeint, wie es herauskam, und bei einer so spontanen Natur — wir sagten es schon einmal — darf man nicht jedes Wort, am wenigsten ein Wort der Kritik, auf die Goldwage legen. Nannte er doch einmal sein geliebtes Berlin einen „großen Sumpf, mit etwas kölnischem Wasser hocharistokratischer Gedankenbläße parfümirt", und fragt den Bruder Max, dem dort eine Stelle angeboten war, ob er sich denn aus seinem Jspringer Adlerhorst zu den Berliner 800 000 Sperlingen locken lassen wolle, von seiner Freiheit weg, wo er jeden Augenblick die Schwingen regen könne? Aehnlich wie diese Aeußerungen sind manche seiner Kritiken über geistliche und weltliche Obere zu verstehen; man muß die jedesmalige Stimmung und Veranlassung kennen und etwas Humor mitbringen für das, was im Humor gesagt ist.*)

*) So, wenn Frommel einmal (Januar 1888) schreibt: „Da ich nicht zu den »Räthen erster Klasse«, sondern mehr zu dem Unrath der Menschenkinder gehöre, konnte ich nicht zum Ordensfest und zur Cour kommen; es war für mich überhaupt nicht gedeckt. Aber die rechte Liebe sitzt ja nicht im gestickten Rock, sondern im treuen Herzen." — Oder am 7. Oktober desselben Jahres: „Der Drang ist groß, und die Fluthen rauschen übers Haupt. Ich bin leider Keiner, der etwas zu sagen hat in der geistlichen Welt, sondern der froh sein muß, wenn er nichts gesagt bekommt! Aber ich werde mit Hegel und Excellenz B. sprechen . . . . ."

Frommel war in der That kein Kirchenmann im strengen Wortsinn, und fast schien ihm seine Beförderung zum Konsistorialrath und nun erst im Jahre 1896 zum Ober-Konsistorialrath eine Ironie des Schicksals.

„Ich weiß nicht," soll er (nach einer freilich nicht verbürgten Lesart) zu einem Freunde geäußert haben, „was ich eigentlich verbrochen hab', daß mir das noch auf meine alten Tage passiren muß."

Wir haben absichtlich kein Kapitel über „Frommel und die Kirchenbehörden" geschrieben, möchten aber doch, ohne Alles wörtlich zu unterschreiben, was er sagt, D. Richter hier noch einmal das Wort geben: „Frommel betonte", so schreibt er,*) „das Recht der Individualität mehr als die Pflicht, als ein dienendes Glied sich an ein Ganzes anzuschließen, denn er war in der That selbst ein »Ganzes« und hat die Urpflicht der Individualität reichlich geübt, die 1. Kor. 12 und 13 gezeichnet ist: in Liebe seine große charismatische Begabung zum »gemeinen Nutzen« zu gebrauchen, d. h. in den Dienst des Ganzen zu stellen. Er war ein entschiedener Einspänner, aber er ist nie auf dem Isolirschemel geblieben, denn nicht Egoismus oder Quietismus waren die treibende Macht in ihm. Darum hat er fürs Reich Gottes gewirkt, bis die Nacht kam, da Niemand wirken kann; kein Kirchenmann und doch Alles für die Kirche! So war auch an ihm das zu erklären und — zu tragen, was wir die Rückseite der Medaille genannt haben, daß ihm, dem der Blick für die Form wie Wenigen aufgeschlossen war, das Interesse und der Blick für die äußere Darstellung der Kirche in der Gestalt der Landeskirche fehlten. Nicht bloß, daß er sich von den kirchlichen Parteien mit ihren Schlagworten und Programmen (was wir bei einem Militärgeistlichen nur begreiflich finden) niemals »einfangen und einlappen« ließ, vielmehr lediglich zur Partei der »anständigen Leute« gerechnet werden wollte, sondern er hatte auch keine rechte Würdigung für die

*) Ein Kranz auf Emil Frommels Grab, S. 36 f.

zum Bestande der Kirche nothwendigen Forderungen kirchlichen Gemeinschaftslebens, die Verwaltung und das Regiment der Kirche. Er urtheilte pessimistisch über das ganze Konsistorial- und Synodalwesen der Landeskirche, und der grüne Tisch mit seinen Akten war ihm gründlich zuwider. Nun wird kein Verständiger in den Akten das Leben sehen, wohl aber ein unentbehrliches Ding, so lange die Kirche in irdischer Gestalt und Gott ein Gott der Ordnung ist. Frommel hatte Recht, wenn er meinte, der Bureaukratismus könne die Kirche tödten, wenn sie überhaupt sterblich wäre, aber er übersah, daß auch das Regiment zu den von Gott verliehenen Charismen gehört (1. Kor. 12, 28) und daß alles Kirchenregiment im evangelischen Sinn doch nur ein Kirchendienst ist, der »zu gemeinem Nutzen« geübt werden soll und der sich selbst aufhebt, wenn er den »köstlicheren Weg« (1. Kor. 13), den Frommel als das Geheimniß seines Lebens bezeichnete, verlassen würde. Aber darin hatte er immer wieder das beste Korrektiv, das ihn nie auf kirchliche Sonderwege gerathen, sondern mit feinem Takt die rechte Stellung auch zu der kirchlichen Bewegung der Geister in unserer Zeit finden ließ. So weit sein Herz im Sinne der evangelischen Allianz, so frei von Vorurtheilen und Schlagwörtern der Parteien er war, so ist er doch allem Separatismus abhold gewesen, ein treuer Sohn seiner Kirche, auch mit scharf geschliffenem Schwert Rom gegenüber, ein Feind aller Winkelzüge."

Die Wahrheit der letzten Worte zu beweisen, bot sich Frommel zu Anfang des Jahres 1890 von Neuem Gelegenheit. Es sollte in der „Neuen Kirche" eine Reihe von Vorträgen zum Besten eines Luther-Denkmals in Berlin gehalten werden. Frommel eröffnete die Reihe durch eine Rede über die Bedeutung solch eines Denkmals in der Reichshauptstadt. Die Gedanken, die er damals ausführte, waren ihm nicht seit gestern erst gekommen,*) sie sind aber auch heute noch, und heute vielleicht noch mehr wie damals, ernster Beachtung werth. Das

*) Vergl. S. 157 f.

Denkmal steht, aber wenn man es nicht abreißen kann und wird, so trägt doch unsere Zeit bedenkliche Züge, die den Anschein erwecken, als wüßte man vielfach nicht mehr, weshalb man jenes Monument deutschen evangelischen Glaubens errichtet hat, und an beißendem Hohn und Spott auf den großen Mann und seine gewaltige That, die allein das deutsche und preußische Volk geistig frei gemacht, ehe es politisch frei wurde, hat es in den allerjüngsten Tagen der Zweijahrhundertfeier bekanntlich nicht gefehlt.

Frommel gedachte im Anfang seines Vortrags der Bedenken, die schon sechs Jahre vorher gegen den Gedanken eines Luther-Denkmals auftauchten, und zeigte, wie sich seitdem die Stimmung verändert habe. „Der Hochfluth von Luther-Schriften und Luther-Werken," sagte er, „ist eine Hochfluth von Luther-Schmähungen und -Verleumdungen gefolgt, welchen die evangelische Christenheit wehrlos gegenüberstand. Denn während jedes, auch das äußerlichste Dogma der römischen Kirche, als »öffentliche Institution« durch das Gesetz geschützt ist, schützt kein Paragraph die evangelische Kirche vor den niedrigsten Angriffen auf die Person dessen, dem sie nächst dem Herrn am meisten zu verdanken hat. Durch eine ungerechtfertigte Anwendung der Parität bleibt die evangelische Kirche den Angriffen Roms auf vielen Gebieten ausgesetzt, nachdem man im Kulturkampf einen verhängnißvollen Rückzug angetreten, und dies Alles in einem Staat, der seine Größe wesentlich der Reformation schuldet. Was man der römischen Kirche bereitwillig gegeben hat, gewährt man der evangelischen gar nicht oder nur in sehr geringem Maße, und die aus verschiedenen Gegenden der Diaspora erschallenden Hülferufe evangelischer Gemeinden gegen Rom beweisen, daß unsere Kirche noch immer einen Kampf auf Leben und Tod kämpft. Sollte diese Zeit dazu angethan sein, ein Luther-Denkmal in Berlin zu errichten? Jawohl, gerade jetzt wird ein solches Denkmal ein beredter Zeuge, eine schallende Glockenzunge sein, die eine ernste Mahnung in unser evangelisches Volk hineinruft. Schweigen ist oft verhängnißvoller als Reden. Dies Denkmal

hat eine Bedeutung wie kein anderes in Berlin, von dem des Großen Kurfürsten bis zu denen der Helden der großen Kriege. Es ist ein Denkmal nicht nur der preußischen und deutschen, sondern der Geschichte des Reiches Gottes. Neben Deutschlands gottbegnadetem Dichter wird dann, wenn es errichtet sein wird, Deutschlands geistgesalbter Prophet stehen. Ohne Luther hätten wir auch keinen Goethe, keinen Großen Friedrich, keinen Freiherrn v. Stein gehabt. Jedes Denkmal ist eine feierliche Anerkennung dessen, was ein Mann für sein Volk gethan, was er für sein Land gewesen, aber auch ein Wahrzeichen für kommende Geschlechter, das errungene Gut zu bewahren. Das Luther-Denkmal wird der Stadt Berlin den Stempel einer protestantischen Stadt aufdrücken, die es thatsächlich ist, als Hauptstadt eines evangelischen Kaisers, der dem Papst den Treueid nicht geleistet hat, ebenso wie der Protest des Papstes gegen die Krönung in Königsberg 1701 noch nicht zurückgenommen ist .... Gewiß war es Luther in erster Linie darum zu thun, für sich selbst und die Christenheit die Kardinalfrage zu lösen: »Was muß ich thun, daß ich selig werde?« So ward er der Reformator der Kirche, der Apostel der Deutschen, aber er war es auch, der zuerst, anders als Zwingli und Calvin, in rechter Weise dem Kaiser gegeben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Trotz des namenlosen Elends des dreißigjährigen Krieges ist die Reformation doch die Grundlage des heutigen deutschen Staatswesens und hat uns vor der Revolution bewahrt, eben deshalb wird die Reformation von der schwarzen wie von der rothen Internationale gleichmäßig gehaßt. Gerade Brandenburg und mit ihm Preußen und Deutschland ist aus der Reformation erwachsen; ein zweiter Frühling der Litteratur ist durch sie unserem Volk erblüht. Wie aber das Denkmal ein Bekenntniß unseres Glaubens und unseres Dankes ist, so ist es auch ein Bekenntniß unserer Schuld und unserer Sünde, eine Erinnerung an den Winterfrost, der durch Rom nicht nur auf die evangelische Kirche, sondern auch auf die ganze deutsche Kultur gefallen ist. Ein Mahnruf werde das

Denkmal an das Gewissen unseres Volkes, die Güter der Reformation fortan mehr zu wahren als bisher. Ein Mahnruf an den Staat, daß er sich besinne, was er der evangelischen Kirche schuldet, damit er sie nicht länger wie ein Aschenbrödel behandelt. Es soll ein Mahnruf sein, daß unser Volk auf dem Wege der Entsittlichung und Entkirchlichung nicht weiter schreite, damit es nicht zuletzt heißt: »Finis Germaniae«. Dahin darf es nicht kommen. Wir hoffen das von unserem Gott und Herrn. Wir blicken hinauf zu unserem jungen Kaiser und wissen, daß es noch Männer giebt, die im Bekenntniß stehen, daß es noch Frauen giebt, die beten können. Wir hoffen, daß das Denkmal ein Friedensdenkmal werde, denn auch die Katholiken haben Luther viel zu verdanken und sollten es, mögen sie sonst ihre Eigenart bewahren, anerkennen, daß Luther auch ihr Wohlthäter gewesen ist. Er hat der Toleranz die Bahn gebrochen, die weder auf Furcht noch auf Gleichgültigkeit gegründet ist. Die Aufnahme der Hugenotten, Salzburger und Zillerthaler nicht nur ist in seinem Geist geschehen, auch die katholische Kirche erfreut sich in den Ländern der Reformation einer Freiheit, wie sie sie in katholischen Ländern nicht hat. Darum soll hier das Denkmal erstehen, als ein Wahrzeichen deutschen Geistes, deutschen Lebens, deutschen Glaubens, echter Vaterlandsliebe und wahrer Freiheit."

Der Vortrag hatte eine reiche Kollekte zur Folge; in der evangelischen Presse fand er ebenso freudigen und dankbaren Widerhall wie auf römischer Seite die zu erwartende Verunglimpfung.

Einer der sich über Frommels Worte von Herzen gefreut haben würde, war damals nicht mehr unter den Lebenden: Bruder Max — mit dem er noch jedesmal, ehe er über so entscheidende Fragen zu reden hatte, seine Gedanken austauschte, wie der Bruder mit ihm — war am Geburtstag Emils, am 5. Januar 1890, nach schmerzlichem Krankenlager heimgegangen. Es war im Mai 1889; Frommel war gerade im Begriff, nach Iserlohn zu reisen, wo er auf dem Gustav Adolf-Feste zu

predigen hatte, als er aus Celle die Nachricht erhielt, Bruder Max sei seit acht Tagen schwerkrank in Wildungen und wünsche ihn dort auf einen Tag zu sehen.*) Frommel selbst fühlte in diesen Tagen zum ersten Male die Anzeichen jener Herzschwäche, die ihm sieben Jahre später verhängnißvoll werden sollte. So war es ihm denn zu anstrengend, in einem Tag hin und zurück zu fahren; er entschloß sich, früher wie sonst im Jahre auszuspannen und auf dem Weg nach Iserlohn einige Tage bei Max zuzubringen.

Der Eindruck, den er von dem körperlichen Zustand des Bruders empfing, war jammervoll. Aber geistig fand er ihn ungebrochen, und sie konnten „reichen Tauschhandel haben mit allerlei Waare nach Vergangenheit und Zukunft hin". „Es waren herrliche Tage mit Max", schreibt er an die Gattin aus Kassel, „so viel Aussprache und Berührung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit, so viel Verständniß, daß wir uns getrost im Himmel treffen können als Brüder, wenn uns der Herr überhaupt hineinläßt. Wie entsetzlich leidet aber der arme Max! Mir kamen die Thränen, dies edle Werkzeug so gebeugt, so zerbrochen zu sehen! Gestern war es in der Eisenbahn fast nicht anzusehen. Was ist mein Leiden dagegen, ich schäme mich fast, von Leiden zu reden! Ich bin selbst durch diese Tage so erhoben und erholt, daß ich am liebsten gleich nach Hause ginge oder noch einmal acht Tage still zu Max. Ich werde nun am 25. Juni nach Iserlohn gehen; mein Text steht Hebr. 6, 7—12. Gedenke mein! Der Text für Dich aber I. Kor. 13, 8.**) Frommel konnte nur zu Gott beten, daß der theure Bruder bald erlöst werde. Aber noch ein volles halbes Jahr sollte Max zu leiden haben. Er schied ohne Schmerz, mit ausgestreckten Armen, einem langen Blick nach oben und einer großen Thräne im Auge, ohne ein Wort gesagt zu haben. Er hatte den Tod mit vollem Bewußtsein kommen sehen.

*) Vergl. Bd. III, Briefe aus Amt und Haus, S. 163 f.

**) „Die Liebe höret nimmer auf."

Noch am Nachmittage telegraphirte er dem Bruder zu seinem Feste: „Dein schwerkranker, aber in Gott freudiger Max", das waren seine letzten Worte an den Bruder gewesen.

Stiller wie sonst, nur im Kreis der vertrautesten Freunde, war der 5. Januar gefeiert worden, denn die letzten Nachrichten hatten schon beängstigend gelautet. Ueber dem ganzen Abend schwebte etwas von jener stillen Weihe, wie sie sich über ein Trauerhaus lagert. Als ob eine Verbindung der Geister den Bruder etwas ahnen ließ, sprach Frommel gerade in der Stunde über seinen Max als dieser den letzten Seufzer that. Die ganze Stimmung war so gehalten, daß auch in der Erinnerung kein Mißklang zurückblieb, als die Depesche am andern Morgen den Tod des Bruders meldete.

Frommel trauerte tief und schmerzlich; „Sie wissen", schreibt er einer befreundeten Dame, „von dem Verlust, den ich erlitten. Ist doch nicht Bruder wie Bruder, und nicht bei allen verklärt sich die Blutsgemeinschaft in Geistesgemeinschaft, wie bei uns Beiden. Da geht denn immer ein Stück des Lebens und Herzens mit fort."

Und doch, im Sinne des geliebten Bruders stand er mit diesem über dem Leid des Todes. Freunde wollten ihm ihr Beileid aussprechen, weil sie wußten, was er an Max verloren. Sie erzählten später, wie es sie tief ergriffen und erbaut habe, als Frommel ihnen aus dem Studirzimmer entgegentrat und mit fast verklärtem Ausdruck in seinem Gesichte sagte: „Als die Trauernden, doch allezeit fröhlich!"

Er reiste sogleich nach Celle ab. Im Hause segnete er die irdische Hülle zu ihrer letzten Reise ein und rief seinem Max die Worte des 23. Psalms nach, mit denen er vier Jahre zuvor den Silberbräutigam gesegnet. Als treuen Hirten im Dienst des guten Hirten feierte er ihn, anbetend über der wunderbaren Führung, die auch im dunklen Thal auf rechter, seliger Straße ihn gehalten, ihn ausreifen lassend in der Gluth der Trübsal, und dem Reichbegabten und Reichgesegneten es geschenkt, „aus dem Vielen zu dem Einen zu gelangen, aus seiner ganzen

Theologie und aus allen Kirchensorgen und -Arbeiten das Eine sich zu retten: sola fide, solus Christus! sola gratia!"

Er hatte den Bruder noch im Sarge gesehen; es war kein Bild im Tode, das ihm lieb gewesen wäre, denn Max war durch das Wasser schrecklich entstellt, „und", fügt Frommel in einem Brief an die Gattin hinzu, „nicht weniger durch den schwarzen Talar und das Barett, das man ihm aufgesetzt. Ach, kleidet mich in Weiß, Ihr Lieben!"

Frommel war noch nicht aus Celle zurück, als sich in Berlin Fürst und Volk zu neuer Trauer rüsteten.

Kaiserin Augusta, die sich ja schon jahrelang nur durch die Kraft der Energie, mit der sie ihr Leben als Pflicht ansah, aufrecht gehalten, war seit dem Tode des Kaisers zusehends hingewelkt. „Ich habe nur Gutes von der hohen Frau erfahren," bekannte Frommel bei ihrem Scheiden, und mit ihm Viele, die sie gekannt und in ihrem stillen Wirken im Augusta-Hospital gesehen hatten, der Lieblingsschöpfung der heimgegangenen Kaiserin. Frommel wurde gebeten, der hohen Entschlafenen in der Kapelle des Hospitals die Gedächtnißrede zu halten.*) Anknüpfend an Römer 12, 11—13, deutete er das Gebot des Apostels als Bekenntniß dessen, was die Kaiserin gewesen, des „leuchtenden Diadems auf ihrem Haupte":

„Ein freudevoller, getroster Muth,
Ein geduldiges Herz,
Betende Lippen,
Eine offene, milde Hand."

Alljährlich vereinigte seitdem die kleine Hausgemeinde am Sterbetage der Kaiserin eine schlichte Gedenkfeier, bei der Frommel die Andacht hielt.

Das Jahr, das für ihn mit dem Scheiden des geliebten Bruders so wehmüthig begonnen, brachte bald neue schmerzliche Verluste. „Es ist ein großes Sterben ringsum", schrieb er damals, „so viel treue Arbeiter aus der Ernte, die abberufen."

*) Vergl. Bd. IV, Für Thron und Altar, S. 30.

Er gedachte dabei seines Max in erster Reihe; zwei Tage vor dessen Heimgang war Karl v. Hase geschieden, dem er in Gastein so nahe gekommen war. Ein lieber schwäbischer Freund folgte bald; es war Richard Lauxmann, der langjährige Vorsitzende des württemberger Gustav Adolf-Vereins, mit dem Frommel auf Du und Du stand. Dem Sohne telegraphirte er damals:

„Und nun mein Lauxmann auch! mir blutet
Das Herz noch von dem frischen Leid,
Auf seinem Grabe aber fluthet
Von unten Dank, von oben Herrlichkeit!"

Das frische Leid, er trug es um den Herzensfreund Karl Gerok, der kurz zuvor noch in voller Kraft der Kaiserin Augusta in jenem herrlichen poetischen Nachruf ahnungslos sein Schwanenlied gesungen und nun am 14. Januar den letzten Strauß gekämpft hatte. Eine rothe Rose legte er statt des Kranzes am fernen Grabe, in der Christoterpe zum Andenken des Freundes nieder, seine Liebe und seinen Dank in die Worte zusammenfassend, die er zur Leichenfeier sandte:

„An Dich zu denken, war Erquickung,
Von Dir geliebt sein, war ein Ruhm;
Ich bete weinend an die Schickung
Und suche Dich im Heiligthum."

Wie Beide im Leben zueinander standen, darüber sollen bald noch einige Worte an anderer Stelle berichten. „Man wird ärmer in dieser Welt", das war das Gefühl, das Frommel damals überkam, und doch: „es giebt kein Verlieren wenn wir uns im Herrn gefunden haben". Was er über Bruder Max an Thora schrieb, als diese ihm das letzte Vermächtniß des Bruders, die „Pilgerpostille" mit der Widmung „an Emil" sandte,*) das konnte er auch bei dem Scheiden jener theuren

*) Die Postille war erst nach Maxens Tode druckfertig geworden. Im Vorwort heißt es: „Mein Bruder, Du weißt, daß, als wir heranwuchsen, unsere Eltern bedauert wurden, weil wir beide Theologen werden wollten. Es hat weder die Eltern noch uns gereut. Kreuz und Schwert in unserem Familienwappen mit der Devise: »Gürte dein Schwert und trage dein Kreuz«,

Freunde und Amtsbrüder bekennen: „Ach wie ist's so wunderbar, getrennt zu sein und doch nicht geschieden, das Gefühl der Nähe habend und das Vorbild der Treue und der Arbeit bis zum Feierabend!"

Auch ein Scheiden, ebenfalls von tief einschneidender Bedeutung, aber kein so „versöhnendes" Scheiden war es, das Anfang März jenes Jahres die Geister und Herzen aller Deutschen — ihres Kaisers an der Spitze — im Innersten bewegte: Fürst Bismarcks Abschied.

Auch Frommel war von der Entlassung des Alt-Reichskanzlers tief ergriffen. „Nach Luther und Goethe der Gewaltigsten Einer in der Geschichte unseres Vaterlandes, in vieler Hinsicht ein Mann der Vorsehung, mit prophetischem Blicke und großen für alle Zeit bleibenden Gedanken" — das war und blieb ihm der Fürst, wenn Frommel auch Vieles nicht begreifen konnte. Der unselige Canossagang des großen Kanzlers nach dem zu spät begonnenen, zu gewaltthätig geführten Kulturkampf, sein Waffenstrecken vor der Macht Roms, deren geistiger Niederwerfung Preußens Volk und Preußens Thron im letzten Grunde ihr Dasein danken*), — das Alles war ihm wie Vielen, die tiefer sahen, ein psychologisches Räthsel.

Die Art und Weise, wie der Fürst andererseits die berechtigten Forderungen der evangelischen Kirche behandelte oder

ist uns zur Weissagung und das Amt am Wort ist unseres Lebens Weihe geworden. So grüße ich Dich, wie Du mich einst gegrüßt mit dem Büchlein: »Von der Kunst im täglichen Leben.« Auch diese Predigten reden von einer Kunst im täglichen Leben, von der Kunst des Christen, mitten in der Zeit des ewigen Lebens gewiß und froh zu werden und alle Dinge dieser Zeit vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten. Es ist eine Pilgerpostille; denn wir sind Pilgrime und predigen das Kreuz und das Schwert — und Schwerter sind nur umgekehrte Kreuze. Wir wollen keine Anbeter des Erfolges sein, wie Gamaliel, noch Anbeter des Programms, wie der zürnende Jonas unter dem Kürbis, sondern, mitten in der Zeit stehend, dennoch aus der Ewigkeit heraus leben und reden und wirken für die Ewigkeit."

*) Siehe S. 376 f.

vielmehr nicht behandelte, sondern einfach unter den Tisch fallen ließ, schmerzte ihn ebenso tief, und wenn er schon die „Do ut des"-Politik des Fürsten, die Rom gegenüber niemals etwas ausrichten wird, als eine Gefahr für den Staat ansah, so nannte er den Kanzler im Gespräch mit übereifrigen Vertheidigern desselben wohl geradezu ein „Unglück für die evangelische Kirche".*) „Freilich," räumte er ein, „wenn eine Kirche so wenig Selbstbewußtsein, so wenig Ueberzeugung ihrer eigenen Berechtigung zeigt, wie die protestantische, wie soll ein mit ›realen‹ Größen rechnender Staatsmann vor ihr die Achtung bekommen, den ihm Roms geschlossene Macht mit Recht oder Unrecht einflößt?"

Daß Frommel über Bismarcks persönliche Stellung zum evangelischen Glauben mit jenen oben citirten Worten nichts sagen wollte, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Wer wie er, seine Kirche nach Licht und Schatten kannte und im „Kirchlichen" als solchem niemals das Heil sah, der konnte es begreifen, wenn auch nicht als wünschenswerth oder gar vorbildlich hinstellen, daß ein Mann wie Bismarck wohl „Religion", aber nicht „Kirche" haben wollte.

Im Frühjahr 1890 gingen die Wogen im Leben unseres Volkes hoch, die Wahlen zum deutschen Reichstage hatten eine sozialdemokratische Mehrheit ergeben, an deren Möglichkeit trotz mancher Warnungsrufe die leitenden Kreise in Staat und Heer niemals geglaubt hatten. Da hielt Frommel, der sonst kein Freund politischer oder sozialer Predigten war, es wieder einmal für geboten,**) von der Kanzel die Zeichen der Zeit zu beleuchten,

*) „Fürst Bismarck," so schrieb D. Fabri, dem der Kanzler bereits Anfang der siebziger Jahre Einblick in seine kirchlichen Pläne gewährt hatte, im Jahre 1875 an Beyschlag, „hat seit dem Frühjahr 1872 in evangelicis abgedankt". Er hatte in der That an der Neuverfassung der evangelischen Kirche, wie sie die Generalsynode 1875 zu Stande gebracht, keinen anderen Antheil als den, daß er sie nicht geradezu hinderte. Vergl. auch die Aeußerungen Fabris vom Jahre 1871, mitgetheilt in Beyschlag „Aus meinem Leben", Bd. II, S. 342 f.

**) Vergl. S. 158.

und begann seine Predigt am Sonntag Reminiscere über Matth. 9, Vers 36, 37 („Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende") mit den Worten:

„Reminiscere, Gedenke! so heißt der heutige Sonntag. Welcher Sonntag, ja, welcher Tag wäre nicht ein Reminiscere, gedenke meiner nach Deiner Barmherzigkeit! Aber es heben sich Tage heraus mit besonderem Rufe: Gedenke! Die ganze Passionszeit ist ja ein großes Gedenke! gedenke an den, der ein solches Widersprechen der Sünder wider sich erduldet hat. Mit einem »Reminiscere« am Kreuz schließt die Passionsgeschichte: »Gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst«, und Ostern ist ja nichts Anderes als eine große Erfüllung der Kreuzesbitte: Ja, ich gedenke Dein!

Aber es geht das Reminiscere auch in anderem Sinne als ein unvertilgbarer Denkzettel, als eine Mahnung an unser Herz in diesen Tagen. Am Ende dieser Woche, heute in acht Tagen, welch ein Gedenktag! Da kämpfte der Kaiser den letzten, guten Kampf vor zwei Jahren. Mit seinem Namen ist der Glanz und der Ruhm unseres Volkes verbunden, eine Herrlichkeit, wie sie das kühnste, deutsche Herz sich nicht hatte träumen lassen. Ja, zu welcher Höhe hatte uns Gott erhoben! Und jetzt — heute nach 20 Jahren — welche Tiefen und Abgründe haben sich vor unseren Augen aufgethan! Eine Kriegserklärung ist ergangen, nicht bloß gegen das junge Reich, gegen die ganze bestehende Gesellschaft, aus der Mitte des deutschen Volkes selbst. Nicht die Stimmen, aber die Stimmung, die sie verkünden, nicht die Zahlen, sondern der Geist, der aus ihnen redet aller Orten, muß jedes deutsche Herz durchschauern. Gewiß, es soll das Gotteshaus und die Kanzel nicht entheiligt werden durch politische Reden und politische Parteitreiberei — ich weiß meine Lippen frei davon. Aber geschwiegen soll auch nicht werden, wenn es den Kampf gilt

um die höchsten Güter des Volkes, um seinen Glauben, seine Sitte, seine Ehre, — wenn es gilt die Zeichen der Zeit zu deuten und denen, die sie nicht erkennen wollen, nach dem Worte des Herrn zuzurufen: »Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr beurtheilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?« *) Zu unserem Gott wollen wir gehen und zu seinem Worte, Ihn um Sein Urtheil fragen, damit wir nicht zur Rechten oder zur Linken fallen. Wie es einen Taumel der Begeisterung giebt, der von keiner Gefahr was wissen will, von keiner Mahnung zur Demuth und Einkehr, so giebt es auch eine Ernüchterung und Trostlosigkeit der Verzweiflung am eigenen Volke, die keine Hoffnungssterne mehr leuchten läßt. Kommt, laßt uns Ihn fragen, der in allen Fragen über sein Volk und seine Zeit Recht behalten hat, was sein Urtheil einst war, und bei allem Unterschied von damals und heute noch unser Muster und heilige Richtschnur sein muß:

Jesu Urtheil über sein Volk und seine Zeit unser Vorbild:
In dem tiefen Erbarmen,
In dem siegesgewissen Vertrauen und
In der heiligen Mahnung, die daraus spricht."

Die Predigt selbst, in der manche Gedanken aus dem Entwurf der von uns mitgetheilten Synodalrede anklingen, schildert den Herrn als den wahren Volksfreund, sie fordert die Gutgesinnten in Volk und Kirche auf zum Schlag an die eigene Brust, zur Frage an das eigene Gewissen, ob sie nicht ihr Hirtenamt so vielfach versäumt,**) ob sie ohne Schuld sind,

*) Matth. 16, 3.

**) Hier sagte Frommel das Wort von der Kirche, die aus einem schattigen Baum vielfach zu einer Polizeianstalt, zu einem Baum geworden, aus dem nur Ruthen fürs Volk geschnitten würden — eine allerdings gefährliche Aeußerung, die dann Bebel in seiner bekannten Manier verdrehend im Reichstage als Waffe gegen die Kirche und die christliche Religion überhaupt anwandte gegen das Christenthum, das sich „selbst schon sein Todesurtheil gesprochen habe".

wenn heute die Tausende, die sich zur Wahlurne gedrängt, wie zerstreute Schafe ohne Hirten dem Wolf anheimfielen, ja mehr noch, wie zerstreute Steine, losgerissen von den Fundamenten christlichen Volkslebens, in finster geschäftigen Händen sich zu Mauern zusammenballen, ein Volk im Volke, und doch, auch sie evangelische Brüder, an denen wir nicht vorbeigehen dürfen mit der Kainsfrage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Sie fordert auf zum Vertrauen in die guten schlummernden Kräfte der Volksseele, zum Glauben an das unveräußerliche Gottesbedürfniß des Herzens und an die Gotteskraft des Evangeliums. „Oder wäre die Menschenseele, die deutsche Seele seit den Tagen der Väter eine andere geworden? Jenes Verlangen: »Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach Dir«, glaubt Ihr, daß es austilgbar sei? daß die da hingehen ohne Wort Gottes, befriedigt sind in ihrer Weltarbeit und Weltfreude? daß sie an ihren Trübern satt werden? Daß keine Erinnerung an das Vaterhaus sie überkommt, kein Gefühl der Schuld, kein Wunsch, so Manches ausstreichen zu können aus ihrem Leben? wenn sie Kinder auf ihren Knieen haben oder das Liebste begraben, keine Sehnsucht nach dem ewigen Leben auftaucht? Daß nicht noch ein Ackergrund da ist, wenn nur die rechte Hand darüberkäme? Oder sollten wir an der Kraft des Evangeliums irre werden? Wenn das Wort von der Vaterliebe Gottes, von der Liebe des Heilandes und seiner Hingabe, von einem Geist, der uns zu Kindern macht, die in aller Armuth reich, in aller Trübsal fröhlich sind, das Wort, das uns die Erde und das Grab nicht als die letzte Antwort auf unsere Fragen, sondern als einen Vorhof zum Himmel anschauen lehrt — wenn diese Gottesgedanken frei von allen nur menschlichen Formen, nicht schwerfällig und als starrer Glaubenssatz, sondern in brennender Liebe wie Balsam in die frischen Wunden gelegt würden, glaubt ihr nicht, daß die Gotteskraft noch da wäre, auch hier unserem Volk in seinem Tiefsten zu helfen? Wie Viele wären zu gewinnen; wenn wir ihnen erst einmal den Glauben an die Liebe von unten wieder

gäben, sie würden lernen, auch an die Liebe von oben zu glauben! Deshalb die Mahnung des Herrn: »Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.« Es gilt beten und arbeiten, Hand anlegen und wirken, so lange es Tag ist. Arbeiter in die Ernte! Da sage Keiner, er sei zu gering, Keiner, er sei zu gut, um mit anzugreifen. Wenn die tüchtigsten, begabtesten Söhne und Töchter unseres Vaterlandes nur einmal anfangen wollten, sich der Arbeit fürs Reich Gottes nicht mehr zu schämen, wenn die, die beten können, mehr Glauben hätten, die Ernte wäre nicht fern!"

So ungefähr hatte Frommel geschlossen; seine Worte zeigen, wie er weit davon entfernt war, auf anderem Wege als durch die Erneuerung der Herzen, d. h. durch das Evangelium, eine friedliche Lösung der sozialen Frage zu erhoffen, aber auch wie er die Heilung nur von der Sauerteignatur des Wortes, nicht von irgend einer christlichen „Sozialtheorie" erwartete. Das war für ihn ein Widerspruch in sich selbst. „Es kann keine christliche Politik oder Sozialpolitik geben", pflegte er oft zu sagen, „ebenso wenig wie es einen christlichen Schuh geben kann, wohl aber einen christlichen Schuhmacher". Christus hat kein soziales Programm aufgestellt, und die Kirche soll und kann es auch nicht. Das Wort allein thut es, das gepredigte, das vorgelebte Wort, das freilich nur in einer Kirche völlig wirksam werden wird, die wieder geworden, wozu sie berufen und wozu sie unsere Reformatoren machen wollten, zu einer Volkskirche. Ob es noch einmal dazu kommen werde, das war Frommel freilich zweifelhaft, wie wir aus seinen Briefen über die Oktoberversammlung wissen.

Zwischen die mancherlei Sorgen und Nöthe hinein hatte Frommel in den Jahren 1888 und 1890 doch Zeit und Stimmung gefunden, schriftstellerisch thätig zu sein. Aus dem Dreikaiserjahre möchten wir außer einem kurzen Nachruf an Viktor v. Scheffel im Daheim-Kalender das längere Vorwort erwähnen, mit dem Frommel die Lebensbeschreibung des frühvollendeten, so reich begabten, aber noch immer zu wenig ge-

kannten englischen Predigers, Fr. W. Robertson,*) bei dem deutschen Leserkreise einführte.

Die Uebersetzerin des Buches, das aus Briefen zusammengestellt ist, hatte Frommel um ein einleitendes Wort gebeten; er gab es trotz aller Verschiedenheit des Standpunktes von Herzen gern, denn er hatte, wie bei Kingsley, den lebendigen Eindruck, daß es sich hier um ein Leben handle, das werth war, gelebt zu werden, und das auch nach dem Tode noch als ein in die Erde gelegtes Samenkorn fruchtbringend sein werde. Von jeher hatten Biographien für Frommel eine besondere Anziehungskraft. Er schrieb selbst am liebsten Biographisches, und einzelne Lebensbilder, wie dasjenige Kingsleys, haben einen tiefen, nachhaltigen Eindruck in seiner Seele zurückgelassen. So sagt er auch hier: „Bilder bilden, und das gilt auch von Lebensbildern bedeutender Männer. Aus ihnen lernt sich, im Folgen und Meiden, aus einem einzigen vielleicht mehr für Herz und Amt als aus Folianten, mit grauen Theorien gefüllt. Ein echter Mensch und Christ wird immer von allen Menschen und Christen etwas an sich haben, nach irgend einer Seite hin wird in seinem Lebensgang und -kampf der unsere uns verständlich. Bei einem Akkorde schlägt leise, kaum hörbar, die höhere Oktave noch mit an; so klingt auch die Saite unseres eigenen Lebens beim Anschlagen des fremden mit. In gewissem Sinne müssen daher Biographien, um recht verstanden zu werden, miterlebt werden. Neben dem Beschämenden haben solche Lebensbilder auch etwas Befreiendes und Erquickendes. An der fremden Individualität erfaßt sich und erstärkt die eigene, sie wird vertieft, geläutert und getröstet in dem Maße als wir im fremden Leben in Tiefen und Abgründe des Menschenherzens, in Geisteskämpfe und durchweinte Nächte blicken, denen schließlich doch ein lichtes Morgenroth nach dem Ringen angebrochen ist, eine Erhörung auf das Wort: »Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.«"

*) Lebensbild Frederick William Robertsons in Briefen. Zweite von Charlotte Broicher ganz umgearbeitete Auflage. Gotha 1894. F. A. Perthes.

Von dem Lebensbilde Robertsons, das die Leser, die es noch nicht kennen, einmal aufschlagen sollten, fügt er dann hinzu: „Fertigen Menschen, die freilich nur zu oft in einem anderen Sinne fertig sind, wird dieses Buch wenig oder nichts bieten. Sie werden es, mitleidig den »überwundenen Standpunkt« belächelnd, weglegen. Aber nach Wahrheit ringenden, ideal gerichteten, sittlich lauteren Menschen, die vielleicht noch zögernd auf der Schwelle des Heiligthums stehen, wird dies Buch einen Samariterdienst thun. . . .“ Einen „christlichen Byron“ hat Edmond de Pressensé Robertson genannt; Frommel möchte, ihn biblisch bezeichnend, Johannes des Täufers Gestalt in gewissem Sinne in ihm aufleben sehen. „Er war ein brennend und scheinend Licht“, freilich kein abgeschlossenes Mannesleben mit seinen 37 Jahren. Manche kirchlichen und sozialen Kämpfe sind aber in diesem Leben, das schon im Jahre 1852 endet, wie vorausgeahnt und vorausgekämpft. „Manche theologische und christologische Frage ist, wenn auch nicht gelöst, so doch angeregt und diskutirt. Was die Lehre von der Versöhnung betrifft, so werden die Theologen an Menken und Hoffmann*) erinnert werden. Die brennende soziale Frage trifft in Robertson einen ebenso kühnen als maßvollen Vertreter. Es würde schwer sein, Robertsons Anschauungen in ein System zu bringen und ihn unter irgend welche theologische oder kirchliche Partei zu klassifiziren. Er gehörte allen und keiner an. Er hat etwas Einsames und auch Vereinsamtes und doch auch wieder mit jeder etwas Gemeinsames. Es kann leicht sein, daß Jemand von seinen Ansichten sich ebenso angezogen als abgestoßen fühlt; darin liegt eben das Eigenartige. Vergessen wir nicht, daß er Engländer ist. England ist das Land der Traditionen, der historischen Wollsäcke, auf denen die Peers sitzen, der Allongeperrücken, in welchen seine Richter Gericht halten, und zugleich das Land, in welchem aufs Heftigste gegen Traditionen protestirt wird. Man trägt die

*) Frommel hätte diesen Namen noch den A. Ritschls hinzufügen können, der in seiner Lehre von der Versöhnung überraschende Berührungspunkte mit Menken aufweist.

traditionellen Fesseln, aber man hört sie auch klirren und schütteln. England ist das Land des Hochkirchenthums, aber auch der Dissenters. Aber England und Deutschland haben doch eine tiefe Stammesverwandtschaft, und sie wird oft zur Wahlverwandtschaft. Der große Friedrich, Schiller und Goethe sind in England, wenn nicht besser, so doch ebenso gut verstanden worden wie in Deutschland, und umgekehrt hat Shakespeare in Deutschland seine besten Kommentatoren gefunden. Händel und Haydn sind in England bewundert worden und verstanden, und der Erstere schläft in Westminsterabtei neben den Großen der englischen Nation. So denke ich, daß auch Robertsons Leben, Briefe und Predigten*) in Deutschland gerechtes Verständniß finden werden; sein Leben wird anregen, ich hoffe noch mehr — es wird beschämen. Wenige sind unter allerlei Christenvolk in unseren Tagen, auch wenige unter Hirten und Lehrern der Gemeinde, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, die, was sittliche Lauterkeit, brennende Liebe zu Jesu und den Brüdern, Wahrhaftigkeit und Edelsinn, Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung betrifft, werth sind, Robertson die Schuhriemen aufzulösen; vielleicht die am allerwenigsten, die, nachdem sie kampf- und mühelos in den Besitz der »Wahrheit«, zu Amt und Ehren und Brot gekommen, für einen Mann wie Robertson nur ein Wort des Bedauerns haben! Viele verzehren in behäbiger Ruhe das Ihre, aber nicht sich selbst im Dienste der Wahrheit und ihres himmlischen Königs."

Das war es, was Frommel im tiefsten, letzten Grunde zu dem eigenartigen Manne hinzog, hier fand er in einem leuchtenden Vorbilde, ähnlich wie bei Kingsley, das erreicht, was er selbst im Herzen trug als „Bild deß, das er werden wollte".

Das Jahr 1890 brachte ein neues Buch Frommels, die „Festflammen", neben „Lenz und Herbst", über das wir noch werden zu sprechen haben, vielleicht die reifste Frucht seiner

*) Von Robertson sind seitdem vier Bändchen „Religiöse Reden" erschienen, das umfangreichste und letzterschienene über die Korinther-Briefe. Berlin. Verlag von Reuther & Reichard.

Schriftstellerarbeit. Das Buch ist Otto Funke in Bremen gewidmet als Gegengruß und Dank für seine Zueignung des „Wandel vor Gott". „Zwar brauchen wir nicht", heißt es im Vorwort, „wie Glaukus und Diomedes die Rüstungen zu tauschen und alte Freundschaft zu besiegeln. Wir tragen schon lange gemeinsame Wehr und Rüstzeug." Frommel und Funke sind in der That oft zusammen genannt und empfohlen worden. Wer die Beiden wirklich gelesen, wird zugeben müssen, daß Frommelscher (wir könnten auch sagen: süddeutscher) Humor und Funkes norddeutscher Witz doch zwei sehr ungleiche Brüder sind, und auch da, wo Beide im Ernst reden, wie verschieden thun sie es! Aber sie wußten sich, und das mit Recht, in dem Ziel, das sie verfolgten, einig, sie sprachen und sprechen noch zum Theil zu derselben Gemeinde der Suchenden, der Ringenden und aller derer, die sich gern zu einem fröhlichen Christenthum verhelfen lassen wollen. So ist denn auch jene Widmung gemeint.

Der Gedanke, der Frommel bei der Abfassung des Buches vorschwebte, das, nebenbei gesagt, Altes und Neues brachte — die Aufsätze über Epiphanien, Weihnachten, Ostern waren schon zum Theil in der Christoterpe erschienen —, ist nach seinem eigenen Worte der Wunsch gewesen, „etlichen Christenmenschen, die am Feiertage gern »feiern« wollen, eine Handreichung zu thun". Was Frommel unter „Feier" meinte, und wie er es verstand, selbst auf der Kanzel und am Altar mit der Gemeinde zu feiern, das haben wir oben gesehen. Keine Musterbeispiele noch Predigten will er in den „Festflammen" geben, sondern, wie der ausführlichere Titel sagt, Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche, um den Leser in die Feststimmung zu versenken, entweder „ehe er das Feierkleid anzieht zum Gottesdienst oder wenn er am Nachmittag still den Vormittag noch einmal durchdenken und Nachsabbath halten will". Den Widerschein des Festglanzes aber, die stille „Mit- und Nachfeier" in Herz, Haus und Gemeinde, sollen die Bilder aus dem Leben illustriren, den Leser aber zugleich anregen, zu suchen, ob er nicht auch in

seinem Leben etwas zu sagen wüßte „von Höhen und Tiefen, die er an Feiertagen durchwandelt hat, von wunderseligen Stunden, die er zwar nicht beschreiben kann, aber deren lichte Augenblicke ihm ein Gruß und Hauch aus der Ewigkeit waren."

Die „Festflammen" haben gezündet, und wenn auch Zahlen nichts beweisen, so ist es doch für beide, Autor und Leserkreis, in unserer Zeit immerhin ein gutes Zeichen, wenn ein „ernstes" Buch wie jenes, in zehn Jahren vierzehn Auflagen erlebt hat.

Das Ende des Jahres 1890 sollte Frommel als Redner vor ein Auditorium stellen, das ihn sonst nicht viel zu hören bekam, ihn als Kämpfer auf den Plan bringen für eine Sache, die ihm mehr noch als alles „Feiern" in Kirche und Haus am Herzen lag.

Kaiser Wilhelm hatte auf den 4. Dezember eine freie Konferenz von Männern der Schule und Kirche zusammenberufen, um über Fragen des höheren Unterrichts zu berathen. Die nächste Ursache, die den Kaiser hierbei bewegte, war sozialer Natur gewesen; er dachte, die Schule durch eine Umgestaltung des Unterrichtswesens „zu dem zu machen, was sie von Hause aus sein sollte, zu einem Bollwerk gegen sozialistische Gedanken und Umtriebe".*) Aber ebenso sehr war ihm der nationale und humanitäre Gesichtspunkt maßgebend; der letzte Satz seiner Rede bei der Eröffnung der Konferenz faßte seine Gedanken nach dieser Richtung in die schlagenden Worte zusammen: „Meine Herren, die Männer sollen nicht durch Brillen die Welt ansehen, sondern mit ihren eigenen Augen, und Gefallen finden an dem, was sie vor sich haben, ihrem Vaterlande und seinen Einrichtungen. Dazu sollen Sie jetzt helfen."

*) Vergl. Erlaß Sr. Majestät des Kaisers an das Staatsministerium vom 1. Mai 1889 und Rede Sr. Majestät des Kaisers bei der Eröffnung am 4. Dezember; Verhandlungen ꝛc. Seite 71 und Schlußrede, Seite 771. Berlin 1891. E. S. Mittler & Sohn.

Der Kaiser kannte Frommels Anschauungen über das moderne Schulwesen; sie deckten sich in vieler Hinsicht mit seinen eigenen, wie er sie in privater Weise schon fünf Jahre vorher ausgesprochen.

„Kleine Märtyrer", das war ein Buch, das Frommel immer schreiben wollte, und ein Thema, über das er sich oft und nicht ohne eine gewisse Erregung ausließ. „Mitgefühl, vor Allem auch mit den Kindern, mit der freudlosen Jugend in unserem Großstadtleben", schreibt Julius Lohmeyer, „mit der von der Schule überbürdeten Kinderwelt, trat bei Frommel besonders warm zu Tage. Er beklagte die junge Menschenseele, der unsere Schule so wenig für die Ausbildung ihres Gemüths, der Phantasie und des Humors, der Schönheitsfreudigkeit am Dasein, der Selbsterkenntniß zu bieten vermag, die ihre jungen Gehirne mit vielen unfruchtbaren grammatischen und historischen Einzelheiten einer versunkenen Welt römischer und griechischer Kultur belastet, während sie von der des eigenen Volkes, ja von der Pflege und den Bedürfnissen des eigenen Körpers kaum eine Ahnung erhielten. »Warum«, so fragte er einst mich selbst, »warum waren nur die Römer und Griechen so lebensfreudige und thatkräftige Menschen?« und beantwortete die Frage sogleich selbst, indem er rief: »Weil sie nicht neun Jahre lang in ihrer Jugend mit Lateinisch und Griechisch geplagt wurden.« . . . Ja, er liebte die Kinder: »Kinderfreude trägt reichliche Zinsen, Kinder sind doch eigentlich das Heiligste auf Erden, die lebendigste Gegenwart und Zukunft. Den Kindern mache die Jugend schön, du gründest ihnen auf Lebenszeit ein froh Gemüth und heiter vertrauendes Herz« sagte und citirte er. Und wie tadelte er auch unser heutiges äußerliches, unruhevolles Gesellschaftsleben, unsere »gesellschaftliche Maschinerie«, in der »kein Raum für Kinderexistenzen«, deren Räder über sie hinwegrumpeln. »Da muß der arme Lehrer diese junge Seele nun wie einen Sack vollpacken und das ihm aufgegebene Pensum einfach hineinpfropfen, dann schnürt er ihn zu und übergiebt ihn dem Lehrer der nächsten Klasse, der wieder hineindrückt und hineinquält, was nur hineingeht, ihn zuschnürt

und weitergiebt«, so schilderte er einmal die Thätigkeit unserer Schule. »Schließlich«, sagte Frommel, »ist es so weit gekommen, daß selbst Väter den Werth oder Unwerth ihrer Kinder nur noch nach den Fehlern in ihren lateinischen Exercitien bemessen.« »So erzieht man nicht Menschen, sondern Streber!« rief er dann schmerzlich aus."

Auf der Schulkonferenz, in deren Komitee Frommel als Mitglied durch den Kaiser berufen war, sollte er nun Gelegenheit finden, seinen Herzensmeinungen in der Frage freimüthig Ausdruck zu geben. In der That waren er und Dr. Göring es allein, die klar, warm und konsequent im Sinne der kaiserlichen Botschaft sprachen, wenn man von den Rednern über Einzelfragen weniger prinzipieller Natur absieht. Der Kaiser konnte leider der eigentlichen Schuldebatte nicht beiwohnen, und sie verlief — ein merkwürdiges Seitenstück zu der Oktoberversammlung der Pastoren — im Sande eines breiten Doktrinarismus, bis am 17. Dezember der hohe Herr „wieder in die bunte Gesellschaft*) hineindonnerte und die Heranbildung junger Deutscher, nicht junger Griechen und Römer forderte".**)

Gewiß ging Frommel in einzelnen Aeußerungen etwas übers Ziel hinaus; er hatte die Rede nicht aufgeschrieben und kam in einem Augenblick zum Wort, als er es am wenigsten erwartet, und an einem Tage, wo er von Amtshandlungen und allerhand ernsten Erlebnissen in der Seelsorge den Kopf voll hatte. Seine Rede hat ihm nicht nur in der Versammlung selbst neben mancher freudigen Zustimmung heftigen Widerspruch, sondern auch nachher noch manch bösen Brief eingetragen. Mögen seine

*) Neben Schulmännern wie Dr. Bertram und Dr. Klix saßen Universitätsprofessoren wie Paulsen, Zeller, Virchow, Helmholtz; neben Dr. Güßfeld Hinzpeter und Schottmüller, die Frommel vom Hof des Kaisers und des Prinzen Friedrich Karl her kannte, Männer der Kirche wie Abt Uhlhorn und v. Bodelschwingh; ihnen friedlich zur Seite Kardinal Kopp, Domherr Dr. Mosler u. A.

**) Dr. Geyer im Vorwort zu: „Unser Kaiser und die Schulreform" von Prof. Dr. W. Preyer. Dresden 1900. Bleyl und Kämmerer.

Worte, die hier nach dem Stenogramm folgen, dem Leser sagen, was er damals gewollt hat.

„Meine Herren! Als die Aufforderung des Herrn Kultusministers an mich erging, an dieser Konferenz theilzunehmen, habe ich zuerst geschwankt, ob ich derselben Folge leisten sollte. Ich mußte mir von vornherein sagen, daß die Schulfrage eine Frage von großer, weittragender Bedeutung, daß das, was darin geschieht, nicht auf etliche Jahre, sondern auf Generationen hinaus nachwirken werde, wie man denn auch mit der Schulfrage in das lebendige Fleisch des Volkes hineinschneidet. Darum müsse auch ein Mensch besonders ausgerüstet sein mit einer gründlichen Kenntniß der Sache, um mitreden zu können. Er darf nicht vergessen, daß er Fachleuten gegenüber steht und hier Fußangeln liegen, in die man sich nicht gern hineinbegiebt. Zudem herrscht auf dem Schulgebiete besonders eine gewisse Unfehlbarkeit der Fachleute — das werden mir die Herren nicht übel nehmen, (Rufe: Sehr wahr!) — welche die Unfehlbarkeitsmeinung, in deren Verdacht wir Geistlichen stehen, noch weit übertrifft. (Heiterkeit.) Denn wenn man mitsprechen will, wo es sich um die Schule handelt, da hören wir Laien immer: »Ihr versteht nichts davon.« Und ich habe noch kürzlich irgendwo die Meinung vernommen, das Allerbeste für die Schulfrage wäre, wenn man gar nicht über sie redete, noch schriebe! (Heiterkeit.) Was bis jetzt in der Frage geredet und gedruckt worden, das zeigt doch nur, welch' große Rathlosigkeit unter den Schulmännern selbst herrscht. Wenn wir die Broschüren, die wir bekommen haben, sämmtlich lesen, meine Herren, — ich weiß nicht, ob es Ihnen dann geht wie mir, (ich meine die Nichtfachleute, die unter uns sitzen) — wir sind nicht klüger geworden, sondern im Gegentheil, auch durch das, was wir bis jetzt gehört, ist die Sache nur noch dunkler und nebelhafter gemacht. Es widersprechen sich die Anschauungen, wenn sie auch nach außen vielleicht in gewissen Dingen gemeinsam Front machen. Aber es gemahnt mich dieser Zustand an den zweiköpfigen, österreichischen Doppeladler, der nach außen hin wohl die Fänge und Zungen streckt,

aber, wenn man ihn nach innen kehrt, die Zungen und Fänge in heller Feindschaft zeigt. Der Eine sagt: wenig Latein! denn Latein ist nur eine Nachblüthe des Griechischen; dagegen muß viel Griechisch getrieben werden. Der Andere sagt: Nein, Griechisch nicht so viel! Das lernt überhaupt der Mensch des Gymnasiums nicht, denn die Feinheiten der griechischen Sprache sind zu groß. So bin ich für meinen Theil darum nicht klüger geworden über das, was eigentlich unter den Fachmännern selbst für das Maß des Wissens als das Richtige erkannt wird. Und noch eine andere Befürchtung überschlich mich: Man hat mir, vielleicht nicht mit Unrecht, gesagt: „Die Schulkonferenz wird schließlich damit enden, daß unsere Kinder noch mehr belastet werden, als es bereits der Fall ist." (Heiterkeit.) Und es sind dazu die besten Ansätze schon vorhanden, während wir doch die Jugend entlasten wollen. Das gemahnt mich an jenen Mann, der eine Bantingkur angefangen und magerer werden wollte, aber das Alles aß, was nicht verboten war. Dabei ward er schließlich in sechs Monaten 40 Pfund schwerer. (Heiterkeit.) Alle Klagen der Eltern über die Schulen haben — das ist eine Erfahrung — das zur Folge gehabt, daß es den Jungen nur noch viel schlechter gegangen ist. Außerdem mußte ich mich fragen: wird viel bei den Berathungen herauskommen? Wir leben in einer Zeit, die uns vielleicht bald und schnell mit ganz andern Dingen überholen wird; mich dünkt, es kommt ein großer Staubbesen — ich für meinen Theil sehe ihn wenigstens schon in der Ferne — der auch unsere Beschlüsse wegfegen wird. Dann werden wir vor ganz andere Fragen gestellt werden, gegen die die Schulfrage wie ein Kinderspiel sich ausnehmen wird. Und diesen dunkelen Mächten gegenüber werden Sie, meine Herren, weder mit dem humanistischen Gymnasium, noch überhaupt mit einem Gymnasium — verzeihen Sie, daß ich es so offen ausspreche — gewappnet sein, sofern wir nicht noch Zeit haben, den Gaul anders aufzuzäumen. Schließlich aber, sagte ich mir, sind doch die Institutionen nicht die Hauptsache, sondern die Personen. Es wird mit mäßigen Institutionen und guten Personen doch eher gehen, als wenn schlechte Personen über

gute Institutionen kommen und sie verderben. Aber da scheint es mir auch zu gebrechen. Ich habe vortreffliche Leute unter dem Lehrerstande kennen gelernt, ideal gerichtete Menschen, aber ich habe ebenso unter ihnen innerlich gebrochene, in ihrem Idealismus zu Grunde gegangene Menschen gefunden, untergegangen in der Misere des Lebens, in nutzlosem Kampfe sich verzehrend, Menschen mit bloß formaler Bildung und todtem Wissen und auch verbitterte Menschen. (Rufe: Jawohl! Nein!) Wenn man aber den neuen Wein in alte Schläuche gießt, dann wird er verschüttet. Wenn wir nicht neue Personen haben, dann können wir auch nichts gründlich Neues bauen. Die Schulfrage ist ja eine eminente Geldfrage. Wenn wir den Stand der Lehrer in unseren höheren Schulen nicht auch materiell heben und dadurch auch bessere Elemente in ihn hineinbekommen, die schon durch die Luft eines edlen Hauses, die sie eingeathmet, ein Kapital der Humanität mitbringen, das nicht erlernt werden kann, ehedem wird es nicht anders werden. Es liegt ja die Sache geradeso beim geistlichen Stande.

Darum habe ich nach all diesen Bedenken gesagt: deine schöne Zeit gehört den Kindern und Kranken deiner Gemeinde, die darfst du nicht daran geben. Was mich aber dennoch bestimmt hat, zu kommen, das war der Ruf Sr. Majestät, unsers theuern Kaisers. Ich sagte mir, das, was Majestät gesagt und gefordert, ist nicht bloß das Echo seiner Erziehung und Erfahrung, sondern das Echo aus den Herzen und Gedanken von Tausenden und Millionen in unserem Volke. (Rufe: Sehr wahr!) Darum däucht es mich, es hätte die Frage vorweg diskutirt werden sollen, ob denn alle die Klagen, die wir aus den verschiedensten Ständen, aus Schriften und Versammlungen und soeben auch aus dem kaiserlichen Munde vernommen, der thatsächlichen Lage entsprechen. Ich habe bis jetzt noch keinen der Herren diese Frage berühren hören. Wenn dem Gymnasium z. B. der Vorwurf gemacht worden, daß es vielfach verkrüppelte Menschen liefere — auf den genauen Wortlaut kommt es hier nicht an,

sondern auf die Sache — so muß ich sagen: Im Großen und Ganzen hat Se. Majestät Recht. Er hat aus einem tiefgefühlten Bedürfniß heraus geredet, und das sollten wir ihm danken. Aus dem Vaterherzen heraus rede auch ich, aus der Liebe und dem Interesse für unsere Jugend, ja, wenn Sie wollen, aus dem Jammer über unsere Jugend bin ich hierher gekommen. Nehmen Sie mir darum ein Wort, das im Eifer zu viel geredet ist, nicht übel, noch, wenn unter einigen Hieben ein nicht völlig regelrechter sein sollte. Ich könnte ja sagen, daß ich ein paar Jahre Lehrer am Gymnasium in Karlsruhe war, seit vierzig Jahren Kinder aus allen Ständen, namentlich Gymnasiasten, unterrichte, ihrer 40 bis 60 alle Jahre, die Kinder auch verfolgt habe in ihrem Lebensgange, gesehen, was aus ihnen geworden, und darum ein gewisses Recht hätte, über ihre Bildung mitzusprechen. Aber das Alles will ich nicht geltend machen, sondern nur als Einer reden, der des Wortes gedenkt: »Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.« Wir Eltern bezahlen die Zeche doch mit unserm Herzblute, deshalb sind wir auch von dem Könige hierher gesandt und haben Pflicht und Recht, mitzusprechen.

Wenn ich nun die vierzehn Fragen, die uns vorgelegt sind, ansehe, dann habe ich den Eindruck, daß wir vor einem großen Rattenkönig stehen, bei welchem Alles zusammenhängt und keine Frage eigentlich ohne die andere beantwortet werden kann. Ich wüßte wirklich nicht, wie ich über die ersten Fragen abstimmen könnte, ohne die letzten gelöst zu sehen. Wenn z. B. das Abiturientenexamen von oben herab drückt und die Anforderungen desselben nicht feststehen, wie ist es dann möglich, unten zu erleichtern? Erst muß ich doch wissen, was oben gefordert wird.

Sodann greift die Frage des einjährigen Dienstes tief in die ganzen Dinge ein, wie auch die Frage wegen der häuslichen Arbeiten ꝛc. Das hängt Alles innig zusammen. Sodann aber auch: wenn es in unsern Gymnasien besser werden soll, so muß nothwendig, wie Herr Professor Paulsen verlangt hat, wieder

individualisirt werden. Das kann aber nicht bei 60, sondern nur bei 15 bis 20 Schülern geschehen. Wenn aber unsere Staatseinrichtung derartig ist, daß sie uns den ganzen Schwall von Leuten in die Gymnasien treibt (humanistische und Realgymnasien), die doch nicht hineingehören, und wenn Staatsverwaltungen ein Abiturientenexamen von Leuten verlangen, die immer auf der Stufe der Subalternbeamten bleiben — ja, meine Herren, das giebt die Sozialdemokraten. (Ruf: Sehr richtig! So ist es!) Das sind dann die verbitterten Existenzen, die nachher mit ihrer Bildung und 500 Thalern jahrelang dasitzen, nachdem sie sich durch das Gymnasium gehungert und gequält haben. Also hier müssen wir auch ansetzen, sonst staut uns der ganze Strom in die Gymnasien zurück, und dann ist es nicht möglich, daß ein Lehrer auch mit dem besten Willen und Herzen segensreich wirken kann. Jeder wird nur seiner Arbeit froh, wenn er ein Feld bearbeitet, das er überschauen und wovon er Frucht und Dank ernten kann.

So viel im Allgemeinen.

Wenn ich nun auf die spezielle Frage der Erleichterung komme, so frage ich zuerst, meine Herren: Ist es wahr oder nicht wahr, daß unsere Kinder überbürdet sind? Ich möchte es wirklich hier von Ihnen hören. Ist es wahr oder nicht wahr? (Rufe: Nein! Ja!) Wenn es sich um Verminderung der Anforderungen handelt, so muß man doch erst wissen, ob es auch nöthig ist. Ich habe eben Stimmen gehört, welche gerufen haben: es ist nicht wahr. Ich für meinen Theil möchte Ihnen nur das Eine sagen, und ich weiß, daß hinter mir Tausende stehen: Ja, es ist doch wahr. Alle amtlichen Recherchen darüber, die wie ein Strichregen dann und wann kommen, geben kein richtiges Bild. Es wirkt zu Vieles mit, dasselbe zu verschleiern. Schüler der Prima haben, die Schulstunden eingerechnet, zehn bis elf Stunden zum Abiturium sich zu bereiten. Das kann ich von denen sagen, die ich unter meinen eigenen Händen gehabt. Wenn ich sie nicht mit äußerster Strenge zu Bette gejagt hätte, würden sie über-

haupt nicht zu Bett gegangen sein. Das Abiturientenexamen ist überhaupt der erste Schritt zur Zerrüttung der Nerven und legt oft den Grund zu späterem Elend. Die Ueberbürdung ist da, sie ist nicht zu leugnen; die jungen Schüler sind schon so angestrengt, daß sie keine Zeit dafür übrig haben, was für Hygiene erforderlich ist, und auch keine Zeit bleibt für häusliche Erziehung und Familienleben. In Quinta sind schon die Schüler an manchen Tagen sieben Stunden in der Schule und haben zwei bis drei Stunden häusliche Arbeit. Das macht für ein zehn- bis elfjähriges Kind neun bis zehn Stunden geistige Arbeit. Das ist zu viel. Da bleibt einem Kinde nichts mehr übrig zu Erholung und Spiel. Dem Faulen macht das freilich nichts, der schlängelt sich schon durch, aber den Pflichttreuen und Fleißigen trifft es um so härter. Es bleibt richtig, was ein hochgestellter Beamter sagte: »Man wird seiner Kinder nicht froh, so lange sie in der Schule sind.« Meine Herren, das ist eine grausame Wahrheit, und daher kann ich auch den kaiserlichen Worten nur beistimmen. Wenn Geheimrath Virchow unsere Kinder »leiblich verabsäumt, wenn nicht verkrüppelt« genannt hat, so sind sie zum Theil geistig noch mehr verkrüppelt als leiblich, und das kommt daher, daß sie auf der Schule oft nicht nur überlastet, sondern auch überfüttert werden.

Der Mensch lebt aber nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut. Kommen sie auf die Universität, dann kommt der bekannte Katzenjammer, in welchem alles unmäßig Genossene herausgebrochen wird. Kaum sehen unter hundert Abiturienten etwa zwanzig ihre alten Klassiker wieder an; sie werden unter dem Fabrikpreise verkauft. Nicht die Fülle der einzelnen Lehrstunden ist es, die die Schuld an der geistigen Ermattung trägt, sondern, — wie Herr Dr. Schottmüller gesagt hat — der zu große Lehrballast selbst. Es ist z. B. vom deutschen Aufsatz gesprochen worden. Herr Geheimrath v. Helmholtz hier an meiner Seite hat schon darauf hingedeutet, daß unsere Kinder Aufsätze liefern über Gegenstände, die sie nicht verstehen *können*, und ich füge hinzu, auch nicht *sollen*. Was sagen Sie, wenn ein junger

Mann von 17 Jahren den Aufsatz liefern soll: »Inwiefern haben die Grundsätze, die Lessing in seiner Hamburger Dramaturgie aufstellt, für das heutige Theater noch Bedeutung!« Wie wird denn ein solcher Aufsatz gemacht? Man nimmt die einschlägigen Bücher und schreibt zusammen; die meisten deutschen Aufsätze unserer Jungen — das wissen die Herren so gut als ich — sind zumeist aus Büchern abgeschmiert. (Ruf: Nein, nein!) Täuschen wir uns nicht, es herrscht statt Pietät viel Verbitterung bei unserer Gymnasialjugend; wenig Genuß, viel Ueberdruß; viel Kritik und wenig gründliches Wissen und durchhaltender Fleiß. Sie sind übertrieben wie eine Heerde, die nicht mehr vorwärts kann, und überreizt. Es kann sein, daß ich zu schwarz sehe, ich kann mir aber nicht helfen. (Große Unruhe.)

Wenn ich aber nun zum Schluß kommen darf, denn ich sehe, daß ich Sie mit meiner Weisheit ermüde, so muß ich sagen, daß das humanistische Gymnasium so, wie es heutzutage ist, noch keine Humanität als Frucht garantirt. Humanität ist, wie Schleiermacher sagt, Einheit von Geist und Gemüth. Aber da fehlt es eben. Wird man nicht bei vielen jungen Leuten, die auf der Universität sich befinden, an die Worte Goethes erinnert: »Ich sehe vom Geiste keine Spur; es ist leider Alles nur Dressur.« Wenn ich es einmal scharf sagen will: gerade die geistig Lebendigsten und Angeregtesten sind oft Leute, deren humanistisches Wissen nicht auf der Höhe der deutschen Gymnasien steht, oder die auf demselben nicht gerade Prachtstücke und Musterknaben waren. Ich möchte Sie doch leise auch auf die theilweise Rohheit und Unsittlichkeit hinweisen, an welcher unsere Jugend in den Gymnasien krankt. Da kann der Humanismus nicht allein der rettende Engel sein.

Auch das Ehrgefühl der Kinder wird oft, trotz allen Humanismus, tief verletzt. »Exempla sunt odiosa.« Das Centrum des Kindes bleibt doch das Gewissen, auf das gewirkt werden muß, und nicht das Wissen allein. Heiligend und reinigend muß neben allem Wissen die Religion in des Kindes Herz und Ge-

müth bringen. Es kommt doch darauf an, daß der Charakter gefestet und gebildet werde, um in den Versuchungen der Zeit zu widerstehen. Die Begeisterung für Kaiser und Reich, für König und Vaterland muß geweckt werden; darin muß ich dem Vertreter des Kriegsministeriums voll und ganz beitreten, daß das in den Kadettenhäusern geschieht. Sie kennen ja das alte Sprüchwort und haben es uns oft gelehrt: »Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit«; das wollen wir nicht vergessen.

Ich will das humanistische Gymnasium nicht angreifen (Heiterkeit) in seinem Bestande; ich wollte nur auf Etliches hinweisen, was ihm in heutiger Zeit zu fehlen scheint. Um keinen Preis möchte ich das humanistische Gymnasium missen, das wir als ein Kleinod wahren wollen. Aber um es vor dem Ansturm zu retten, muß es die Methode ändern, wenn nicht neu geboren werden. Gebt uns gute Lehrer und gebt denselben die nöthige Freiheit der Bewegung, dann wird sich der Lehrplan und alles Uebrige schon finden. Wo ein Lehrer dahinter steht voll Liebe und Begeisterung, da geht ein Junge durchs Feuer mit und trotz dem Lehrplan. Die schönste Erinnerung eines Knaben aus seinen Gymnasialjahren bleiben nicht seine Lektionen, sondern Personen, die ihm das Wissen beigebracht und die ihn sittlich veredelt haben. Uns Allen thut in dieser Adventszeit ein Johannes Baptista Noth, der alle Stände zur Buße ruft, die Kirche und ihre Hirten, den Staat und seine Diener und auch das Gymnasium und seine Lehrer; dann werden auch wir an unserem Theil der kaiserlichen Botschaft gerecht werden und die Jugend unseres Volkes in dieser unserer Zeit schützen und leiblich und geistig kräftig erhalten."

Schon damals, bald nach der Entlassung der Konferenz, scheinen an höchster Stelle sich nachträglich Zweifel über die Möglichkeit der Verwirklichung jener Reformgedanken eingestellt zu haben.

Die Altphilologen, richtiger gesagt, die Freunde des Bestehenden, hatten den vollen Sieg davongetragen. Die neueste

Schulgesetzgebung führt den humanistischen Gedanken in aller Schärfe und, wie Frommel richtig geahnt, bis zur Mehrforderung von lateinischen Stunden durch. Die „Reformer" lassen nicht ab, auf „bessere Zeiten" zu hoffen; die Kämpfer von 1890 aber müssen sich mit dem alten Worte trösten: „In magnis voluisse sat est!"

Neunzehntes Kapitel.

Letzte Berliner Jahre in Haus und Amt.

Als Frommel jene Schulrede „pro domo" hielt, waren seine eigenen Kinder längst der Schule und zum Theil auch dem Hause entwachsen. Der 5. Januar des Jahres 1890 war der letzte Geburtstag, den er mit all seinen Lieben feierte. Wie einst die „Carolus-Tage" in der Galerie, so waren diese 5. Januar-Feiern die Höhepunkte im Familienleben. Da fanden sich neben den nächsten Freunden Frommels fast regelmäßig Bruder Max und Schwager Louis aus der Ferne ein; da ließ Frommel, der sonst nur immer Anderen das Fest bereitete, sich auch einmal „anfeiern", hatte er doch, wie er es selbst so oft als das Kennzeichen echter Liebe hingestellt, Hände nicht nur zum Geben, sondern auch zum Nehmen. Schon am frühen Morgen fanden sich die Gratulanten ein, sein Studirzimmer wandelte sich bis zum Abend in einen wahren Blumengarten, und oft reichte der Raum nicht, um all die duftenden Grüße aus Nah und Fern unterzubringen.

Bei Tisch, am Abend wetteiferten die Freunde, dem Geburtstagskinde in Rede und Gedicht ihre Liebe zu sagen. Da flogen die Funken des Geistes herüber und hinüber, noch so ganz anders als an den Sonntagabenden; da kam neben dem

Ernst und der Tiefe Max Frommels der schlagfertige Witz Fritz Oldenbergs und der sinnige Humor zu seinem Rechte, wenn mit den stets begeisterten Strophen Julius Lohmeyers die pointenreichen Verse Rudolf Kögels wechselten. Nach Tisch aber, so wollte es der Brauch des Hauses, feierten die Kinder ihren Vater, so gut sie es vermochten, bald in lebenden Bildern die Gestalten seiner Schriften, bald in dramatischen Scenen Episoden aus seinem Berliner Leben oder aus Lenz und Herbst seiner Ehe aufführend. Und rührend war es, seine wahrhaft kindliche Freude dabei zu sehen; die vertrieb alles Lampenfieber, wenn einmal der „Stoff" ausgegangen war, die Musik oder die Aufführung nicht recht klappen wollte, und oft genug kam es vor, daß der Gefeierte selbst, wenn Noth an Mann war, einsprang und zum allgemeinen Jubel sich selbst andichtete. Aber dafür erwartete er freilich auch, daß jedesmal etwas „geleistet" wurde, und es hätte ihn fast wie ein Mangel an Liebe berührt und betrübt, wenn der Tag ohne Sang und Klang vorübergegangen wäre. Der Gedanke war es, nicht die Sache, der ihm in diesen im Drang des Gefechtes oft improvisirten Zeichen der Liebe und Verehrung der Seinen wohlthat, und so konnte und wollte er diese Zeichen nicht missen.

Seitdem der 5. Januar durch Bruder Max' Scheiden in einen Tag wehmüthiger Erinnerung sich gewandelt, hatte Frommel die Stimmung für solch fröhliches Feiern im Hause verloren, und nun leerte sich überdies das Haus bis auf den Nesthocker, der bald genug auch hinausfliegen sollte: im Oktober 1890 zog Otto Frommel, den das Jahr zuvor Freund Kögel zum Hülfsprediger des Vaters ordinirt, mit der getreuen Schwester Elisabeth gen Rom, um dort an derselben Kapelle als Geistlicher zu wirken, in der einst der Vater als junger Kandidat gepredigt, in unmittelbarer Nähe der „Casa tarpea"; wie ein Märchen und Wunder aus alter Zeit waltete dort immer noch Hofrath Schulz, der „Kapitolspapa", wie man ihn nannte, Organist, Direktor des deutschen Krankenhauses und Vorstand der preußischen Gesandtschaftskanzlei, seines Amtes.

Im Betsaal der Garnisonkirche hatte Frommel mit seinen Kindern kurz vor der Abfahrt des Zuges noch das heilige Mahl gefeiert, im Gebet sie segnend für ihre neue Aufgabe, sich und die Seinen zugleich stärkend und wappnend für die Stunde des Abschieds und die Tage der Trennung. Wie sie selbst dieser Abschied hart ankam bei allem Reiz des Neuen, das ihrer wartete — sanken doch die schönen Tage der Jugend und des Elternhauses unwiederbringlich hinab — so war auch ihm jedes Scheiden von den Seinen ein Stück Sterben; hätte er doch am liebsten alle seine Kinder immer um sich gesehen. Aber seine Liebe war nicht derart, daß sie das Ihre suchte. So ist er es gewesen, der seinem Sohne, als dieser schwankend war, ob er gehen sollte, zugeredet, denn er sagte sich, daß Vater und Sohn gerade im gleichen Berufe nicht zu lange bei einander bleiben dürfen, wenn der Sohn später seinen Weg selbständig gehen und nicht eine Kopie seines Vaters werden soll. „Lerne Du selbst zu sein!" Wie oft hat er es ihm vorgehalten.

Kaum waren die Beiden fort, da galt es ein neues Scheiden, das zwar schon lange erwartet, doch Frommels und der Seinen Leben wiederum um ein Stück ärmer machte: die treue Mutter Baehr, deren Beterhände wie eine stille Segensmacht so lange über ihrem Haupt und Hause gewaltet, dies liebe Herz, das so theilnahmsvoll, während die eigene Kraft schon längst gebrochen und die Glieder gichtisch gelähmt waren, der jungen, heranwachsenden Generation sich freute, für sie mit den kranken Händen noch arbeitend und mit ihren Gedanken sorgend, es war im Oktober zur Ruhe gegangen. „Das letzte Stück Heimath haben wir mit ihr weggegeben", so schrieb Frommel nach ihrem Scheiden. Sie war „eine Schwiegermutter gewesen, wie sie selten gefunden wird", aber ihm war sie mehr, sie war ihm ein lebendiger Ersatz für die theure, zu früh geschiedene Mutter, zugleich aber eine lebendige Predigt ausharrender Geduld, wie Frommel sie nach jenem schönen Gedichte so gern als eine „Kraft, die überwindet", im Gegensatz zu dem bloß passiven Leiden der Last von Tag zu Tag schilderte.

Seit dem Tode des Gatten im Jahre 1874 war Mutter Baehr ganz zu der verwittweten Tochter Rosalie gezogen. So verarmte auch in Karlsruhe ein Haus, es wurde ärmer um eine Liebesmühe, die doch in dem Dank der treuen Kranken reichliche Zinsen trug.

Während die Großmutter unter Lob und Preis ihres Gottes sich zur letzten Ruhe durchkämpfte, hatten die Enkel in Rom sich für das neue Leben auf dem Kapitol so gut, wie es ging, eingerichtet.

Doch sollte das „Zweisiedlerthum" der Zwillinge nicht lange währen. Als die Mutter zum ersten Male ihre Kinder in der Fremde besuchte, da fand Elisabeth, was der Vater ihr immer gewünscht, das Herz, dessen das ihre bedurfte; sie verlobte sich mit dem Freunde und Nachbar des Bruders, Dr. Hülsen, einem Schüler und Mitarbeiter Mommsens, damals Dozent, Sekretär und Bibliothekar, später Professor an dem Archäologischen deutschen Institut zu Rom. Freudig stimmte Frommel aus der Ferne dem jungen Bunde zu, von dem er wußte, daß er nicht aus schnellem Gefühl, sondern nach ernster Ueberlegung vor Gott und dem eigenen Herzen geschlossen war.

Wie er den Söhnen bei der Wahl ihres Berufes die völlige Freiheit der Entscheidung ließ und auf keinen der beiden irgend welchen Zwang ausübte, so gern er beide als Theologen gesehen hätte, wie er in dieser Frage nur den einen Grundsatz kannte: nicht was man wird, sondern wie man es wird, entscheidet, so legte er auch den Töchtern bei der Wahl des Gatten keinen Stein in den Weg, sondern forderte nur das Eine, die eigene Prüfung des Herzens und Gewissens, ob man mit dem Manne der Wahl glücklich werden könne. Die „Vorsehung" seiner Kinder sein zu wollen, das schien ihm ein Zeichen der Selbstvermessenheit.

Frommel war je länger je mehr gegen lange Verlobungen, und da Beide keine Kinder mehr waren, kam es schon am 4. Juli desselben Jahres in Berlin zur Hochzeit. Das Wort an die „Heiligen und Geliebten zu Rom" nach

Röm. 1, 7 gab dem schönen Tage die Weihe und dem „Hause auf dem Felsen" die rechte Bauloſung.*)

Zur Vorfeier mit Spiel und Sang hatte diesmal das „Hinterhaus" ſeine Thore, d. h. Haus und Garten, geöffnet: der Polterabend wurde in der Feldpropſtei, bei D. Richter, gefeiert. Der Garten war mit farbigen Lampions erleuchtet, die einzelnen Gartenwege trugen Namen römiſcher Straßen, der Kegelplatz mit umgeſtoßenen Kegeln war das Trümmerfeld des „Forum Trajani", ein tröpfelnder Waſſerhahn „Fontana Trevi", eine Gliederpuppe aus dem Atelier des Bildhauers Pfannſchmidt, auf ein Schaukelpferd geſetzt und maleriſch drapirt, ſtellte Marc Aurel auf dem Kapitolsplatze vor, während der bekannte Thiermaler Sperling dafür geſorgt hatte, daß ein Campagna-Eſelchen auf Rollen und die berühmten „kapitoliniſchen Gänſe" würdig vertreten waren.

In dem Saal, der auf den Garten führt, war das Podium für die Aufführung aufgeſchlagen. Unter einem rieſigen japaniſchen Regenſchirm ſaß das Brautpaar, hatte es doch, wie die Fama behauptete, unter einem Regenſchirm (einer römiſchen Seltenheit) die erſte nähere Bekanntſchaft angeknüpft, und hörte aus dem Munde eines fahrenden Sängers nach bekannten Weiſen die eigene Lebensgeſchichte.

Die drei Sibyllen traten auf und ſagten der jungen Frau ihren Wahrſpruch, wobei die cumäiſche mit dem klaſſiſchen Worte ſchloß:

„Wenn Eines redet, ſei das Andre ſtille,
Das iſt der Spruch cumäiſcher Sibylle."

Natürlich durfte auch die italieniſche Koloraturſängerin nicht fehlen noch der reiſende Engländer, der von dem deutſchen Archäologen in Rom nach ſeiner Thorheit bedient und an das junge Paar ſeine fabelhaften Antiken los wird. Quartettgeſang zum Schluß im Freien, bis der Choral das Zeichen zum Abſchied gab.

*) Siehe die Rede im Bändchen der Kaſualreden Frommels.

In jenem Jahre hatte sich Frommel, es war ein ungewöhnlich heißer Sommer, keine Ferien machen können; um so dankbarer ging er auf das huldvolle Anerbieten des Kaisers ein, bis auf Weiteres alljährlich im Park von Sanssouci, im sogenannten Cavalierhaus an der Wache für sich und die Seinen Sommerwohnung zu nehmen. Die wunderbare Stille am Morgen und besonders am Abend, wenn der Park für das Publikum geschlossen ist, die romantische und historisch so bedeutsame Stätte, die Schwierigkeit, dort oben von Störenfrieden aufgefunden zu werden, alles das erhöhte für Frommel den Reiz dieses idyllischen Aufenthalts. Da ließ sich wenigstens in Ruhe arbeiten und über Vergangenheit und Gegenwart Gedanken spinnen als „Philosoph von Sanssouci", wie er sich scherzend von seinem Sommersitze aus unterzeichnete. Dazu die herrliche Luft auf der Höhe, die schöne Umgebung Potsdams mit ihren Wäldern und Havelseen, liebe Menschen in erreichbarer Nähe — kurz ein Flecken Erde, wie für ihn geschaffen, ein „Sanssouci", soweit es ein solches hier überhaupt geben kann.

Es war wieder ein Julitag, da füllte sich das stille „Cavalierhaus" mit fröhlichen Gästen. Die jüngste Tochter Frommels, der Nesthocker, das „Mauserle", that ihrer Schwester im Jahre 1893 den Sprung aus dem Elternhause nach. Der damalige Erzieher und Religionslehrer der kaiserlichen Prinzen, Johannes Keßler, der dem Frommelhause schon als Student bekannt und nahegekommen war, hatte um Marias Hand geworben. Frommel gab sie ihm, obwohl er sie noch lieber dem fest angestellten Pfarrer Keßler gegeben hätte; nun, das Fehlende war bald nachgeholt, und die Beiden konnten am 8. Juli 1893 als wohlbestallte Garnisonpfarrleute getraut werden. In der stillen, reizend gelegenen Kirche von Bornstedt, in Gegenwart der Kaiserin und der Prinzen, hielt Frommel den Kindern die Hochzeitsrede über 1. Thess. 5, 18, 23, 24 und gab ihnen den Frieden Gottes als Haussegen, das „Fröhlich allezeit!" „Betet ohne Unterlaß!" „Seid dankbar in allen Dingen!" als heilige Bauregeln mit in ihr Haus.

Der Platz um das Cavalierhaus, fast unmittelbar anstoßend an das Sanssouci Friedrichs des Großen, bildete den natürlichen Rahmen für die gesellige Feier der Hochzeit, die diesmal, ohne Polterabend, unmittelbar an die Trauung sich anschloß. Zwischen den Tischreden erklang Dr. Lohmeyers „grausige Ballade von dem Kessel und der Maus"; als die Gäste nach der Tafel ins Freie auf die Terrasse traten, erschien im mittelalterlichen Scholarenkostüm Johannes Keßler, der Studiosus der Theologie, der einst mit Dr. Luther im Schwarzen Bären zusammengetroffen, als dieser als „Junker Jörg" von der Wartburg herabgestiegen. Den Junker gab Bruder Karl, im Stile Hans Sachsens dem Studenten gute Lehre für die Hochschule der Ehe ertheilend. Als es schon dunkelte im Park, den nur die Sterne von oben beleuchteten, öffnete sich ein Busch, und heraus trat -- in täuschender Nachahmung — der „alte Fritz", den der Müller von Sanssouci herbeigerufen, ihm zu zeigen, was da oben in seinem Schlosse für ein Rumor sei. Der alte Fritz (von einem Bruder Ludwig Schnellers in Köln meisterhaft gespielt) trat nun zum jungen Paar und hielt dem designirten Garnisonpfarrer von Potsdam in echt Fridericianischem Stile vor, wie er als Feldprediger sich zu benehmen habe. Es war entschieden der Glanzpunkt des Abends, der die sommerliche Schwüle fast vergessen ließ.

Frommel behielt die Tochter ja nahe genug, und doch verstehen wir, wie er sich nun erst recht vereinsamt fühlte. „Es ist das letzte Kind, das scheidet", schreibt er an eine Freundin, „und wir sitzen zusammen wie in den ersten Zeiten unserer jungen Ehe, aber mit welchen Erinnerungen nach 40 Jahren! Gehaltvoller, entsagungsvoller, aber auch getrösteter über dem Leid des Lebens und in der Hoffnung des Lebens."

Die Arbeit jenes Jahres muß ihn mehr als sonst mitgenommen haben. — „Die Wogen", schreibt er in demselben Brief „schlagen über mir zusammen, und ich kann kaum auf dem Laufenden bleiben und mich über Bord halten." Trotzdem fand er die nöthige Sammlung, um das Buch zu vollenden, das ihm

schon lange am Herzen und in der Feder lag — die Erinnerungen „Aus Lenz und Herbst". Die Entstehungsgeschichte des Büchleins ist denen, die das Vorwort gelesen, bekannt. Sie knüpft sich aufs Engste an den Namen des Mannes, dessen Scheiden wir im vorigen Abschnitt kurz erwähnten, wir meinen Karl Gerok, den Dichter der Palmblätter. Seine Beziehungen zu Frommel verdienten wohl ein eigenes Kapitel in diesem Buche; der Leser muß uns schon erlauben, ein solches kurz hier wenigstens als Intermezzo einzuschalten.

Die Freundschaft der beiden geistig so nahe verwandten und doch wieder so grundverschiedenen Naturen war eine Herbstblume, die doch ganz den Schmelz einer Frühlingsblüthe an sich trug. Spät lernten sie sich von Angesicht kennen, während das Schwabenland und insonderheit das freundliche Stuttgart, wie Frommel selbst schreibt, schon längst ein großes Stück seines Herzens besaß.

Das Haus am Marktplatz und die lieben Reeffs*) — die Villa in Degerloch mit ihren kunstsinnigen, warmherzigen Insassen, sein „Braunle"**), sein Lauxmann***) — und vor Allem sein Gerok — so viel Namen, so viel traute Erinnerungen für Frommel, bei denen ihm allemal das Herz warm wurde. Es war doch wohl nicht reiner Zufall oder die Ueberredungskunst Freund Steinkopfs allein, daß er seine Volksschriften zum größten Theil in Stuttgart hat erscheinen lassen.

Alles, was von dort her über Frommel geschrieben worden ist, zeigt, wie sehr man ihn nach seinem innersten Wesen verstanden und erfaßt hat. Was ihn selbst zu den Schwaben, deren Schattenseiten er keineswegs verkannte, immer wieder mit elementarer Gewalt hinzog, das war das Originale, Urwüchsige dieses Volksstammes; wie viel ganz eigenartige Menschen hat doch dies Land der Gegensätze hervorgebracht! und dazu: „Es liegt so viel Sympathisches im Humor dieses Volkes, daß ich immer wie

*) Kaufmann Adolf Reeff, bei dem Frommel regelmäßig in Stuttgart abstieg.

**) Oberhofprediger und Dekan Dr. v. Braun, Reeffs Schwiegersohn.

***) Vergl. S. 382.

ein Elektrophor bin, der vom Fuchsschwanz geschlagen wird, dazu das prächtige Land mit seinen Burgen und Klöstern, gerade für einen verdorbenen Klosterbruder, wie ich einer bin, wie geschaffen." Was er den alten schwäbischen Theologen verdankte, vor Allem einem Bengel, Rieger, das haben wir früher gesehen.

Im Jahre 1877 sind Gerok und Frommel sich zum ersten Male begegnet, der Erstere damals im 62., Frommel im 49. Lebensjahre stehend. Sie trafen sich bei Gelegenheit eines Vortrages über Musik, dem am Abend eine herrliche Aufführung der Liedertafel folgte. Da saß man zusammen und plauderte. Tags darauf ein vergeblicher Versuch Frommels, den Prälaten in seiner Wohnung zu treffen. Geroks Brief, in dem er herzlich bedauerte, daß er den Helden des „untersten Stockwerks" nicht habe sehen und den Seinen vorführen dürfen, sprach die Hoffnung aus, der verehrte Freund werde das nächste Mal nicht genöthigt sein, in seinem untersten Stockwerk umzukehren. Es war der Anfang eines Briefwechsels, der sich, wenngleich mit großen Unterbrechungen, bis zu Geroks Tode fortspann, einer Freundschaft, die an Innigkeit mit den Jahren zunahm und wohl selten in heutiger Zeit ihres Gleichen findet. Wie ein Brautpaar haben die beiden Dichterseelen einander geliebt und angesungen. Von den poetischen Grüßen, die zwischen ihnen seit Mitte der achtziger Jahre herüber- und hinüberflogen, ist den Lesern Frommelscher Schriften bereits aus den „Nachtschmetterlingen" Einiges bekannt: Der Gedichtband des Frommel-Werkes wird die vollständige „Flora Gerokiana" und „Emiliana" bringen. Es dauerte übrigens volle acht Jahre, bis der schwäbische Prälat sich von seinem „goldenen Frommel", wie er ihn mit Vorliebe nannte, auf den Pegasus locken ließ.

Das erste ausführlichere Schreiben hatte Gerok im Jahre 1878 noch ganz gemessen an den „Hochverehrten Amtsbruder und Freund" gerichtet. Er antwortet auf Frommels Bitte um einen Beitrag zur Christoterpe. „Ich komme mit leeren Händen", heißt es da, „bin nicht so vogelsprachekundig, so köstliche ›Storchen-

konferenzen« zu belauschen, wie Sie, besitze auch keine so wohlgefüllte Speisekammer wie unsere Ottilie Wildermuth, um immer etwas im Rauchfang zu haben, das man nur abzuschneiden braucht." Der Briefschreiber bittet noch um ein paar Monate Frist und schließt: „Hier in Stadt und Haus stehen Sie noch im allerbesten Andenken. Kommen Sie bald wieder und setzen sich einmal als Abt in Hirsau zur Ruhe, dann werde ich Propst im Kloster Lorch, und wir besuchen einander je auf einen Becher kühlen Klosterweins, und Sie erzählen mir vom alten Kaiser Weißbart."

Im Juli 1882 redet er den Verfasser von „Allerlei Sang und Klang" mit: „Köstlicher Emil Frommel" an und schließt: „Glücklich, wer so ein Büchlein lesen darf; geehrt, wem es vor der ganzen Welt gewidmet ist; aber am glücklichsten, wer so etwas schreiben kann." 1885 schickt er als Dank für den Glückwunsch zum siebzigsten Geburtstag seinen „Letzten Strauß" und erhält den ersten Gegengruß in Reimen.

Inzwischen waren die Freunde Dutzbrüder geworden. „Unter dem Abendstern" war als letzte Gedichtsammlung Geroks im Jahre 1887 erschienen; der Freund im Norden zeigt sie an und bittet zugleich um Daten zu einer Gerok-Biographie, die er einem Volkskalender versprochen. Die Antwort dankt „für die liebenswürdigste aller Rezensionen, zu welcher die Feder aus dem Flügel einer Taube ohne Falsch gezogen, vom Federmesser des Witzes geschnitten, von der Hand der Freundschaft geführt, in die Kaisertinte des Humors getaucht ist, wie ihn eben nur der goldene Emil Frommel allezeit frisch und flüssig auf Lager hat". „Und nun willst Du mich gar noch als Kalenderholzschnitt abkonterfeien. Welches Freundschaftsstück! Welche Ehre! Wenn sich Alexander einen Homer zum Herold seiner Thaten wünschte, wen könnte ich mir . . . Aber liebe Zeit! Zu einer Ilias oder Odyssee langt's eben doch nicht ganz, weniger weil's beim Dichter, als weil's beim Helden hapert. Ich schicke Dir, wie Du es wünschtest, was ich an Lebensabrissen und Besprechungen meiner Sachen

besitze. Du bist ja ein Zauberer, der aus Nichts Etwas machen kann; mach's gnädig und spare den Humor nicht!"

In echter Christenfreundschaft und aufrichtiger Demuth stellte Jeder den Anderen höher als sich selbst. Da liegt vor uns ein Brief Geroks aus dem Dreikaiserjahr. Frommel hatte die Festpredigt bei der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Stuttgart zugesagt und bei Gerok angefragt, was er reden solle. Da kam die Antwort:

„29. Mai 1888.

Theuerster! Das ist köstlich, daß Du zu unserem Fest kommen willst. Stehst bereits in unseren Zeitungen. Ganz Stuttgart — was sage ich? das evangelische Württemberg freut sich auf Dich! »Was soll ich predigen?« fragst Du. Antwort: Was Dir der Geist giebt! Eine Kriegspredigt gegen Rom brauchen wir nicht, so populär auch der evangelische Bund bei uns ist. Ein kräftiges Wort der Abwehr gegen die Römlinge und der Glaubensermunterung und Gewissensschärfung für die Evangelischen ist ja gewiß angezeigt und wird gelegentlich im Context der Predigt Platz finden. Die eigentliche Streitposaune zu blasen, macht wohl augenblicklich Effekt, aber hintennach meist mehr Verdruß als Frucht. — Die Skizze zu 2. Kor. 9 — das klassische Textkapitel für den Gustav Adolf-Verein — ist excellent und paßt vortrefflich sowohl für das Kaufhaus am Marktplatz, von dem Du herkommst, als für die Stiftskirche, in der Du auftrittst. Auch die Thesen, an die Stiftskirche zu Stuttgart angeschlagen, haben etwas sehr Bestechendes! nur sollte meines Erachtens ein Bibeltext darübergeschrieben werden. Doch was brauchst Du meinen Rath? Du kommst mir vor wie einer der modernen Bettler, wie sie sich je und je mir präsentiren, denen ich sagen muß: »Ja, lieber Freund, ich bin schüchtern, Ihnen etwas anzubieten, Sie sind besser genährt und weit eleganter gekleidet als ich, Sie sind viel zu vornehm für die Almosen, die ich bieten kann.« Also gieb Du nur aus Deinem reichen Schatz Altes und Neues, und der Herr gebe seinen Segen dazu."

Zu verschiedenen Malen haben die Beiden als Redner auf demselben Fest neben- und nacheinander gesprochen. Unvergeßlich blieben Frommel die Tage von Leipzig und Lützen, wo im Jahre 1852 Kögel, Pank, Gerok und er zu reden hatten. In einem nach Goethe-Faustischem Rezept gedichteten Fragment besingt er den schönen Zusammenklang der vier so verschiedenen Stimmen „In Auerbachs Keller" bei der engeren Tafelrunde am Abend des Festes; auch Gerok hat jene Tage in einem Gedicht gefeiert. Es brachte, neben dem Dank der „schwäbischen Nachtigall" an den „Königsadler" Rudolf Kögel, dem Freunde folgenden schönen Gruß:

„Auch Dir, dem treuen Kampfgenossen
Am heißen Tag der Lütz'ner Schlacht,
Der dort das Beste „abgeschossen",
Freund Frommel, sei mein Gruß gebracht!
Du, der, als schon der Tag sich neigte,
Den Sieg entschied im Abendlicht
Und allen Hörern packend zeigte,
Wie man dem Volk zum Herzen spricht" ... u. s. f.

Köstlicher jedoch als jene gemeinsam verlebten Höhetage im Amte und alles Grüßen aus der Ferne waren die Stunden des Zusammenseins im trauten Kreise. „Gar lebhaft", so erzählt D. Braun, „steht der schöne Sommerabend vor mir, da Beide, Gerok und Frommel, unsere Gäste waren — oben in dem Weinberghäuschen. Wie da Gerok den Berliner Gast hochleben ließ, »der uns lachen und weinen macht, wie er will«, und wie Stunde um Stunde Frommelsche Lebendigkeit und sprudelnde Mittheilsamkeit mit Gerokscher Harmonie und Heiterkeit und dem attischen Salz seines Witzes zusammenschmolz zu einem wundervollen Ganzen... Und ein anderes Bild. Frommel war am Samstag Abend hier angekommen, hatte am Sonntag Morgen in meiner Begleitung die Schloßkapelle aufgesucht. Er wollte Gerok nach der Predigt überraschen. So trat er mit mir in die Sakristei, in die Gerok eben mit jener unvergleichlichen Würde, die ihm bei allem kirchlichen Handeln und Wandeln eigen war, hereingeschritten kam, »und auf einmal« — so erzählte Gerok hernach

seiner Frau — »hängt was Warm's an mei'm Herze und verküßt mich!«"

Wer Gerok kannte, der mußte sich sagen, daß der sonst im persönlichen Verkehr so schweigsame und zurückhaltende, ja oft geradezu abweisende schwäbische Dichter sich Frommel gegenüber in der That von einer Seite gezeigt, die Wenige kennen lernten. Aehnlich ist es ihm mit R. Kögel gegangen. Es war wirklich so, wie ein guter Stuttgarter einst den über die „Sage" von Geroks Unnahbarkeit verwunderten Frommel aufklärte: „Ja, bei Dir ischt er halt anders." Frommel besaß, wie Braun, der gemeinsame Freund der beiden „geistlichen Dioskuren", schreibt, „das Sesam, das dem Schweigsamen Herz und Mund erschloß".

Und doch war es gerade jene Unnahbarkeit Geroks, die auf Frommel, nach dessen eigenen Worten, einen besondern Reiz übte. Frommel schreibt von ihm: „Er war wie in einen lichtgewobenen Schleier jungfräulichen Wesens gehüllt, den er nicht gestattete anzutasten; er war wie eine Sensitive, rauhe Hände und Menschen meidend, die ihm seine Kreise störten. Die Gehaltenheit war bei Gerok aber nicht bloß Naturanlage, sondern sittliche Errungenschaft. Durch zartbesaitete, tiefempfindende Menschen gehen auch starke Aufwallungen, und in den Aeolsharfen heult auch einmal der Sturmwind. Es hat dieser Johannesseele nicht am Aufflammen heiligen Zornes gefehlt in seinem Predigeramte, und er wird mit seiner »Psyche« manch harten Strauß in jungen und in alten Jahren bestanden haben. Ich genoß ja wesentlich den Abendsonnenschein seines Lebens — die sinkende Sonne ist zwar größer als die aufgehende, aber sie sticht nicht mehr." Und gerade das war es, dieser milde Glanz, der über Geroks Wesen und Worten lag, was seiner eigenen von Hause aus so leicht erregbaren, streitbaren Natur so unendlich wohlthat.*)

*) „Wieviel verdanke ich Gerok", schreibt Frommel in den „Nachtschmetterlingen", „darin, daß er oft mit einem einzigen Wort schwäbischer Weisheit

Wie aber der Austausch der Beiden auch Anderen, vielleicht auch einigen unserer Leser, bereits zu Gute gekommen ist, das sagt uns jenes Buch Emil Frommels, um dessentwillen wir den Abstecher in die „Flora Gerokiana" mit unseren Lesern unternommen haben.

Als die beiden Poeten droben in Hirsau mit Professor Koestlin, Geroks Schwiegersohn, und dem jüngsten Sohne Frommels zusammen waren, da gingen die beiden Alten Arm in Arm in der Ruine auf und ab, und Frommel sprach, durch die Einsamkeit des alten Klosters in Stimmung versetzt, dem Freunde aus, wie ihm die Mönchsgedanken jeweilen kämen, wie es doch so schön sei, in seiner Zelle zu sitzen, zu meditiren und zu simuliren, und wie er eigentlich um 500 Jahre zu spät auf die Welt gekommen sei. Da lachte Gerok und sagte: „Du ein Mönch! Das ist ein köstlicher Gedanke! Dazu hättest Du gerade gepaßt! Nicht wahr, deswegen hat Dich der liebe Gott so herumgejagt in der Welt und schließlich nach Berlin geworfen, weil das wirklich einem Mönchskloster so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern! Nein! Nein! Zum Abt hättest Du nicht getaugt; ich will nicht sagen, daß es Dir etwa an Gelahrtheit gefehlt hätte (denn ihr Badischen hört ja das Gras wachsen!), aber weißt Du, das wäre nichts für Dich gewesen; Dich hat Gott in die rauschende Welt gestellt, und da kommst Du auch nicht mehr heraus. Aber deswegen kannst Du Dir doch Deine stille Zelle bauen, wie ich

---

den brennenden Kopf und das wallende Herz zurechtrückte." Beide haben, Einer in dem Andern, die Ergänzung des eigenen Wesens gefunden. Einer, der Beide kannte, sagt in dieser Beziehung gewiß mit Recht: „Was Gerok den Verkehr mit dem Freunde so werthvoll machte, das war, daß dieser, harmlos und frei den Menschen sich gebend, ihm den Schalk offenbarte, den er selbst für gewöhnlich in sich verbarg, dem er nur im vertrautesten Kreise und nur in gemessener Form hervorzutreten gestattete; es war die schöne Unmittelbarkeit eines reinen Herzensmenschen, der all das Gold, welches Jener in klarster Prägung und nach sorgfältiger Prüfung hinausgab, mit vollen Händen und in Kleinmünze unter die Leute brachte. »Golden« nannte er seinen Emil Frommel, wie Götz von Berlichingen seinen Georg, »köstlich«, wie die Bibel das Gold des Landes Hevila nennt."

sie auch in Stuttgart in der Kanzleistraße habe, trotz aller Unruhe, und wenn Du darin sitzest, dann schreibst Du einmal für Deine jüngeren Brüder, was Du erlebt und gesehen, und giebst ihnen, als alter Abt, ein »Vademekum« auf den Weg mit. Das ist besser, als wenn Du hier in Hirsau Horen singst und mit den Brüdern im Refektorium kühlen Klosterwein tränkest."

Frommel hat den Rath benutzt und in „Lenz und Herbst" seine Erfahrungen im Amte zu Nutz und Frommen der Brüder aufgeschrieben. Zaghaft zunächst, dies Stück innersten Lebens herzugeben, trieb ihn doch schließlich, wie er selbst in der Vorrede sagt, „die Noth seiner jungen Leute, das Hineinschauen in den Mangel an Idealismus und Begeisterung, an inneren Kämpfen, kurz an Allem, was einem Pfarrer noth thut, zum Schreiben". Ein geringer Theil dessen, was er erlebt, bleiben ja diese Bilder aus dem Amte allerdings; so Vieles mußte verschwiegen werden um der Lebenden willen und muß es auch heute noch, wo der Sohn versucht, die Lücken in der Selbstbiographie des Vaters auszufüllen.

Was nur Wenigen gelingt, weil Wenige im Leben und im Schreiben die Gabe haben, sich selbst zu vergessen, Frommel hat es vermocht, und das verleiht diesen Büchern ihren besonderen Reiz und Werth: er hat in den „Festflammen" und in „Lenz und Herbst" eine Selbstbiographie geschrieben ohne jede Selbstgefälligkeit. Denn er war mehr als ein „bescheidener", er war ein demüthiger Mann, dem die eigene Person bei allem Bewußtsein dessen, was er war und leistete, allewege hinter dem zurücktrat, was Gott an ihm und durch ihn gethan.*)

Das Buch war zum großen Theil Frucht der Sommerfrische in Sanssouci. Eine viel schwierigere Lebensarbeit lag Frommel damals schon auf der Seele. Sie hätte eigentlich ein gänzliches

*) Für Max Frommels „Bischöfliche Gedanken", die Frommel beigefügt, werden auch die „Alten" ihm Dank wissen, sie sind wie Alles, was Max schrieb, konzentrirte Nahrung, zugleich aber ein ergreifendes Stück Selbstbiographie des Heimgegangenen, der in seiner Theologie des Kreuzes am Schlusse das eigene „Sterbeglöcklein" ahnungsvoll läutet.

Ausspannen vom Amte erfordert und ist bis zu seinem Ende sein Schmerzenskind geblieben, die Arbeit an der von Kögel herausgegebenen Postille für die vier Evangelien, von der auf Frommel das Evangelium des Lukas gefallen war. „Man müßte mich zu Festung verurtheilen auf ein Jahr", schreibt er an eine Freundin, „dann wollte ich Alles schreiben. Wie gern würde ich für einen Malefikanten absitzen! Stattdessen keine Ruhe bei Tag und Nacht."

Man kann wohl fragen, ob der Gedanke, ein Evangelium Vers für Vers oder doch jedes einzelne Kapitel in Predigten und Homilien der Gemeinde darzubieten, überhaupt ein glücklicher und möglicher war. Für Frommels Eigenart jedenfalls war diese, ihrer ganzen Anlage nach mehr akademische Arbeit ganz und gar nicht geschaffen. Er konnte keine Predigten „machen", die er nicht auch zu halten die Absicht hatte. Aber wer kann in einer Gemeinde, vor Allem in einer Soldatengemeinde, über ein ganzes Evangelium predigen, und wer vermag aus so rauhem Gestein, wie z. B. einem Geschlechtsregister, Wasser des Lebens zu schlagen?! Frommel war ein Künstler, und deshalb hat er es doch vermocht; aber es lag ihm nicht, und er that es unter Seufzen und im Grunde nur, um seinen Freund Kögel, dem er das Versprechen der Mitarbeit gegeben, nicht in Stich zu lassen.*) Die Arbeit ist denn auch unvollendet geblieben. Nur der erste Band und einige Kapitel aus dem zweiten waren druckfertig, als Frommel starb. Aber auch der Torso enthält so viel Tiefes und Bleibendes; er zeigt Frommel als den gereiften Meister und lehrt durch Muster, die selbst vor der theologischen Kritik bestanden haben, wie man auch heute noch im modernen Geistesleben Evangelium predigen kann, zeitgemäß und doch aus dem Ewigen heraus.

„Das Bild des Menschensohnes voll Lieb und Macht vor Augen zu malen und seine Gestalt vor Allem in den Vordergrund treten zu lassen", das ist ihm jedenfalls trotz aller „Gewalt

*) Zugleich betrachtete er die Arbeit freilich als eine Art geistiges Testament von Bruder Max, dem sie, ein Jahr vor seinem Scheiden, zuerst aufgetragen war.

die er sich im Einzelnen anthun mußte", wunderbar gelungen, und in dieser ihrer Tendenz sind die Predigten, abgesehen von allem Anderen, durchaus moderne Predigten zu nennen.

Viel sympathischer und kongenialer war ihm der leider nicht einmal in den ersten Anfängen zur Ausführung gekommene Gedanke, den er einst im Jahre 1884 gefaßt und eben wieder überlegte, als die Anfrage wegen des Lukas kam: ein Andachtsbuch für alle Tage und Abende mit Max Frommel herauszugeben, das gemeinverständlich, in kurzen Betrachtungen aus und nach der Schrift, ähnlich wie die „Festflammen" Gedanken für die Feste, so Gedanken für die Arbeit und den Kampf des Tages geben sollte. Mit dem Bruder zusammen wollte er das Buch schreiben, als Zeugniß ihrer Liebe und Einigkeit im Geist, als ein gemeinsames Dankopfer für das, was ihnen der Herr von Erkenntniß der Wahrheit und von Salz der Lebenserfahrung geschenkt habe.

Begeistert hatte Max dem Plane des Bruders zugestimmt und geschrieben (Celle, 24. Juli 1884): „In Gottes Namen denn ans Werk! Mit dem Gebet: Herr hilf, Herr laß wohlgelingen! Ich täusche mich nicht über die Schwierigkeiten und die hohe Aufgabe, dennoch habe ich große Freudigkeit, mit Dir vereint das Werk zu unternehmen. Thun wir wirklich, was wir mit Gottes Gnade vermögen, in Einfalt und Treue, so kann es ein Werk werden, das Segen unter unserem Volke schafft. Aber, Bruder, ich wiederhole: Wir müssen unsere beste Kraft daran setzen. Denn das Terrain ist schon ziemlich bebaut; Funke, Spengler, Starke, Dieffenbach u. A. Nur wenn wir unser Bestes geben, haben wir ein Recht, hier zu reden; aber wie schön wäre es, wenn wir Beide Arm in Arm in die Hütten träten und die Herzen erquickten. Nächst der Postille für den Sonntag weiß ich keine segensreichere Arbeit als einen Morgen- und Abendsegen für alle Tage."

Aber, wie gesagt, das Buch blieb ihm in der Feder stecken und mußte jetzt erst recht zurückgeschoben werden, ähnlich wie die vielleicht noch wichtigere „Postilla infantium" (Kinderandachten),

ein Werk, das wirklich einmal, ohne Phrase gesagt, eine „fühlbare Lücke" in unserer Erbauungslitteratur ausgefüllt haben würde.

In praxi konnte Frommel die Kunst, „wie man den Kindern — auch Königskindern — den Heiland zeigt", bald bewähren. Zu Ostern 1894 kam die Anfrage Ihrer Majestät der Kaiserin an ihn, ob er den Religionsunterricht der beiden ältesten Prinzen-Söhne übernehmen wolle, dem dann später die Vorbereitung zur Konfirmation folgen sollte. Frommel ging freudig und mit Dank im Herzen für diesen neuen Beweis des Vertrauens auf den Wunsch der hohen Frau ein. Das Zutrauen der kaiserlichen Kinder zu „Pastor Frommel" brauchte nicht erst geweckt werden; sie schlossen sich ihm trotz seiner weißen Haare ebenso schnell und fröhlich an, wie dem bisherigen Lehrer und Erzieher, der nun die jüngeren Brüder in den Unterricht bekam.

Zum letzten Male in seinem Leben führte jenes Jahr Frommel auf den alten trauten Boden der eigenen Kindheit. Er hatte wieder auf einem Stadtmissionsfest in Karlsruhe zu sprechen. „Es war", schreibt Pfarrer Kayser, „als ob er gefühlt hätte, daß es der letzte Abschied von der Heimath sei, als er den Zinzendorfschen Ordinationsspruch, den Lieblingsspruch Rudolf Kögels, auslegte und bei der Schlußzeile mit tiefer Bewegung verweilte: „Gemeinschaft mit der oberen Schar."

Ein altes Gemeinschaftsband aber durfte er in jenem Sommer erneuern. Bei dem Dresdener Gustav Adolf-Feste, wo er, wie vor vielen Jahren, die Festrede hielt über „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen"*), traf er nach langer Zeit einmal wieder mit dem ihm selbst so theuren Studiengenossen Max Frommels, dem Hofprediger Loeber, zusammen und konnte mit ihm über ihren Max und was sie an ihm gehabt und verloren, in stiller Stunde Austausch halten.

Um einen lieben Freund machte ihn auch jenes Jahr ärmer: Nikolaus Fries, über den wir in den Briefen „Aus Amt und

*) Der Wortlaut ist in dem Bändchen Frommelscher Reden an kirchlichen und Vereinsfesten enthalten.

Haus" lesen, eine jener immer seltener werdenden Poetennaturen im Pfarrerstande, war im Juli heimgegangen. Weitab von „der Welt verworrenem Gebrause" hatte er sein Dichterheim in Heiligenstedten auf der Insel Husum, wo Frommel, der ihn durch seine Volksschriften liebgewonnen, ihn einige Jahre zuvor aufgesucht hatte. „Wie gern würde ich mit Dir tauschen und wie in den Tagen der Jugend ins stille Landpfarramt ziehen", das war der Eindruck gewesen, den er von dem Idyll des Dichter-Pfarrers heimgenommen, — einer jener oft wiederkehrenden frommen Wünsche, in Bezug auf den man ihn doch wohl schwerlich beim Worte hätte nehmen dürfen.

Seine Sommerfrische war auch diesmal Sanssouci; aber eine „Winterfrische" im doppelten Sinne des Wortes hatte ihm zu Anfang des Jahres seines Kaisers Huld bereitet. Wie einst Kaiser Wilhelm I. ihn in die Berge Gasteins mitgenommen, so durfte er den Enkel im März 1894 nach Abbazia begleiten. Herrlich schöne, wenn auch trotz der südlichen Sonne recht kalte Tage hat er dort als Seeprediger auf der „Hohenzollern"*) verlebt. Diese Gottesdienste auf hoher See waren für eine Natur wie die Frommels wie geschaffen. Ueber ihm der blaue Himmel, unter ihm die rauschende Adria, um ihn das fröhliche Volk der Matrosen mit ihren hellen Stimmen, vor ihm die kleine Schiffsgemeinde mit dem Kaiser und der Kaiserin, denen er dort, wie er fühlte, ganz anders als in der Unruhe Berlins etwas sein konnte, wenn nur nicht die Kälte gewesen wäre, die seine wärmebedürftige Natur so schwer ertragen konnte! Er sah in jenen Tagen auch nach langer Zeit, zum ersten Male nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf, den Kaiser von Oesterreich wieder, der sich von Gastein her huldvoll seiner erinnerte und beim Scheiden Frommel zu dessen Ueberraschung als Zeichen seines besonderen Wohlwollens das Komthurkreuz der eisernen Krone verlieh. Nicht lange ist er in Abbazia geblieben. Das rauhe

*) Einige der Seepredigten s. in dem Bändchen ausgewählter Predigten Frommels.

Klima und die Erkrankung seines Feldpropstes in Berlin ließen ihn die Bitte aussprechen, nach Hause eilen zu dürfen.

Aber schon läuteten für ihn selbst die Feierabendglocken.

Sein Leiden, das die Kuren in Karlsbad, Salzschlirf, Wildungen doch nur zeitweilig zum Stillstand brachten, machte im Stillen Fortschritte, die, ihm selbst und den Aerzten verborgen, schließlich zu einer Krisis führen mußten und sein Bleiben im Amt, vor Allem im Berliner Amt, immer fraglicher machten. Freilich, noch fuhr er mit vollen Segeln. Seine elastische Natur täuschte ihn selbst, mehr noch seine Umgebung, auch die nächste im eigenen Hause, über den Fortgang seiner Krankheit. „Hier", schreibt er einmal, „wo man mich so oft sieht wie am Abschnappen und nebendran doch wieder in Aufraffung und Frische, hat Niemand Angst um mich, wenn es nicht gerade zum Tode geht" . . . Aber er selbst hatte das „Schone deiner selbst" im Laufe der Jahre verlernt. „Ich riskire", heißt es im selben Brief, „auch bei der Predigt den letzten Abschied". Gerade die Predigt war es, aus der ihm selbst, wie es schien, immer wieder neue Kräfte zuströmten, und wie oft hat er erfahren, wenn er mit furchtbaren Schmerzen auf die Kanzel ging, was er gern citirte: „Le bois de la chaire guérit toute maladie."

So stand er am 15. Januar noch in voller Kraft vor Kaiser und Reich als Redner bei der Feier der Landtagseröffnung, die wir schon oben erwähnten, und am 27. in derselben Schloßkapelle als Festprediger an des Kaisers Geburtstag, im März dann in Mainz, um dort die neue Garnisonkirche zu weihen.

Vorher aber durfte er noch ein schönes Fest mit seiner Gemeinde begehen; es galt dem fünfundzwanzigsten Jahrestag seiner Ernennung zum Garnisonpfarrer von Berlin. „Jubiläen sind Ululäen" (Feiern zum Weinen) sagte der alte Abraham Strauß „und die beste Gelegenheit, sich zu demüthigen." „Dieser", schreibt Frommel, „wollte ich nicht aus dem Wege gehen, noch weniger aber der Liebe meiner Gemeinde. Es liegt ja nicht bloß Liebe im Geben, sondern auch im Nehmen, und man muß auch

Liebe wie einen warmen Strom über sein Haupt gehen lassen können."

Nun wußten die Freunde nicht, welchen Tag sie feiern sollten; die Einen hatten ihm schon am 19. November 1894 Segen und Glück gewünscht, weil er an diesem Tage im Jahre 1869 vom hochseligen König ernannt war; die Andern am 19. Dezember des Jahres, weil er da vom Feldpropst berufen wurde. Die Dritten kamen am 2. Januar 1895 zum Gratuliren, als dem offiziellen Tag seines Amtsantritts im Jahre 1870. Auch S. M. der Kaiser wählte diesen Tag; er sandte ihm sein Bild, die Kaiserin einen herrlichen Blumenstrauß und Brief; die Behörden, Abordnungen einzelner Regimenter, der Feldpropst, die Amtsbrüder von nah und fern, in deren Namen Pfarrer v. Ranke eine Luther-Statue überreichte, sie Alle kamen persönlich oder brieflich ins Garnisonpfarrhaus, um nicht zum neuen Jahre nur, sondern auch zum Vierteljahrhundert dem Jubilar ihre Wünsche darzubringen. Die Konfirmanden Frommels wollten es sich nicht nehmen lassen, auch ihrerseits ihren verehrten Pfarrer zu feiern. Sie wählten den Tag der ersten Predigt und Amtseinführung in Berlin, den 27. Februar.

Am Sonntage vorher, dem Sonntag Estomihi, predigte er über die alte, liebe Epistel, das Hohelied des Apostels von der Liebe; ein Dreifaches rühmte er von ihr: „Sie adelt alle Gaben, denn sie übertrifft alle in ihrem Werthe; sie weiht jeden Dienst, denn sie überwindet Alles in ihrer Kraft; sie krönt unser Leben, denn sie überdauert Alles in ihrer Ewigkeit."

Es war ein beweglicher Augenblick, als er mit den Worten schloß: „Man kann im Alter Vieles nicht mehr, wozu man in der Jugend die Kraft hatte. Da will ich mich des Wortes des alten Propstes von Nikolai, des seligen Nitzsch, getrösten, der im hohen Alter sagte: »Sehen kann ich nicht mehr, hören kann ich nicht mehr, reden kann ich nicht mehr, aber Eines kann ich noch: lieben kann ich!« Dabei wollen wir bleiben. Traget mich in Eurer Liebe, wie ich Euch im Herzen trage, so lange ich hier noch wirken darf. In der Liebe verbunden sein, das heißt zu

einer Gemeinschaft verbunden sein, die kein Tod noch Grab lösen kann. Darum: die Liebe übertrifft Alles, die Liebe überwindet Alles — und nun die Hand zum Bunde! Geloben wir auch: die Liebe höret nimmer auf!"

Am folgenden Dienstag, den 27. Februar, versammelten sich alle seine Konfirmanden und Konfirmandinnen in der schön geschmückten Sakristei, wo sie einst den Unterricht empfangen hatten. Mit feierlicher Ansprache und sinnigem Gedicht wurden ihm die Gaben überreicht, die von treuer Liebe für diesen Tag gestiftet waren. Frommel dankte, vor innerer Bewegung kaum des Wortes mächtig. Dann wurde miteinander angestimmt: „Herz und Herz vereint zusammen", zuletzt ging's im Zuge in die Kirche zum Altar, und dort an ihrem alten Pfarrer vorbei, der wieder an derselben Stelle stand, wo sie einst ihr Gelübde abgelegt und ihren Weg durchs Leben begonnen hatten.

Am Abend sammelte sich nochmals bis zum letzten Raume in dem großen Saal des Christlichen Vereines junger Männer Frommels Gemeinde in ihren verschiedenen Gliedern, Jung und Alt, Vornehm und Gering, den geliebten Seelsorger zu feiern. Der Kirchenchor von St. Marien und Nikolai unter dem Direktor Krause sang zwischen den Pausen. Ein kurzes Begrüßungswort, und Frommel ließ seine Freunde den wunderbaren Gang seines Lebens vom Künstlerhaus ins Landpfarrhaus, von der Fabrikstadt im Wupperthal bis zur Kaiserstadt im Geiste mit ihm durchwandern, ein Lobpreis seines Gottes, der ihn bis dahin geführt, und am Schlusse die Bitte wie in der Kirche: „Traget mich weiter in Liebe und Geduld, so lange mich der Herr noch unter euch sein und wirken läßt." Nun ließen auch die Freunde es sich nicht nehmen, zu sagen und zu rühmen, was er ihnen gewesen in diesen 25 Jahren. Mit herzlichen Worten begrüßte ihn Oberförster v. Rothkirch, nach ihm mit einem prächtigen Gedicht voll Humor und Wärme in schwäbischer Mundart Professor Prediger v. Soden, die beste aller Gaben Emil Frommels, um den sich nacheinander Kanzel, Theetisch, Hochzeits-

tafel, Hausapotheke und Bücherei gestritten, sei doch das goldene Herz des Freundes, das wolle Gott segnen und uns noch lange erhalten. Nun suchte Jeder noch dem Jubilar die Hand zu reichen, und von allen Seiten fluthete ihm in vollem Strome Liebe um Liebe entgegen.

„Man fühlte ihm ab", so erzählt Einer der an der Feier theilgenommen, „wie es ihm in solcher Liebe wohl und warm ums Herz wurde."

Und gewiß, auch an jenem Abend zeigte es sich: an der Ehre lag Frommel wenig, wohl aber an der Liebe. Wer ihm die nicht gab, für den blieb er auch sonst ein verschlossenes Buch, eine Blume, die sich schließt, weil sie keine Sonne hat. Frei von kleinlicher Eitelkeit, unbestechlich durch Schmeichelei, konnte er doch gewisse Aufmerksamkeiten liebender Verehrung voll genießen, und die Huldigung der „Blumen und Lieder" that seinem Herzen wohl. Mancher Schelm hat das klug erkannt und für seine eigennützigen Zwecke benutzt. Frommel wurde wiederholt vor solchen unlauteren Gesellen gewarnt, es half nichts. Im Gegentheil, aus der Besorgniß, er möchte am Ende einem Aufrichtigen Unrecht thun, war er selbst doppelt liebend, doppelt vertrauend, vielleicht auch, daß er hoffte, durch das Gute, was er dem Andern zu Theil werden ließ, das Böse in ihm zu überwinden. In einem Falle ist ihm erst im Jahre seines Scheidens die Binde vom Auge gefallen, aber der Gesichtsausdruck bei dieser Entdeckung schien sagen zu wollen, was Freund Gerok in jenem herrlichen Gedichte ausgesprochen:

„Ein Schelm macht mich noch nicht zum Menschenhasser,
Es reut mich nicht!"

Unter aller freudigen Bewegung jener Stunde aber ahnte der Gefeierte doch das Leid, dem er entgegenging, und er war entschlossen, sein Schwert zu gürten und sein Kreuz zu tragen. „Segne Herr", so flehte er im Schlußgebet, in das jene Feier in der Wilhelmstraße ausklang, „jeden unserer Gänge, den lichten und den dunklen, den leichten und den schweren". Er stand näher daran, als Menschen es ahnten.

Im Laufe des Sommers klagte Frommel über zunehmende Beschwerden, wie er sie sonst nie gefühlt habe. Die Untersuchung ergab das Vorhandensein eines Sarkoms, das sich wohl im Zusammenhang mit seinem Nierenleiden gebildet und rasch entwickelt hatte. Ein operativer Eingriff erschien unumgänglich und in möglichster Beschleunigung nothwendig. Derselbe sollte am 6. August stattfinden. Frommel war aber noch zu schwach von der Untersuchung her und wollte als guter Haushalter auch noch Alles ordnen. So wurde der Termin auf den 13. August verschoben.

Es haben sich manche Freunde darüber gewundert, daß Frommel nicht Berlin als Ort der Operation gewählt, Berlin, wo ja gewiß an geschickten und bedeutenden Aerzten Ueberfluß ist, und all die großen Krankenhäuser mit Freuden dem Manne Unterkunft und Pflege gewährt haben würden, der so manche Stunde seines reichen Lebens an Kranken- und Sterbebetten zugebracht hatte. Aber hier zeigte sich der alte Soldatenpfarrer wieder in seiner rechten Art: er ging nicht in ein bürgerliches Krankenhaus, sondern in das Garnisonlazareth in Potsdam. Nur bat er sich als Operateur den Arzt aus, der ihm als Mensch und naher Verwandter seiner Kinder lieb und theuer war. Dr. Lauenstein, der Chefarzt des Seemannskrankenhauses in Hamburg und Schwiegersohn Abt Schöberleins, dessen älteste Tochter er nicht lange vor Karl Frommel heimgeführt, sollte die Operation vollziehen. Sie gelang mit Gottes Hülfe, unter der Assistenz des trefflichen Oberstabsarztes Dr. Timann und der geschickten Narkose des Dr. Aldehof-Halle über alles Erwarten der Aerzte selbst, die für Frommels Herz gefürchtet: „Ich habe nicht einen Augenblick Schmerz gefühlt, nicht eine Nacht Wundfieber gehabt", so konnte er später mit dankbarem Herzen sagen. Ergreifend aber und für die Seinen unvergeßlich war die Vorbereitung zu dem schweren Schritt, von dem er wußte, daß es auf Tod und Leben ging: Er versammelte seine Lieben, betete mit ihnen, stärkte und erhob sie, indem er ihnen sagte, wie sein einziger Trost im Leben und Sterben die Gnade seines Heilandes

sei; Ihm, der sich zu uns bekannt mit seinem Leiden und Sterben, wolle er auch jetzt keine Schande machen. Dann gedachte er seines Vaters und Großvaters, die wie Helden durch dies Leben und aus dem Leben gegangen, ein leuchtendes Beispiel der Treue bis an den Tod den Ihren hinterlassend, sprach von der Todesfreudigkeit, wie er selbst sie geschaut und gelernt auf dem Schlachtfelde und an Tausenden von Sterbebetten frommer Christen, und mahnte zum Festhalten am Glauben und zum Zusammenhalten in der Liebe untereinander. Dann feierte er mit den Seinen das heilige Abendmahl. Es war das Tiefste und Schönste, was sie mit ihm erlebt haben, die ganze Liebe zu den Seinen strömte in jener Stunde noch einmal warm und voll aus. Von dem Zauber dieser Liebe, die seinen Nächsten das Leben so licht und schön gemacht, im Einzelnen mehr als bisher zu sagen, ist dem Verfasser dieses Buches unmöglich. Es ist ein Heiligthum, zu zart, um das volle Licht der Oeffentlichkeit zu ertragen, und wie vermöchte auch ein armes Wort zu beschreiben, was sich nur erleben ließ?

Nur dies Wenige mag an dieser Stelle gesagt sein: so wenig die Unruhe des Berliner Amtes Frommel Zeit ließ, den Seinen ganz und immer das zu werden, was er ihnen so gern gewesen und geworden wäre, so sehr war doch die Liebe zu Weib und Kind recht eigentlich der Hebel, die Achse seines Lebens, der Brennpunkt seines Empfindens und seiner Lebensfreudigkeit. „Es giebt Männer, die ihren Stolz darin setzen, ihre Liebe zu verbergen, der seine war, sie zu offenbaren", dies Wort, das einst über Kingsley geschrieben worden, gilt auch von ihm. Jedem Einzelnen der Seinen gehörte diese Liebe in besonderer Weise; mit jedem Einzelnen lebte er innerlich fort, auch wenn es monatelang zu keiner Aussprache kam. Diese Liebe blieb sich gleich in gesunden und kranken Tagen, in Sturm und Sonnenschein. Sie hat der Einen gegenüber, die in selbstvergessender Treue mit ihm des Lebens Freud und Leid getheilt, ihre ideale Höhe niemals durch eine selbstsüchtige Handlung oder ein kränkendes Wort verlassen; im Verhältniß zu den Kindern hat sie durch das eine

Wort an die Gattin schlicht und groß ihre ganze Selbstlosigkeit an den Tag gelegt: „Ich habe keinen Wunsch für meine Kinder, als daß sie selig werden. Ich kann sie nicht für mich begehren und erbitten, und wenn der Herr sie selig macht, soll er sie alle haben, auch unter Thränen.“ Mit unbegrenzter Verehrung schauten sie an ihm herauf, und doch, wenn Einer, so verstand er es, das „Furcht ist nicht in der Liebe“ durch Wort und That ins Herz zu prägen. Wohl scheute er sich nicht, er, der sonst keiner Fliege etwas zu Leide thun konnte, unter Umständen — schriftlich und mündlich — fest zuzuhauen und das Messer anzusetzen, wenn es Noth that; aber verstimmt oder heftig haben sie ihn kaum gesehen, und wenn er doch einmal wie in alter Zeit aufbrauste, dann übermannte ihn gleich darauf der Humor, und seine Liebe zeigte sich doppelt innig; es war Alles vergeben und vergessen. Das Größte aber bleibt doch die Demuth, mit der er sich nicht schämte auch den eignen Kindern abzubitten, wenn er je einem oder dem andern, ohne zu wollen, Unrecht gethan.

Solche Liebe, sie wird Einem erst recht klar und tritt beschämend vor die Seele, wenn sie nicht mehr persönlich, sichtbar unter uns weilt und waltet, und eine, wie es scheinen will, kälter gewordene Welt uns mit rauher Hand anfaßt. Damals wandelte diese Liebe noch unter uns mit ihrem sonnigen Antlitz, und mit priesterlicher Hand hob sie uns über das Schwere des Augenblicks zu Dem empor, der die Liebe ist und bleibt, auch wo Er schlägt und verwundet.

Im Operationssaal angelangt, wandte sich Frommel zu seinen Aerzten, küßte sie und sagte: „Wenn ich bleibe, folgt Euch nur mein Dank“, dann bestieg er ruhig und gefaßt den Operationstisch. Da bei dem tiefen Einschnitt das Zunähen der Wunde längere Zeit beanspruchte, als vorherzusehen war, erwachte Frommel einen Augenblick aus der Narkose; da brach schon wieder sein unverwüstlicher Humor hervor: „Ihr seid doch Schinder!“ rief er schmerzlich lächelnd und schloß aufs Neue die Augen. — Schon nach einer kleinen Stunde durften die Seinen ihm wieder ins liebe Antlitz schauen. Die Rekonvalescenz ging langsamer vor

sich, als man gehofft hatte. Frommel war kein sehr ruhiger wenn auch rührend geduldiger Kranker, und die inzwischen eintretenden Nierenkoliken erschwerten das völlige Schließen und Ausheilen der Wunde, wenn auch kein Fieber da war. Ganze sieben Wochen hat Frommel im Garnisonlazareth gelegen. „Welche Zeit in Höhen und Tiefen!" schreibt er am 1. Oktober. „Ein hoher Berg zum Hinaufklettern, oben die Aussicht und dann das Hinabschauen! Wie klein Alles unten, wie licht und klar Alles oben!" Am 27. Oktober heißt es an einen Barmer Freund: „Endlich wieder soweit, daß ich, wenn auch schwankend, die Feder führen kann, da will ich eilen, Dir zu danken für all Deine Liebe und Theilnahme, die mir so wohl thaten. Es war wie bei den Pocken damals bei Euch! Ich lag wie ein verwundeter Soldat. Ich habe schwer gelitten und schreckliche Tage gehabt, aber unser Gott hat mich noch einmal aufgerichtet. Ihm sei Dank! Ach, ich wäre ja auch gern heimgegangen, nach seinem heiligen Willen, und meine Seele war still in ihrem Gott gefaßt und des Friedens ihres Heilandes gewiß."

Am 28. Oktober schreibt er einer Freundin: „Es geht mir leidlich, die plötzlichen Schwachheiten sind nur groß und immer kleine Anfälle. Aber es muß heraus! Was ich da Alles erlebt in diesem Abel Mehola — siehe Elisa — das werde ich nächstens schreiben. Da lief der Humor hart am Grabe hin. Aber unser Herr weiß, daß Er seinen Kindern auch in kranken Tagen das nicht nimmt, womit er sie in gesunden erquickt. Der Lukas-Band I ist fertig geworden im Lazareth in Sanssouci. Aber eins fühle ich wohl: ich bin ein angeschossenes Wild, »krank« wie man's heißt. Wie lange das es noch treibt, ich weiß es nicht. Einmal legt es sich doch ins hohe Gras."

Was menschliche Liebe und Fürsorge vermochte, ist ihm an Erquickung in jenen schweren Wochen geworden. Von allen Seiten, vom kaiserlichen Hof, von den Seinen, von Freunden aus Nah und Fern kamen Erfrischungen aller Art, und er hatte für Leib und Seele, was ein Genesender bedarf. Auch für die geliebten Cigarren war gesorgt, namentlich von Barmen her, und

das militärisch strenge Lazareth gestattete dem Patienten diese Kontrebande, die sonst in jenen Räumen verpönt und verboten ist. Die ganze Pflege im Krankenhause war vorzüglich, die Aerzte ebenso treu besorgt um den Kranken wie der biedere Lazarethgehülfe, der bei ihm zu wachen hatte. Frommel versorgte diesen mit Büchern und sonstigen „Liebesgaben", machte auch wohl seinen Spaß mit ihm und verfehlte nicht, wenn das Glockenspiel der Garnisonkirche, das man bis zum Lazareth und weiter hinaus hört, beim Halbschlagen ihr „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" spielte, ihm zuzurufen: „Das ist for Ihnen" — wenn es dann Voll schlug und das „Lobe den Herrn" an die Reihe kam, sagte er: „Das ist für mich."

Als eine Segenszeit hat er jene schwere Zeit doch empfunden. „Ich komme aus Todesschatten", schreibt er am 24. Februar 1896 an Freund Erdmann, „und die Seele denkt noch mit Fried' und Freud' daran, was ich darin erfahren. So nahe an der Pforte und wieder umkehren — thut's nicht wehe? Aber Du weißt, wer das Zünglein an der Wage dirigirt, die zwischen Gehen und Bleiben schwankt. Er wird es wissen, warum."

Ueber den Eindruck am Krankenbette Frommels schreibt einer seiner früheren Hülfsprediger:

„Unvergeßlich wird mir die Stunde bleiben, die ich damals an seinem Krankenbette zubringen durfte. Da lag er, der theure Mann, in seinem schönen, hellen Zimmer; auf dem Antlitz trug er noch die Spuren jener schweren Zeit, aber sie dienten nur dazu, es noch mehr zu vergeistigen und zu veredeln. Mit tiefer Bewegung sprach er von dem, was hinter ihm lag: »Es ist äußerlich Alles so über Bitten und Verstehen gut abgelaufen, aber innerlich ist's durch große Tiefen gegangen; ich mußte sagen mit Hiob: »Die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir und sie sind mir durchs Herz gedrungen.« Auf seinem Bette lag aufgeschlagen das Neue Testament; es beschäftigte ihn die Stelle Lukas 10, 17—20, wo die Jünger wieder zum Herrn heimkehren von ihrer ersten Reise, voller Freude über das, was sie ausgerichtet hatten. Doch ihre Freude wird vom Heiland in die

rechte Bahn gelenkt und aufs rechte Ziel: »Darinnen freut euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, sondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind.« Bei diesem Worte blieb er stehen, und nun ging es wie ein Lobgesang über seine Lippen. »Im Himmel angeschrieben«, an diesem Worte, das mit der völligen Gewißheit und Freudigkeit innerer Erfahrung aus seinem Herzen kam, konnte man es fühlen, wie sehr ihn das Leiden geläutert, wie es ihn losgemacht hatte von seiner irdischen Arbeit und seine Gedanken gerichtet auf die Ewigkeit. So hatte Gottes Hand ihn nun vorbereitet für den letzten, schwersten Gang, der seinem Herzen ankommen mußte wie ein Sterben vor dem Sterben, den Abschied aus seinem Amte."

War auch die Operation glücklich überstanden, er fühlte selbst, mit der alten Kraft ging es nicht mehr in die alte Arbeit. Es hätte Zeit gebraucht und ein allmähliches Sich-wieder-einarbeiten, dann wäre es vielleicht möglich gewesen. Aber Frommel war nicht der Mann, der seinen Vorgesetzten Nachsicht für seine eigene Person aufzulegen gewillt war, so sehr er sie selbst an Anderen übte. Und wäre sie ihm auch gewährt worden, so erschien es ihm doch als ein Unrecht gegen seinen Beruf, die Arbeit halb zu thun, die den ganzen Mann forderte. Es konnte ja auch sein, daß die alte Kraft selbst bei möglichster Schonung nicht wiederkehrte: so wäre er als eine Ruine aus dem Amte geschieden. Diesen Vorwurf wollte er sich selbst und seiner Stellung ersparen. Dazu kam, daß er Muße brauchte für den zweiten Band des Lukas-Werkes, der ihm schwer auf dem Herzen lag, und dessen schleunige Vollendung das steigende Murren namentlich der auf das ganze Werk „abonnirten" Geistlichen ihm zur Gewissenspflicht machte. So lehnte er Alles, was nicht unumgängliche Amtsarbeit war, ab; auch auf die Fortsetzung der bereits vor der Operation begonnenen Konfirmationsstunden bei dem jüngsten Sohne Friedrich Wilhelm des Prinz-Regenten von Braunschweig glaubte er verzichten zu müssen, zu seinem eigenen aufrichtigen Bedauern und zur großen Betrübniß der hohen Eltern, namentlich der Mutter des Prinzen. Das Ende war, daß

Frommel seine Entlassung aus dem Militärpfarramt nachsuchte. Se. Majestät der Kaiser gewährte sie ihm unter nachstehender huldvoller Kabinets-Ordre:

„Von Bord S. M. Y. »Hohenzollern«.

Palermo, am 4. April 1896.

Ich entspreche Ihrem unterm 10. März d. Js. eingereichten Gesuche, indem Ich Ihnen die erbetene Entlassung aus dem Dienstverhältniß als Militäroberpfarrer und Garnisonpfarrer in Gnaden ertheile. Gleichzeitig bestimme Ich, daß Sie in der Rang- und Quartierliste bei dem Gouvernement von Berlin weitergeführt werden. Ich wünsche hierdurch nicht nur Ihre Beziehungen zu Meiner Armee, in der Sie als Militärgeistlicher so außerordentlich verdienstlich gewirkt haben, auch fernerhin zu erhalten, sondern auch in Bethätigung Meines warmen und achtungsvollen Wohlwollens zum Ausdruck zu bringen, daß Ich Ihrer in verschiedenen Berufsstellungen Mir geleisteten Dienste mit lebhafter Anerkennung eingedenk bin. Gern erinnere Ich Mich insbesondere auch Ihrer langjährigen Beziehungen zu Meinem königlichen Hause, während welcher Sie sich die aufrichtige Zuneigung und das volle Vertrauen Meines Hochseligen Herrn Großvaters zu erwerben und zu bewahren gewußt haben. Meine persönliche Werthschätzung Ihrer Dienste will Ich noch dadurch bethätigen, daß Ich Ihnen den Charakter als Ober-Konsistorialrath verleihe. Mögen Sie sich Meines Wohlwollens und Meines Dankes für die Hingebung und Treue, mit welcher Sie Ihres Amtes in der Seelsorge Meiner beiden ältesten Söhne walten, fernerhin versichert halten. Auch bin Ich gern bereit, Ihren etwaigen Wünschen auf Wiedereintritt in die Armee späterhin bei sich darbietender Gelegenheit zu entsprechen.

Wilhelm."

Am 27. und 29. März 1896 hielt Frommel seine letzten Konfirmationen;*) am 27. April betrat er zum letzten Male die Kanzel

*) Der Wortlaut in dem Bändchen der Casualreden Frommels.

der Garnisonkirche, um seine Abschiedspredigt zu halten.*) Wieviel lag für ihn zwischen jenem 27. Februar 1870, wo er vor dem großen Kriege seine neue Arbeit antrat, und diesem 27. April, wo er sie zurücklegte in die Hand des großen Bischofs und Erzhirten. Ihm sollte das Jubilate gelten, ob's auch ein Jubilate unter Thränen war, Ihm das letzte Wort seines Zeugen über Johannes 21, 15—19. Die Predigt handelte von der Hirtenbuße, die der Erzhirte fordert, von dem Hirtenbekenntniß, das er gestattet, dem Hirtenamt, das er überträgt, und dem Hirtengang, den er fordert. Und gerade hier, wo er es an sich selbst erfahren, was der Heiland dem Petrus gesagt: „Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hinwillst", gerade jetzt lag's ihm daran, alle Liebe von seiner Person ab- und Dem zuzuwenden, der uns zuerst geliebt. So schloß er mit den Worten:

„Es ist köstlich, daß Ihr mir so viele Zeichen in diesen letzten Tagen gegeben, die mir sagen: ›Wir haben Dich lieb gehabt und wollen Dich lieb behalten.‹ Und doch ein Größeres begehrt meine Seele, wenn wir wahrhaft verbunden bleiben sollen, daß Ihr Alle wie ein Mann in Wort und That, wenn uns der Herr jetzt fragt: Habt ihr mich lieb? antwortet: Ja, Herr, Du weißt, daß wir Dich lieb haben. Amen."

Einige Tage vorher hatten sich in der Feldpropstei die Amtsbrüder des Garde- und III. Armeekorps um Frommel versammelt, dem scheidenden Oberpfarrer zu danken und Lebewohl zu sagen.

Diese seine Brüder in des Königs schwarzem Rock, gewiß, „er überragte sie", wie D. Richter schreibt, „um eines Hauptes Länge, und sie empfanden manchmal das natürliche Uebergewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit". Und wenn auch nicht alle, die mit und unter Frommel während der langen Zeit gearbeitet,

*) Die Rede siehe in der Sammlung ausgewählter Schriften Emil Frommels.

den Muth der Liebe fanden, die nach Goethes Wort die einzige Waffe ist gegen große Vorzüge eines geistig überlegenen Menschen, — der Eindruck bei seinem Scheiden war doch bei allen der eines tiefen, wirklichen Verlustes. Noch einmal legte er den Brüdern wie so oft in den Pfarrkonferenzen, die er zu leiten hatte, Gottes Wort aus. „Da merkte man es in der That", heißt es in D. Richters Nachruf, „die Person, nicht die Institution macht es. Das waren lebendige befruchtende Eindrücke, die wir von ihm mitnahmen. Er war unser alter, lieber Oberpfarrer, den wir verehrten, ob er auch mit den Paragraphen herzlich schlecht Bescheid wußte, und wenn er so manches Mal selbst mitten in einer schönen Auseinandersetzung nach berühmten Mustern einschlief und die Zügel seiner Leitung entfielen, so durften wir auch mit Recht sagen: »Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!« Und nie ist eine unehrerbietige Bemerkung darüber gefallen, denn, das fühlten wir und wir rühmen es ihm Alle nach, da er nun von uns gegangen: Frommel bedeutete etwas und zwar etwas Großes und Unvergängliches für die Militärgeistlichkeit. Er ist uns eine lebendige Mahnung gewesen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Und einer der Getreuen, die mit ganzer Seele ihrem „alten Frommel" anhingen,*) schreibt, anknüpfend an jene Abschiedsstunde: „Was ich F. verdanke, was ich an ihm gehabt in den zehn Jahren gemeinsamen Amtslebens und später, kann ich nicht sagen. Mit welcher Liebe hat er mich in Berlin empfangen, mit welcher Geduld mich getragen! Nie ist auch der geringste Schatten auf unser brüderliches Verhältniß gefallen. Welch eine Demuth von ihm, dem Hochbegabten, daß er mit mir seine Predigten oft vorher besprach und fragte, ob es so gehe, und nachher, wie es gewesen sei. Welch heilige Erinnerung, wenn er in der Sakristei, ehe er die Kanzel bestieg, oft von Schmerzen

*) Der jetzige Propst und Superintendent Haehnelt in Angermünde; ein Anderer, Konsistorialrath Wölffing, Frommels Nachfolger, ist oben erwähnt.

geplagt, den kalten Angstschweiß auf der Stirn, mir die Hand drückte oder mich küßte und, mich liebevoll ansehend, sagte: »Denk an mich!« Zehn Jahre lang habe ich ihm am Todtenfest abend und Gründonnerstag das heilige Abendmahl reichen dürfen, nachdem ich ihn absolvirt und ihm einen besonderen Gnadenspruch zugerufen. Wie hat er mich treu besucht, getröstet und erquickt in den Tagen meines Kreuzes, da der Herr mir fast ein ganzes Jahr lang durch Versagen der Stimme Schweigen auferlegte.

Ich hätte kein Wort laut sagen können an jenem Abschiedstage vor Schmerz und Bangen, legte darum meine Gedanken in einem Gedichte nieder mit dem alten Thema: »Um den Abend wird es Licht«; das Beste, was überhaupt in jener Stunde gesagt wurde, hat der aus dem Amt Scheidende selbst gesagt, so daß ich den Seufzer nicht unterdrücken konnte: Herr, warum?"

Ein Abschiedsmahl vereinigte die Freunde im Hause Karl Frommels, der, seit einer Reihe von Jahren Regierungsrath in Berlin, in der Carmerstraße in Charlottenburg sein künstlerisch schönes Heim aufgeschlagen hatte.

Aber man feierte ja nicht nur Abschied, sondern den Anfang eines neuen Lebensabschnittes, einer „Arbeit im Abendsonnenschein des Lebens", wie er sie selbst nannte: sie galt der Vorbereitung der Kaiserlichen Prinzen zur Konfirmation, für die Frommel schon bei der Uebernahme des Religionsunterrichtes in Aussicht genommen war. Freilich hieß es nun, auf die alten Tage nochmals zum Wanderstab greifen; denn die letzten abschließenden Studien der Prinzen-Söhne sollten statt in der zerstreuenden Umgebung Berlins und Potsdams im stillen, schönen Plön vorgenommen werden. So Manches sich auch gegen solch Wandern im Alter sagen ließ, — in Wahrheit hätte Gott ihn freundlicher nicht führen, einen geeigneteren Platz für Einen, der wie er, Ruhe und Arbeit zugleich suchte, hätte er selbst sich nicht aussuchen können. Was ihm aber so unendlich wohlthat bei der Entschließung seines kaiserlichen Herrn, das war das Persönliche

darin, das Vertrauen, ihm gerade diese in vieler Beziehung entscheidende Arbeit an den jungen Seelen zu übertragen. Das Gefühl, noch gebraucht zu werden, noch nothwendig zu sein, eine Aufgabe zu bekommen, deren Lösung mit Gottes Hülfe nicht nur den Prinzen, sondern durch sie einst auch unserem Volke zu gute kam; das Alles erhob und beugte ihn zugleich, das erfüllte ihn mit Zuversicht und ließ ihn die Trauer um den Abschied vom Amte und das Scheiden aus Berlin, das ihm doch sehr nahe ging, leichter überwinden.

Freund Lohmeyer aber gab an jenem Abend der Stimmung der Zurückbleibenden den schönsten Ausdruck, indem er Frommel und der mit ihm ziehenden Gattin die Worte zurief:

„Wer so wie Du sein Tagewerk geschafft
Mit ganzer Seele und mit letzter Kraft,
Rastlos und treu im Dulden und im Thun,
Der hat ein Recht, der gönne sich, zu ruh'n.
Wohl Jedem, der dann sanft und allgemach
Die Last darf lüpfen, eh' die Kraft ihm brach,
In solchen Reichthums Fülle sucht die Ruh',
Die Rast des Alters, theurer Freund, wie Du!

Wir, die wir jüngst noch Deinem Wort gelauscht,
Das uns wie Orgelton die Brust durchrauscht,
Voll Dichterkraft und voll Begeist'rungsschwung,
Wir fühlten uns in Deiner Jugend jung!
Den preisen wir, dem also Herz und Wort,
Dasein und Lehre Eins ward — zum Akkord!

Du scheidest — doch zu rasten nicht! in Frieden
Nur auszuströmen, was Dir Gott beschieden;
Was Du in hast'ger Flucht errafft im Leben,
In lichtem Wort geprägt der Welt zu geben.

Wohl leben wirst Du noch geschlechterlang
In Deinem Wirken fort, in Lieb' und Dank,
Der dieser Weltstadt durch der Nebel Nacht
Gezeigt der ew'gen Sterne Gottespracht.
Der mild und tapfer, furchtlos und getreu
Der Wahrheit Recht gab ohne Menschenscheu!

Mir ist, als ob aus hehrer Himmelsruh'
Ein heil'ger Schatten heut uns winkte zu, —
Du, Herr und König, Größter Deiner Zeit
An Weltmacht, Schlichtheit und Bescheidenheit;
Der Du sein Herz geliebt, geehrt, erkannt,
Hast Deinen Segen heut ihm zugesandt.

Und Alle, die erlabt Du und erfreut,
Sie rufen Dank und Abschiedsgruß Dir heut!
O fühl' es, Freund, der Kreis der Besten schaut
Beglückt auf Dich, daß Dir das Amt vertraut,
Zu wahren uns des Reiches theures Gut,
Auf dem die Hoffnung unsres Volkes ruht,
In Gottesweisheit und in Lieb' und Treuen
Die Zukunftssaat für unser Land zu streuen!
Wem wurde je ein Feierabend hier
An Liebe und an Ehre reich wie Dir?

Und dann — Du ziehst allein nicht in die Weite,
Ein guter Engel giebt Dir das Geleite,
Ja, engelszart und doch so engelsstark,
Liebe ihr Nerv und Treu' ihr Lebensmark!

So nehmt sie auf zu stillem Aufenthalt —
Du Holstensee, lenzgrüner Holstenwald;
Weht ihnen Herz und Seele wieder rein
Von all der Großstadtunruh', Qual und Pein!

Wer wollte klagen, wie er Euch vermißte,
Wenn Euch Genesung dort die Wange küßte?
Wer wollte klagen, ob Ihr von uns geht,
Wenn Ihr zu neuer Kraft uns dort ersteht?
Nein, Euch entführt ein freundlich Liebeswalten,
Euch lange noch den Besten zu erhalten,
Und wenn der Lenzwind Euch das Haupt umschmeichelt,
Denkt, eine Freundeshand sei's, die Euch streichelt!

Die Jahre werden wie ein Traum entflieh'n,
Auf »Königsurlaub« lassen wir Euch zieh'n;
Euch führt Berlin auf seiner Herzensleiter
»In der Rangliste« seiner Liebe »weiter«.
Für uns giebt es kein Scheiden heut', kein Gehen,
Nur freundlich Hoffen auf ein Wiedersehen!"

Frommel selbst wagte nicht, weit in die Zukunft auszuschauen. Er fühlte: es geht dem Abend zu. Aber nach welchem reichgesegneten Tage!

Wir machen einen Augenblick Halt und schauen zurück auf die Wegstrecke, die wir im Geist mit Frommel durchwandert: von der stillen Adlerstraße in Alt-Karlsruhe bis zur Kaiserstadt und der Terrasse von Sanssouci — eine wundersame Führung, für die er selbst seinem Gotte nicht genug danken konnte. Denn bei aller innigen und warmen Liebe zur alten Heimath, bei allem Heimweh, das ihn nie ganz verlassen, konnte er doch einmal bekennen: „Ich habe an der Spree gefunden, was ich am Rhein nicht gefunden", den Boden nämlich, den seine Persönlichkeit brauchte, um sich nach allen Seiten hin voll zu entfalten. Das reiche geistige Leben und Regen der Hauptstadt, das schnelle, vielseitige Verständniß, wie es hier jeder sich behauptenden Eigenart entgegengebracht wird, es gab auch ihm die Gelegenheit, ganz zu werden und ganz zu geben, was er war und was er hatte. Denn das ist das Bezeichnende an ihm: er ist in allen Lagen des Lebens, unter allen Umständen und Lebensstellungen innerlich „er selbst" geblieben, wenn er auch nicht überall nach außen hin sein ganzes Selbst geben konnte. Er blieb sich treu, er hatte den Muth, sich treu zu bleiben. Was er in einem Trostgedicht einem nach einem Jahre schon Berlin-müden Amtsbruder*) einst im Humor gesagt und später irgendwo in einer seiner Schriften im Bilde ausführt, das hat er an der eigenen Person zur Wahrheit gemacht:

„Wer in einem bewegten Strome sich aufzuhalten hat, der hüte sich, einer von den bayerischen Steinen zu werden, die die Isar so glatt geschliffen hat, daß die Maler schöne Landschaften und allerlei Männlein und Fräulein drauf malen können. Nur wer sich selbst treu bleibt, wird es auch Anderen bleiben und, durch die Arbeit an Anderen, an den Kern seiner eigenen Persönlichkeit Neues anschießen lassen können. Soll doch ein Christen-

*) Das Gedicht siehe im Gedichtbändchen des Frommel-Werkes.

herz ein Seehafen sein, weit genug, daß die Schiffe der verschiedensten Nationen und Gattungen Raum haben zu ankern und Schutz zu finden."

Ein Nothanker für Viele und doch in sich selbst ein geschlossenes Ganzes — die Fenster nach allen Seiten offen und doch „mein Haus meine Burg", ein ganzer Mann und ein ganzer Christ, so sahen wir ihn mitten im Gewoge und Gewirr der Großstadt, mitten in der Unruhe seines Amtes. Er blieb sich treu, ohne still zu stehen, er blieb der Süddeutsche im Norddeutschen, der Bauernpfarrer im Hofpredigertalar, der Mensch der Ewigkeit im Wechsel der Zeit. „Eine Jakobsnatur", so schildert ihn einer unserer Berliner Geistlichen,*) „hat er auch mit sich selbst und seinem Gott gerungen und war ehrlich beflissen, durch manche Bitterniß und wiederum durch vielerlei Lob und Bewunderung hindurch sich die Einfalt, Geradheit und Lauterkeit zu bewahren, ohne die unsere besten Thaten sind wie ein befleckes Gewand. So steht Frommel vor uns nicht als kirchengeschichtliche Größe, die, wie D. Richter an Rudolf Kögel hervorhebt, »Schule« gemacht hätte, aber innerhalb der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts als ein scharf umrissener Charakterkopf von seltener Eigenart, bedeutender Haltung und segensreicher Wirkung."

Wir sagten schon in dem Vorwort an den Leser, daß Frommel für das Ganze seines Volkes nicht nur, sondern auch seiner Kirche und Zeit mehr geleistet, als es selbst seinen nächsten Freunden erscheinen mochte, die nur auf das schauten, was er *ihnen* war. Hier möchten wir zum Zeugniß dafür das Wort eines Theologen aus neuester Zeit anführen,**) eines Landsmannes, der Frommel in geistvoller Weise folgenden Nachruf widmet, vielleicht den besten, treffendsten, der überhaupt geschrieben worden ist:

„Emil Frommel hat unter den Deutschen seiner Zeit der Sache des evangelischen Glaubens einen Dienst geleistet, den

*) Prof. Scholz in der „Christlichen Welt".

**) Adolf Schmitthenner in der „Christlichen Welt", gelegentlich einer Besprechung des ersten Bandes der Biographie. Jahrgang 1900, Nr. 31.

keine Theologie, keine Gemeindepredigt, keine Seelsorge, keine Erbauungs- oder Zeitschriftenlitteratur hätte vollführen können, sondern einen solchen, der seiner Natur nach nur dann geleistet werden kann, wenn Persönlichkeit und Lebensgeschick einen seltenen Bund schließen. Eine ähnliche Bedeutung haben für die Menschen ihrer Zeit Gellert und dann wieder Lavater gehabt. Männer, die in der Welt der Kultur ebenso ihre Heimath haben wie in der Welt des Evangeliums, giebt es ja unter uns Protestanten in Fülle, und auch die sind nicht selten, die dabei trotz der Spannung zwischen Bildung und Kirche doch nur eine einzige Heimath haben. Etwas Auserlesenes ist es schon, wenn ein solcher Mensch eine Persönlichkeit besitzt, die, wo sie auch erscheint, eine unmittelbare sieghafte Verkündigung ist, und einem Jeden, von welcher Seite er auch komme, die Wahrheit vor die Augen stellt: daß es nichts Schöneres und Edleres gebe als ein Leben, das im vollen Sinne menschlich und durch und durch christlich ist. Wenn nun gar Alles, was die Lebensführung zur Gestaltung eines solchen Charakters beiträgt, dazu mithilft, die Persönlichkeit nach allen Seiten hin entbindet, so ist dies ein Zusammentreffen von seltenstem Glück, und das Geschlecht, das es erlebt, empfängt davon einen reichen Segen.

Keck und froh, tief und weich, von nie ermüdender Empfänglichkeit und unerschöpflicher Ursprünglichkeit der Mittheilung, naiv wie ein Kind und weise wie ein Meister, ein Mann der großen Welt und dabei ein evangelischer Volkspfarrer mit Haut und Haar und jeder Faser seines Herzens, hat Frommel unzählige Fäden der Vermittelung, des Verständnisses, der Versöhnung, der Ausgleichung gesponnen. In Kreisen der geistigen und künstlerischen Aristokratie, die dem kirchlichen Leben völlig entfremdet waren, hat er dem Evangelium und seiner Vertretung Achtung gewonnen. Und zu den Antipoden dieser Leute, zu den Pietisten, die sich vor der Welt ängstlich in ihren Winkel drücken, um nicht ihr Kleid zu beflecken, hat er aus dieser Welt ein freundliches Grüßen getragen. Der Mann, den die Sonne nicht austrocknete, der auf der Höhe dem Wiesengrund naheblieb und in der Hof-

gesellschaft das Kind des grünen Waldes, der im Salon geistreich und anmuthig plauderte wie Keiner und zu dem Volke redete in der Sprache des Volkes, daß es Jeder verstand und es Jedem zum Herzen ging, konnte wie kein Anderer die Leute, die in den Höhen leben, lehren, auf das Quellenrauschen in dem Gemüthe unseres Volkes liebevoll zu lauschen, und ebenso gut konnte er aus den Herzen derer, die in der Tiefe ringen, bittre Stacheln ziehen.

Mit einem Tropfen pietistischen Oels gesalbt und dabei doch durch und durch eine künstlerische Natur, festgegründet in seinem Glauben an den lebendigen persönlichen Christus, dabei aber von seltener Weitherzigkeit einem Jeden gegenüber, der, um sich treu zu sein, auf anderem theologischen Wege ging, war er ein Mann, der, wenn er zu geben kam, einem Jeden willkommen war und Jedem etwas spendete, und unter dessen Kanzel man es vergaß, daß Theologie und Kirche von Gegensätzen erfüllt seien. Auch zwischen den landschaftlichen Unterschieden in der deutschen protestantischen Welt hat er ausgleichend gewirkt: er hat im Norden Verständniß und Liebe für süddeutsche Art, kirchlich und fromm zu sein, geweckt, und für die unzähligen Badener und Schwaben war sein Haus die einzige Stätte, wo sie die evangelischen Kräfte der Großstadt und des Preußenthums im persönlichen Verkehr kennen lernten.

All diese mannigfaltige Wirksamkeit glich einer Fülle von elektrischen Funken. Seine Persönlichkeit war gleichsam zu jeder Zeit geladen, und was er gab, kam unmittelbar aus ihr. Daher rührte die unwiderstehliche Gewalt, die er über die Gemüther ausübte, und da ein Jeder spürte, daß er dabei völlig absichtslos war, wie ein Kind oder wie ein Dichter, die herzbezwingende Liebenswürdigkeit. Aber jede Gabe wird mit einem Verzicht erkauft. Seine Arbeit war ein unermeßlicher Reichthum von Detailarbeit, die er als Prediger, Seelsorger, Schriftsteller, Lehrer, als Gelegenheitsredner, als zufälliger Nachbar, als Reisegefährte vollführte, immer in gleicher Treue, immer in der prächtigen Sicherheit und Kraft; aber es blieb dadurch, äußerlich betrachtet,

seinem Wirken und Schaffen der große Wurf versagt. Deswegen hat er es sich doch nicht zersplittert; es ist getragen von einer wundervollen Einheitlichkeit, das ist seine köstliche Persönlichkeit, und diese selbst ist der große Wurf, den er für die Sache Gottes gewagt hat."

Zwanzigstes Kapitel.

Plön und das Ende.

Am 2. Mai fuhr Frommel seinem neuen Wohnort zu, seine Gattin war ihm schon am 27. April nach Plön vorangeeilt. Auf dem Lehrter Bahnhof hatte sich eine große Zahl seiner Gemeindeglieder, Amtsbrüder und Freunde zusammengefunden, um dem Scheidenden ihr Lebewohl zuzurufen.

Kurz ehe der Zug sich in Bewegung setzte, fingen einige Stimmen an, und gleich setzte der volle Chor ein: „Unsern Ausgang segne Gott." Tiefbewegt, die Thränen im Auge, stand Frommel am Fenster. So unvorbereitet dieser Scheidegruß, so ungewöhnlich auf einem Bahnhof der Weltstadt, so unvergessen wird der Augenblick und das ganze Abschiedsbild Jedem sein, der jene Stunde miterlebt hat.

Am 3. in der Frühe kam Frommel, der in Lübeck Rast gemacht, in Plön an.

Zwischen See und Forst malerisch gelegen, hat das Städtchen manche Wandlungen in der Geschichte erfahren; dort, wo Frommel seinen Wohnsitz aufschlug, war einst die Residenz wendischer Fürsten gewesen. Nach der Eroberung Plöns durch die Holsteiner im Jahre 1138 wurden Haus und Platz zum Burglehen gemacht und an Burgmannen verliehen. Aus einem „Prinzessinnenhof" wurde schließlich, Anfang des 19. Jahrhunderts, eine Hofapotheke. Diesen Namen führt sie auch heute noch, nachdem

das preußische Scepter über das alte Holstenland nun seit Jahrzehnten die Herrschaft führt. Frommel bezog den Oberstock der Apotheke, den ihm die Gattin vorher mit alten Erinnerungen wohnlich und traut nach seinem Sinne hergerichtet.

Von der Höhe gegenüber grüßten die Zinnen des ehemaligen Schlosses der Plöner Herzöge, des nunmehrigen Kadettenhauses, in dem die kaiserlichen Prinzen den militärischen Theil ihrer Ausbildung erhielten, während das „Prinzenhaus“ — in welchem sie mit dem Generalgouverneur v. Deines wohnten und alle übrigen Unterrichtsstunden hatten, auch den Konfirmandenunterricht — wenige Minuten von der Apotheke entfernt, in dem sogenannten Schloßgarten gelegen ist, einem schönen Parke, dem zu Ehren ein begeisterter Dichter im Jahre 1817 die weniger geschmackvollen als tiefgefühlten Strophen sang:

„Schön ist Eutins Gefild', dort möcht' ich ewig wohnen,
Doch auf den Garten Plöns goß Flora schöneren Segen,
Den Eingang schmücken zarte Lilienkronen,
Und Rosen blühen gleich beim Eingang dir entgegen!“

Haus und Garten, im französischen Barockstil von Herzog Friedrich Karl angelegt, haben ihr Aussehen seitdem wenig verändert, nur daß für die Prinzen zwei Flügel angebaut wurden, in deren einem für Ihre Majestät die Kaiserin einige Gemächer hergerichtet sind.

Am 6. Mai, dem ersten Geburtstage, den Kronprinz Wilhelm im neuen Heim feierte, fand im engsten Kreise, auf Wunsch der Kaiserin im Mittelsaal des Erdgeschosses die Hausweihe statt. Anknüpfend an die Worte des Römer-Briefes Kap. 12, 10—12, 15—18 führte Frommel nach Verlesung von Psalm 118 (1—4, 6, 8, 14, 19, 20, 24—29) aus, wie dies Haus ein Vierfaches werden solle: Ein Bethaus, eine Arbeitsstätte, eine Friedensstätte, ein Pilgerhaus.*)

Das Alles wurde ihm selbst der neue Aufenthalt, über den er nur immer wieder mit Dank und Freude berichten konnte.

*) Der Wortlaut der Rede ist in dem Bändchen der Kasualreden Frommels enthalten.

Grabdenkmal Emil Frommels
auf dem Garnisonkirchhofe zu Berlin.

Mit einigem Bangen hatten Frommel manche seiner Freunde aus dem bewegten Berliner Amtsleben in die Plöner Einsamkeit ziehen sehen. Er selbst theilte ihre Besorgnisse nicht. „Ob es gut sei, einen alten Baum zu verpflanzen, ob die ungewohnte Stille mir heilsam sein, meine letzte Aufgabe von mir gelöst werden wird — über das Alles habe ich mir keine Gedanken und Sorgen gemacht. Der Herr, der mich ohne mein Wollen und Zuthun gerufen, wird es nach seinem heiligen Willen versehen." So hatte er sich selbst in seiner Abschiedspredigt für den neuen Weg gerüstet und gegürtet. Und er bereute nicht, daß er gegangen war.

„Luft, Licht, See und Wald, liebe Menschen, Feierabendstille sich lagernd über dem Gemüth; Herz, was willst Du mehr?" heißt es im ersten Briefe Frommels aus Plön. Seinem lieben, alten Schließer aber schreibt er am 28. Juni: „Wie weit liegt doch die ganze Vergangenheit hinter mir! Mir ist, als wäre ich jahrelang schon fort. Hier ist es kirchenstill wie im tiefen Wald, mir ist, als ob es alle Tage Sonntag wäre, so festlich Alles. Da kann das Herz von seinen Wunden genesen."

Eine kleine, aber schon eng verbundene Kolonie derer, die mit übergesiedelt waren — wir nennen außer dem Generalgouverneur der Prinzen den militärischen Begleiter, Frhrn. v. Lyncker, und dessen Gattin, den Geschichts- und Mathematiklehrer Professor Esterneaux — wartete seiner. Herzliche Beziehungen entspannen sich bald mit dem Hause des Kommandeurs der Kadettenanstalt, Grafen v. Schwerin, dem Kadettenpfarrer Wendt und dem seit Jahren gelähmten Plöner Pastor Hansen, einem ehemaligen Vikar von Bruder Max in Ispringen. Daneben wurden auf den Fahrten in die herrliche Umgegend, für die des Kaisers Munificenz einen Wagen gestellt, mit Hoch und Niedrig fast täglich neue Verbindungen geschlossen. In kurzer Zeit war Frommel auf den umliegenden Gütern wie ein alter Freund gekannt und verehrt; ihm selbst gab dieser freigewählte Verkehr mit sympathischen Menschen die Anregung, die er brauchte, und ohne die er es in der großen Stille doch wohl nicht so leicht

ausgehalten hätte. Bald sah man ihn auf Ascheberg bei Graf Brockdorf-Ahlefeld, bald bei dem ihm besonders werthen Grafen Reventlow-Criminil auf Ruhleben, bald auf Sofienhof, dessen Besitzer Johansen aus eigenen Mitteln eine Kapelle in der Nähe des Gutes gebaut hatte, in der Frommel von Zeit zu Zeit Gottesdienst hielt. Oder er ließ sich auf dem berühmten Plönschen Motor nach Bosau übersetzen, wo Freund Piening, das Pfarroriginal mit der poetischen Ader, den „hohen Gast" stets sinnig zu feiern wußte.

So erholte er sich schnell von den Anstrengungen der Großstadt, und auch der Rest der Leiden aus der vorjährigen Operation schien fast geschwunden. Ja, er fühlte sich bald so frisch und kräftig, wie selten zuvor. Da erzählt „der Bosauer", wie Frommel am Missionsfest bei ihm auf dem großen Hof des Pastorates gesprochen, nachdem er vormittags schon in Plön gepredigt: „Von Müdigkeit keine Spur. »Ja«, sagte er, »wenn ich fünf Predigten gehalten, bin ich am frischesten zur sechsten.«" Wie frischer Luftzug weht es denn auch aus seinen Briefen, Karten und Grüßen in der ersten Plöner Zeit, und der alte Humor, der noch vor Kurzem „hart am Rande des Grabes einhergegangen", lebte wieder auf.

So schickt er einem Kreise von Freunden, die in Haus Hagenthal miteinander sein „Unterstes Stockwerk" gelesen und ihm dafür dankten, die fröhlichen Zeilen zurück:

„Vom Holstenland nach Hagenthal
Geht flugs ein Blitz- und Freudenstrahl
Ob Eures Grußes und Gedenken.
Im »Sieb'nten Stockwerk« mög' auch Euch
Der Herr, an Gnad' und Liebe reich,
Wie mir solch Ruheplätzchen schenken."

Manch ähnlicher Gruß in Prosa und Dichtung flog aus dem Plöner Sanssouci über den See hin zu neuen und alten Freunden; so, wenn er mit den zur Erinnerungsfeier des 10. Mai 1871 im Englischen Hause zu Frankfurt versammelten Amtsbrüdern in des Königs Rock an die alten Zeiten gedenkt:

„Im engliſchen Hauſe, in traulicher Klauſe,
Hat ſich geladen die ſchwarze Brigade.
Euch grüße ich Alle beim feſtlichen Mahle;
Wie wäre es ſchön, Euch Alle zu ſeh'n.
Doch wenn ihr nun höret von fern ein Getön',
Dann denket, es iſt der Alte in Plön.
Was einſt gekämpft, im Frieden noch liebt ſich,
Hoch alle die Schwarzen von heut' und von ſiebzig!"

Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten:

„Wie wäre es ſchön, wär' der von Plön,
Der à la suite, in unſerer Mitte!
So nimm die Bitte: Wo es auch ſei,
Bleib Du uns treu, treu bis ans Ende.
Dir reichen die Hände, die einſt dabei:
Die Feldkleriſei."

Bei alledem ruhte ja Frommel nicht. Er hatte verſprochen, bis Oktober den zweiten Lukas-Band fertigzuſtellen, und die Arbeit, die ſeine Stellung bei den Prinzen mit ſich brachte — nach ſeinen Begriffen im Anfang faſt zu wenig, zwei Stunden und am Sonntag eine Predigt — ſie nahm doch, ſo wie er ſeine Aufgabe faßte, die volle Kraft in Anſpruch.

„Ich gehe jetzt", ſo hatte er zu ſeinen lieben „Droſchkenkutſchern" an jenem Abſchiedsabend geſagt, „die letzte Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, um mit dem Licht und der Erfahrung, die mir geworden, den jungen kaiſerlichen Prinzen etwas zu ſein, ihre Herzen zu entzünden für die geiſtigen ewigen Dinge, um in die Rinde des jungen Baumes den Namen Gottes hineinzuſchneiden, daß er mit ihnen wachſe und groß werde." Das war es, was er wollte und, wie wir denken, trotz der kurzen Spanne Zeit, in der er ſeines Hirtenamtes walten durfte, auch erreicht hat. Freilich, um das Herz junger Schüler, je eigenartiger ſie ſind, völlig aufzuſchließen, ihnen tiefere, bleibende Eindrücke mitzugeben, dazu reichen ein paar Monate nicht aus. Und doch, der Eindruck der ganzen Perſönlichkeit Frommels war ja überall ein ſo unmittelbarer, daß man ihn nicht vergeſſen konnte; er hing mit dem, was er zu geben hatte, und

wofür er lebte, so eng zusammen, daß Eins von dem Anderen nicht zu trennen war. Um den Prinzen persönlich noch näher zu kommen und ihnen selbst Gelegenheit zu geben, auch außerhalb der Stunden zu ihm als Freund und Seelsorger Vertrauen zu fassen, erbat er sich die Erlaubniß, mit den Prinzen-Söhnen von Zeit zu Zeit gemeinsame Ausflüge zu machen und sie in seiner Wohnung zu Tisch oder zum Abendessen laden zu dürfen. Er las dann wohl nach dem Essen etwas vor, spielte auch mit ihnen, oder es wurden unter Anleitung der Gattin, die auf ihre alten Tage wieder Bleistift und Pinsel zur Hand genommen, Weihnachtsarbeiten gefertigt.

Zweimal ist Frommel während der Plöner Zeit in Berlin gewesen, um Trauungen zu vollziehen an früheren Konfirmandinnen; einmal ohne vorherigen Urlaub, was ihm einen freundschaftlichen Verweis des Generalgouverneurs eintrug; dieser hatte ihm das „Ausreißen" im Interesse seiner Gesundheit, die das Eisenbahnfahren immer schwerer vertrug, und auch weil er eine Zersplitterung fürchtete, verboten. Frommel antwortete, als er sich entdeckt sah: „Verehrter General, verbieten Sie mir nichts mehr, ich will lieber freiwillig dableiben." Und er blieb auch deshalb schon, um das Scheiden von der alten Liebe, die ihm jedesmal in Berlin während der kurzen, flüchtigen Stunden entgegentrat, nicht immer wieder durchleben zu müssen.

Als am 2. Juli die Nachricht vom Heimgang Rudolf Kögels eintraf, schwankte er einen Augenblick, dann aber entschloß er sich, nicht zur Beerdigung zu fahren. Einem Konfirmanden, der ihn bei der Beisetzung Kögels zu sehen hoffte, schrieb er damals: „Ich konnte nicht kommen, es war mir der Gedanke zu schwer, nicht nur den todten Kögel zu sehen, den meine Seele geliebt, sondern auch die lebendige Gemeinde, und so noch einmal ein Sterben durchzumachen. In solchen Zeiten muß man in der Stille trauern, wie Jesus nach Johannis des Täufers Tode in die Wüste ging."

Den Lebenden noch etwas zu sein, das schien ihm jetzt, da der Abend sank, die erste Pflicht. Noch so Manches dachte er

zu schreiben außer dem Lukas, der freilich die Hauptkraft und Zeit forderte. „Vielleicht", so heißt es in einem Briefe aus Plön, „kann ich der Welt doch noch etwas nutzen als Invalide, der von seinen Kriegsfahrten erzählt und vom Kampf mit der Sünde und den Menschenkindern."

Aber es sollte so ganz anders kommen. Bald traten Spuren des geheilt geglaubten Leidens von Neuem auf. Schon als er, Anfang Oktober, das letzte Mal in Berlin war, sagte er, als man sich im Freundeskreis vom Tische erhob: „Kinder, gebt mir Eure Hand, das Aufstehen fällt mir so schwer." Die Untersuchung ergab die Nothwendigkeit einer nochmaligen Operation.

Frommels zweiter Sohn war damals gerade beim Vater zu Besuch; er wollte sich Nachurlaub geben lassen, um an dem so entscheidungsvollen Tage nicht zu fehlen; aber der Vater wehrte ab: „Du mußt wieder nach Rom, dort ist Dein Amt, und ich bin in Gottes Hand." Auch sah er selbst, wie die Aerzte, die Chancen der Operation als günstiger an, wie die der vorjährigen. Sie sollte sofort geschehen. Dazu konnte sich aber Frommel nicht entschließen. Er wollte einerseits, der Schwere des Augenblicks wohl bewußt, Alles geordnet, von Allem, was ihm so rasch lieb geworden, Abschied genommen haben und doch auch andererseits, in Hoffnung auf Genesung, die Zeit eines kurzen Urlaubs der Prinzen zu seinem Krankenlager benutzen, damit keine zu große Störung im Unterrichte eintrete. Aber bei aller Hoffnung zog sich doch ein unbestimmtes Ahnen durch seine Seele.

Nur noch im Stande, stehend seine Thätigkeit wahrzunehmen, da beim Sitzen der innere Druck sich vermehrte, ließ er sich's nicht nehmen, in dem leicht federnden bequemen Wagen einen möglichst leidlichen Sitz auszusuchen und Allen in der Stadt und der Umgegend, die ihm je nahe getreten waren, soweit es irgend möglich, seinen Abschiedsbesuch zu machen.

Besonders innig war der Abschied von dem greisen Grafen Reventlow. „Noch stehen mir", schreibt die seit drei Jahren nun auch verwittwete Gräfin, „Frommels letzte Worte von damals

vor der Seele: »Lieber Graf, sollte der Herr mich bald abrufen, dann will ich Ihnen ein gutes Quartier bestellen.« Nun sind sie Beide im Vaterhause vereinigt."

Wie sehr Frommel gerüstet war zum Heimfliegen, das zeigt neben dem Testament an die Seinen, das bereits am 3. Mai 1893 aufgeschrieben, dann auf den 21. Oktober 1896 umdatirt war, die Predigt, die er am Sonntag nach Trinitatis in der Kapelle des Kadettenhauses über seinen Lieblingstext, den Kämmerer aus Mohrenland (Apostelgesch. 8), gehalten hat. Am Schlusse sagte er etwa folgende Worte:

„Auf welcher Straße dein Gott dich und mich führen wird, wir wissen es nicht. Aber daß wir es doch lernten, sie fröhlich ziehen, wie jener Mann, uns sagend, daß, sei sie noch so einsam und öde, noch so schwer und heiß durch die stechende Sonne von oben und den brennenden Sand von unten, wir doch an der Hand unseres Herrn gehen. Und ob es auch ein Wandern wäre im finstern Thal, was brauchst du zu fürchten? Er ist bei dir und will dir Stecken und Stab sein. Sorge nur, daß deine Seele lebe täglich und reichlich aus der Vergebung der Sünden, aus der Fülle Seines Friedens und Seiner Liebe! Sage dir nur, es geht der lichten Heimath zu und nicht in die dunkle Zukunft, und du wirst fröhlich deine Straße ziehen. Ach, solche fröhlichen Menschen fehlen uns, und wir könnten es doch Alle sein, weil wir's so gut haben beim Herrn! Mag die Welt ihren »Weltschmerz« und ihre Traurigkeit behalten, wir wollen unsere Häupter aufheben, wissend, daß unsere Erlösung naht. Nein, keine Trauer, sondern selige Freude allezeit, auch wenn es Abend werden sollte und der Tag sich neigen über unserem Leben und es gelten wird, die letzte Straße zu ziehen die unser Aller wartet, da wir hinüber müssen in die stille Ewigkeit. Daß dann von deinem und meinem Gang gesagt werden könne in Wahrheit, wie es hier vom Kämmerer heißt: »Er aber zog seine Straße fröhlich«, das walte an Euch und mir der treue Gott, durch Jesum Christum hochgelobt in Ewigkeit. Amen."

Wenige Stunden vor der Operation, als ihn die Seinigen baten, ihnen die kurze Spanne Zeit zu schenken, wehrte er die Bitte ab und schrieb einen seitenlangen Brief an einen jungen Freund*) der in Examensnöthen stand, ihn zu festigen und zu stärken, und schloß: „Habe herzlichen Dank für Deine Liebe. In zwei Stunden liege ich unter dem Messer. Gedenke mein!"

Im Johanniter-Hospital zu Plön sollte am 23. Oktober die Operation stattfinden. Dr. Lauenstein und Dr. Aldehoff, der zu diesem Zwecke wieder herübergekommen war, geleiteten Frommel im königlichen Wagen zum Krankenhause. Frommel betete noch allein mit der Gattin, dann trat er zu den ihn erwartenden Aerzten heraus. „Nachdem er mich", erzählt Dr. Aldehoff, „herzlich begrüßt und geküßt hatte, sagte er: »Lieber Herr Doktor, wollen Sie mir wieder den Liebesdienst thun?« und dankte mir, daß ich herübergekommen war. Die Fahrt verlief still. Nachdem er vor dem Hospital aus dem Wagen gestiegen war, verabschiedete er sich von dem Kutscher, ihm in der ausgestreckten Hand zugleich einen blauen Schein hinhaltend und sagte: „Adieu, Johann, ich bleibe hier." Der Kutscher verstand ihn nicht und fragte, die Hand immer noch am Hute: „Wann darf ich den Herrn Hofprediger wieder abholen?" „Nein, ich bleibe hier, ich muß wieder operirt werden." Johann wurde ganz betroffen und sagte dann treuherzig: „Das thut mir aber leid, und ich wünsche dem Herrn Hofprediger gute Besserung." Darauf Frommel: „Nun fahren Sie wieder zum Schlosse und grüßen Sie Alle von mir, auch die und die ——" er nannte verschiedene Namen. Gefaßt bestieg er den Operationstisch, „ein Moment", schreibt Dr. Aldehoff, „der mich am meisten ergriff. Die Narkose trat nicht so rasch ein wie das letzte Mal, so daß er, als er etwa bis hundert gezählt hatte, selbst es bemerkte und sagte: »Wie dauert es lange dieses Mal, ich schlafe noch gar nicht.« Nach Beendigung der Operation kam gleich sein alter Humor wieder, und er begrüßte uns mit den Worten, wie

*) Walther Richter, der Sohn des Feldpropstes.

auch beim ersten Male: »Na, Ihr seid aber doch Schinder!« Ins Bett gebracht, ließ er sich die Zeit sagen und meinte dann: — er hatte jedenfalls auf die Uhr gesehen vor der Operation — »Es hat doch dieses Mal länger gedauert.«"

In der That war ein viel tieferer Eingriff als im Vorjahre nothwendig gewesen. Alles wurde versucht, um dem Patienten die schweren hinterher auftauchenden Schmerzen zu nehmen. Doch schien der Wundverlauf so günstig, daß die beiden Aerzte abreisen konnten. Da trat am 4. November eine Schwellung des Oberschenkels und heftiges Fieber ein, Dr. Lauenstein mußte telegraphisch zurückgerufen werden. Am 6. November unternahm er einen neuen Einschnitt, der mit der Spaltung des ganzen Oberschenkels endete. In der Nacht vom 5. zum 6. schien Frommel bereits seinen Leiden zu erliegen, aber die alte Spannkraft behielt die Oberhand. Daß es nur ein Stillstand vor dem Ende sei, darüber war ihm selbst schon kein Zweifel mehr. Wieder war er es, der die Seinen tröstete: „Warum seht Ihr mich so traurig an? Seid froh, daß ich heimfliegen darf." Und dann, einen langen Blick mit seiner Gattin tauschend: „Wir bleiben auf ewig verbunden, nicht wahr?" Die Schmerzen steigerten sich unerträglich, und das Athmen wurde ihm schwer. „O, Jesu hilf!" das war sein häufiges Stöhnen. Er sah die Gattin einen Augenblick allein hereintreten und fragte sie: „Bist Du im Frieden?" — — Dann, ihre Hand fassend: „Mutterle, wie froh bin ich, wenn Du bei mir bist." — — Dann wieder große Athemnoth und unverständliche Worte, dazwischen: „Grüße . . . Prinzen." Der Sonntag verlief ruhig, schon schöpften Alle wieder Hoffnung; gern nahm er Speise und Trank zu sich und neckte die Aerzte sogar mit einem Scherze. Am Spätnachmittag stellte ein schwerer Anfall, hervorgerufen durch die Herzschwäche, seinen Körper und seine Seele auf eine neue harte Probe. Es schien das Ende da zu sein. Aber wieder flackerte das Leben auf und die folgende Nacht war leidlich, bis am Morgen des 9. November der letzte schwere Kampf seinen Leiden ein Ziel setzte. Er sprach nicht mehr laut, nur leise vernahm man zwischen dem heißen Ringen nach Athem die Worte:

„Aus Gnaden werde ich aufgenommen, allein aus Gnaden.“ So schlief er ein. — –

Unter denen, die trauernd an seinem Sterbebette standen, war eine der Ersten unsere theure Kaiserin. Auf dem Wege nach Plön, um dem Leidenden eine Erquickung zu bringen, hatte sie im Zuge die Kunde vom Frommels Heimgang erhalten. So kam sie nun, die Leidtragenden zu trösten. Tags darauf führte die hohe Frau die Prinzen-Söhne in Frommels Sterbezimmer; zum ersten Male im Leben schauten sie dem Tode ins Angesicht, aber der Glanz der Verklärung der auf diesem Sterbebette lag, hatte alle Schrecken des Todes hinweggenommen. Es war wie eine letzte Konfirmationsstunde, die der entschlafene Seelsorger ihnen gab, eine Lektion vom seligen Sterben der Gotteskinder, vom Leben, das den Tod überwindet.

„Durch die große Frommel-Gemeinde aber in Süd und Nord, ging es wie ein Seufzer tiefen, jähen Leides. »Unser Frommel todt!« Das konnte man ja nicht glauben. Die Alten, die ihn seit vielen Jahren lieb gehabt, die Kinder, mit denen er immer so treuherzig gescherzt, und denen der jugendfrische Greis einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht, sie Alle weinten miteinander um ihn bei der unerwarteten Trauerkunde.“*)

Frommel hatte vor dem Gang ins Johanniter-Hospital der Gattin ein Couvert übergeben mit der Aufschrift: „Mein letzter Wille.“ Jetzt öffnete sie es. Es enthielt das Bekenntniß seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung beim Scheiden, zugleich die letzten Verfügungen für das Begräbniß und lautete:

„Berlin, 6. Mai 1893
und Plön, 21. Oktober 1896.

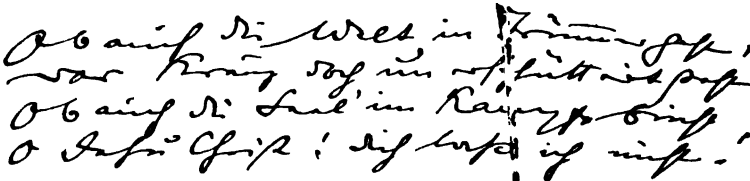
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.

Ahnungen, die schon seit Jahren durch meine Seele gehen, Mahnungen durch mein Leiden, treiben mich, den letzten Willen aufzuschreiben.

*) P. Kayser, a. a. O., S. 161.

Ich gehe heim, einzig und allein auf die Gnade Gottes und das theure Verdienst meines Heilandes trauend, durch Sein Blut von Sünden gewaschen, deren ich im Leben und im Amte durch Thun und Unterlassen so viele begangen habe. Ich weiß nichts vor Gott meinen Herrn zu bringen, was vor Ihm gelten könnte, als nur ein zerbrochenes Herz. Ich will von keiner anderen Ehre, keinem Verdienst etwas wissen und meine Ehre allein in dem suchen, was der Herr für mich gethan.

Darum bettet mich im weißen Sterbekleide, nicht im Talar, in einem weißen Sarg und legt mir ein Blumenkreuz auf die Brust. Den Platz kennt Ihr auf dem Garnisonkirchhof in der Linienstraße. Auf dem Grabe möchte ich ein Kreuz haben, ähnlich wie es Pfannschmidt auf seinem Grabe hat, und darunter nur: Emil Frommel und den Vers vom Fremersberg:



(Wiedergabe der Handschrift Frommels.)

Begrabt mich in Berlin, wo ich doch die längste Zeit war, auf dem Garnisonkirchhofe in der Linienstraße. Geht es an, dann tragt den Sarg in die Garnisonkirche vor den Altar. Der Chor, am liebsten der von Musikdirektor Krause, soll das: »Selig sind die Todten« (v. Spohr aus den letzten Dingen) singen. Dann die Militärmusik des 2. Garde-Regiments mit der Orgel zwei Verse spielen, und die Gemeinde: »Freu' dich sehr o meine Seele« ꝛc., und besonders den Vers: »Wie sich sehnt ein Wandersmann« (das wurde bei Martinchen gesungen) singen. Gelesen: Psalm 103, 1—8; 1. Kor. 13; 1. Petri 1, 1—5.

Die Rede soll den Text haben aus Matth. 18: »Da jammerte den Herrn desselbigen Knechtes und ließ ihn los und die Schuld erließ Er ihm auch.« Die Rede soll ein Lobpreis Gottes sein, Keiner soll trauern.

(Im Jahre 1896 sind die Worte von: »Die Rede soll den Text haben« — — bis zu Ende, mit Ausnahme des Bibelwortes durchgestrichen, dann folgt:) Es soll keine Rede gehalten werden.

Chor: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt« von dem Sohne Bachs. Und die Gemeinde: »Jesus, meine Zuversicht« ꝛc. zwei Verse.

Am Grabe nur ein Vaterunser und Segen.

Blumen bitte ich nicht zu spenden, sondern wer etwas geben will, soll für die Armen der Garnisongemeinde etwas geben, was von den Divisionspfarrern vertheilt werden soll.

Die Todesanzeige macht so:

»Verwandten und Freunden und seinen Gemeinden geben wir die schmerzliche Nachricht, daß unser geliebter Vater und Großvater

D. Emil Wilhelm Frommel, Hofprediger

68 Jahre alt, am heutigen Tage . . Uhr zur ersehnten Ruhe des Volkes Gottes eingegangen ist.«

(Es folgen Angaben über sein gerichtliches Testament, über die Legate und Stiftungen an Einzelne, denen er etwas Liebes thun wollte, wie für die Werke, in deren Vorstand er war, über Rückgabe der Orden, und an die Legate anschließend die Mahnung an die Seinen: „Bleibt am Geben“.)

Gedenket in Liebe Eures Vaters, der Euch so innig liebte, und haltet in Liebe zusammen.

Du aber, geliebtes Malchen, nimm das Zeugniß von Deinem Lebensfreunde, daß Du nächst meinem Herrn und Heilande mein Trost und Halt gewesen — was ich geworden, danke ich nächst Gott und den Eltern, den Deinigen und Meinigen, Dir. Gott sei Dir ein reicher Vergelter. Jesu Friede mit Euch Allen. Er führe uns Alle selig hindurch zur Heimath.

Emil Frommel.“

Die irdische Hülle des Entschlafenen wurde am Montag, den 10. November, nach der Kapelle des Kadettenhauses ge-

bracht, wo Pfarrer Wendt die feierliche Einsegnung der Leiche hielt. Graf Schwerin führte die Wittwe Frommels, bei deren Eintritt in die Kapelle der Kirchenchor das: „Freu' dich sehr, o meine Seele" anstimmte. Die kaiserlichen Prinzen, das gesammte Offizierkorps und die Kadetten hatten sich Alle zur Feier eingefunden, daneben die militärischen Vereine mit umflorter Fahne und viele Freunde. Die Bibelstellen wurden verlesen, ein kurzes, inniges Abschiedswort des Geistlichen, und unter dem Gesang des Kadettenchors: „Wie sie so sanft ruh'n", setzte sich der Zug still in Bewegung, dem Bahnhofe zu, voran die Angehörigen, die Prinzen, die Offiziere und Kadetten, die Pastoren der Stadt und nachfolgend eine nicht endenwollende Reihe Leidtragender, die fast aus allen Häusern das Geleite gaben. So ging der schlichte Sarg hinaus, in der Bahn begleitet von dem ältesten Sohn Frommels, geschmückt nur mit einem blumenumrankten Kreuz aus gespaltenem Birkenstamm, das die Prinzen Wilhelm und Eitelfritz gefertigt.

In aller Morgenfrühe traf am 12. der Sarg in Berlin ein, wo zwölf Unteroffiziere des 2. Garde-Regiments denselben in aller Stille nach der Garnisonkirche überführten. Der Kaiser hatte befohlen, daß das Begräbniß ganz nach den letzten Wünschen des Heimgegangenen vollzogen werden sollte. Der weiße, mit einer schmalen Goldleiste verzierte Sarg wurde vor dem Altar aufgebahrt, und wie in Plön fand auch hier nur eine liturgische Feier statt. Der Schwiegersohn Frommels, Garnisonpfarrer Keßler, las die im letzten Willen bestimmten Schriftstellen, sprach Gebet und Segen. Eine große Trauerversammlung hatte das Schiff der Kirche bis zum letzten Platz gefüllt. Im Altarraum die Minister des Kultus und des Krieges, eine Anzahl kommandirender Generale, Vertreter der kirchlichen Behörden, unter ihnen auch der katholische Feldpropst Dr. Aßmann, Abordnungen der Universität und der Burschenschaften, der Vereine, die ihm nahegestanden; in der Königsloge nahmen der Kaiser und das kaiserliche Haus an der Feier theil, die gerade in ihrer Schmucklosigkeit eine so ergreifende Sprache redete. Dann

ging es in endlosem Zuge hinaus zu dem alten Offizierkirchhof in der Linienstraße. Unmittelbar hinter dem Sarge schritt der Mann, der einst als Küster seinen Pfarrer auf dem ersten Wege durch Berlin und in seine Wohnung geführt; jetzt brachte er ihn auf den letzten Weg und in die letzte Wohnung.

Hell und voll schien die Sonne, als der inzwischen von Rom herbeigeeilte zweite Sohn die sterbliche Hülle des Vaters einsegnete. Es war ein tief beweglicher Eindruck, die Liebe zu sehen, die am Grabe noch einmal hervorbrach in dem Schluchzen der Einen, in dem Sich-nicht-trennen-können von der ernsten Stätte bei den Anderen. Was in der Erinnerung an jene Stunde, der Eine ausgesprochen, das mögen Viele damals empfunden haben: „Man schied vom Grabe mit dem Gefühl, daß das Leben ärmer, kälter geworden, und Jeder empfand, daß er Einen verloren, der in gewissem Sinne sein besonderer Freund gewesen war."

Ergreifender, rührender noch als der Eindruck des tiefen, aufrichtigen Schmerzes auf dem Friedhofe, war und bleibt doch das Bild der stillen Liebe ohne Worte, die seither sich gemüht, die letzte Ruhestatt Emil Frommels zu pflegen und zu schmücken, von dem treuen Hüter des Grabes an, dem „Vater Schließer",*) bis zu den Besuchern, die aus der Ferne kommen, die Grabstätte des Mannes zu sehen, dessen Schriften ihnen so lieb und theuer geworden. Liebe läßt sich nicht gebieten, aber auch nicht hindern, auch nicht durch einen „letzten Willen". Sie hat bis heute Frommels Grab in einen Blumengarten gewandelt, und daß unter den Spendern dieser stummen Liebeszeichen gerade die Armen aus Frommels Gemeinde in erster Reihe stehen, das bezeichnet das Lebenswerk des Heimgegangenen besser als alle Worte, die seither aus treuen Herzen ihm nachgerufen wurden.

Auf seinen Wunsch erhebt sich ein Cruzifixus über dem Grabhügel,**) und der Spruch vom Kloster Fremersberg bildet

*) Schließer, der seit Jahren die Stelle des Garnisonkirchhof-Inspektors auf dem alten Offizierfriedhof bekleidete, starb im Juni 1900.

**) Der Cruzifixus ist, in Anlehnung an ein altes Muster, in carrarischem Marmor vom Bildhauer Trebst in Leipzig ausgeführt.

mit den Namen und Daten des Heimgegangenen die einzige Inschrift.

„Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht — — —"

Als ein gut Bekenntniß vor Vielen sollte das Bild der gekreuzigten Liebe und der Vers darunter auch nach seinem Scheiden noch sagen, was seines Lebens und Sterbens einzige Hoffnung gewesen. Nicht umsonst aber hatte er gerade diese Zeichen für sein Grab gewählt: war doch jenes Kreuz und seine Inschrift mit den frohen und ernsten Stunden seiner Jugendtage, wie wir wissen, aufs Engste verwoben. Unter Kreuz und Spruch, so erzählen die „Nachtschmetterlinge",*) war er einst als Kind, ermüdet von der Wanderung auf die Höhe, eingeschlummert, in Traum gewiegt durch das Rauschen der heimathlichen Schwarzwaldtannen, um ihn her Vater, Mutter und Geschwister, über ihm das Abendgold der untergehenden Sonne. . . .

Nun ruht er wieder unter Spruch und Kreuz, müde nach beschwerlichem Pilgerweg eines reichgesegneten Manneslebens. Die ewige Heimath hat sich ihm aufgethan. Eltern und Geschwister, die ihm vorangegangen, er hat sie wiedergefunden im Garten Gottes, und statt des Abendgoldes leuchtet ihm der Morgenglanz der Ewigkeit. Sollen wir um ihn trauern? ihn zurückwünschen in das Land der Nebel und des Kampfes? Abiit, non obiit. Er hat getragen Christi Joch, er ist gestorben und lebet noch.

*) S. 208.

Personenregister.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

A.

Ahlfeld 145, 148, 151, 171.
Albedyll, Generalmajor v. 178.
Aldehoff, Dr. 427, 451.
Alvensleben, v. 340.
Amyntor, Gerhard v. 218.
Aßmann, Feldpropst 456.
August, Prinz von Württemberg 340.
Augusta, Kaiserin 259 Anm., 381.
Aumann 182.

B.

Bach, Joh. Seb. 155.
Baehr, Louis 101, 404.
— Rosalie 407.
Banning, Pastor 12.
Barthels, Pastor 6, 61, 63.
Bartsch, Prof. 224.
Bassewitz, Gräfin Clara 249.
Baum, Prof. 122, 123.
Baur, Generalsup. 203, 211.
Bebel 387 Anm.
Behm 345 Anm.
Bengel 157, 345 Anm., 412.
Beringer, Dr. 248.
Bertram, Schulrath 395 Anm.
Bethmann-Hollweg, Staatsminister v. 148.
Beyschlag, Willibald 34, 66, 159, 160, 161, 203.
Bismarck, Fürst v. 157 Anm., 260, 383–385.
—-Bohlen, Graf v. 101, 127, 128 Anm.
Bodelschwingh, Pastor v. 395 Anm.
Braun, Hofprediger 411, 415, 416.
Bredt, Oberbürgermeister 12.
Brockdorf-Ahlefeld, Graf 446.
Brückner, Propst 145, 163, 171.
Burger, Ludwig 340.

C.

Carnap, A. geb. Doerpfeld 4 Anm., 22.
Christlieb 160.
Clarenbach, Adolf 2.
Collenbusch, Samuel 4.

D.

Davies, Mrs. 294 u. 295.
Deines, v. 444.
Doerpfeld, F. W. 4 Anm., 21 u. 22.
Dürselen, Superintendent 13.

E.

Ehrlich, Otto 44 Anm.
Eisendecher, Exc. v. 257.
Elisabeth, Erbgroßherzogin v. Oldenburg 195.
Erdmann, Generalsup. 181.
Ernst, Pastor 21, 33.
Esterneaux, Prof. 445
Eulenburg, Graf Philipp zu 140.
Eynern, Wilh. v. 11, 91.
Eyth, geb. Gambs 106.

F.

Fabri, Missionsinspektor 21, 33, 132, 160, 161, 167, 384 Anm.
Falk, Kultusminister 156.
Finkenstein, v. 94.
Flattich 157.
Fontane, Th. 195 Anm.
Francke, Vors. d. Wuppertaler Jünglingsv. 20.
Friedrich III. 106, 368, 369.

Friedrich Karl, Prinz 195.
— Leopold, Prinz 195.
— Wilhelm, Prinz, Sohn des Prinzen Albrecht 432.
Fries, Nikolaus 421.
Frommel, Max 6, 14 u. 15, 18, 45, 50 Anm., 53, 54, 68 u. 69, 78, 154, 175, 192, 200, 201, 208, 212, 378, 379, 380, 382 Anm., 404, 405, 418 Anm., 420, 421, 446.
—, Thora, seine Gattin 106, 382.
—, Sohn Karl 81, 194, 360, 410, 427, 436.
—, Sohn Otto 405, 417, 449, 457.
—, Tochter Elisabeth 405, 407, 408.
—, Tochter Maria 360, 405, 409.
Funke, Otto 392.

G.

Gambs, Pfarrer, Großvater Frommels 308.
—, Hermann 208.
Geibel, Emanuel 306.
Gellert 441.
Genz 340.
Gerok, Karl 215, 382, 411—418.
Gmelin, Postrath 105.
Godet, F., Prof. 106.
Goens, Militär-Oberpf. 350.
Goethe 321 Anm.
Göring, Dr. 395.
Grieben, Verleger 175.
Güßfeld 195 Anm., 395 Anm.
Gutsch, Verleger 105.

H.

Häberlin, Prof. 223.
Haehnelt, Propst 435.
Händel 154, 155.
Härter, Pfarrer 121.
Hansen, Pastor 446.
Hase, Carl v. 256 Anm., 257, 258, 381.
Hasencamp, Friedr. Arnold 4.
Hedinger, Hofprediger 157.
Helmholtz, Prof. 340, 395 Anm., 402.
Henhöfer, Dr. Aloys 35, 213.
Herder 173, 321 Anm., 344.
Hermann 67.
Herrmann, Dr. 157 Anm.
Heye, Laura 248, 259, 267.
Hiller 157.
Hinzpeter, Geheimrath 370, 395 Anm.
Hofmann, Prof. u. Dr. der Theologie 148.
Hülsen, Dr. Schwiegersohn 407.

J.

Jacobsen, Dr. 202.
Joachim, Prediger 60.
Johansen 446.
Jordan, Pfarrer 98.
Josephson, Pfarrer 9, 12, 20, 26, 45, 152.

K.

Kalnein, Graf v. 128 Anm.
Kameke, Kriegsminister v. 340.
Kant 289.
Kayser, Pfarrer 211, 213, 421, 453.
Keßler, Johannes, Schwiegersohn 409, 421, 456.
Kiel, Friedr. 216.
Kingsley 264, 428.
Kirchbach, v. 340.
Kirchhof, Prof. 340.
Kirschstein, Pastor 12, 152.
Klix, Dr. 395 Anm.
Knaus, Prof. 234.
Kögel 28, 66, 88, 90, 191, 192, 193, 196, 199, 313, 330, 366, 405, 415, 419, 421, 440, 449.
Köllner, Pastor 12.
Köstlin, Prof. 417.
Kopp, Kardinal 395 Anm.
Krafft, Pastor 12.
Krause, Musikdirektor 425, 454.
Krüger, Dr., Ministerresident 109.

L.

Labitzki, Kapellmeister 236.
Lauenstein, Dr. 427, 451, 452.
Laurmann, Richard 381.
Lavater 441.
Lehndorff-Steinort, Gräfin geb. Gräfin Hahn 243 Anm.

Lepsius, Prof. 193.
Loeber, Hofprediger 421.
Loën, v. 112.
Lohe, Peter von der 2.
Lohmeyer, Julius 202, 237, 300, 308, 394, 405, 410, 437.
Luise, Großherzogin von Baden 199.
Lyncker, Frhr. v. 445.

M.

Marie, spätere Prinzessin Heinrich der Niederlande 195.
Mayer, Dr. Gottlob 70 Anm.
Menken, Dr. Gottfried 4, 305.
Meyerheim, Eduard 275.
Moltke 340.
Mosler, Domherr Dr. 395 Anm.
Mozart 321 Anm.
Müllensiefen 88, 160, 179, 193.

N.

Ninck, Pfarrer 127.
Nitzsch, Propst 424.

O.

Oberlin 143 Anm.
Oldenberg, Fritz 160, 176, 405.
Ollech, General v. 125, 140, 141.
Oppel, Oberst v. 177.
Osterroth, Pfarrer 98.

P.

Pank, Kirchenrath 415.
Paulsen, Prof. 395 Anm.
Persius, Hofprediger 199.
Pfannschmidt 67, 205.
Piening, Pfarrer 446.
Proell, Dr. Gustav 267.

R.

Reinhard, Max, 115 Anm., 120, 124 Anm., 192.
Reventlow-Criminil, Graf 446, 450.
Rheinthaler, Pr. 206.
Richter, Feldpropst 84, 301, 309, 318, 319, 374, 408, 423, 424, 434, 435.
Richter, Ludwig 258.
Rieger 90, 158, 345 Anm., 412.
Robertson 389, 390, 391.
Rogge, Hofprediger 87.
Roon, Kriegsminister v. 340.
Rothkirch, Oberförster v. 425.

S.

Scheffel, Victor v. 389.
Schirmer, Joh. Wilh. 276.
Schließer, Küster 83, 457.
Schlözer, v. 340.
Schmitthenner 440. Anm.
Schöberlein, Abt 194, 345, 427.
Scholz, Prof. Dr. 205, 337.
Schottmüller, Prof. 195 Anm., 395 Anm.
Schulenburg, Graf v. der 126.
Schultze, Pfarrer 6, 11, 20, 33, 46.
Schulz, Hofrath 406.
Schwarzkoppen, v., Gen. der Inf. 172.
Schwerin, Graf v. 446, 456.
Scriba, Vikar 201.
Seidel, Heinrich 202.
Soden, Prof. v. 425.
Sperling 408.
Steinau-Steinrück, Dr. v. 230.
Steinkopf 172, 174.
Stöcker 190, 203.
Strauß, Joh. Abr. 88, 214, 411.
—, Hofprediger 85.
Sybel, Prof. v. 109.

T.

Tauler 128.
Terstegen 3.
Thielen, Feldpropst 73 u. 74, 77, 83, 87, 99, 101, 102, 143, 192, 199, 209.
Tholuk 66 Anm.
Timann, Dr. 427.
Trebst, Bildhauer 457 Anm.
Trojan, Hans 202.

U.

Uhlhorn 395 Anm.
Ullmann 275.

V.

Virchow 395 Anm., 401.
Voßwinkel 12.

W.

Wagner, Richard 43.
Waldersee, Graf 292.

Wangemann 67, 149.
Wehrmann, Geheimrath 247.
Wendt, Kadettenpfarrer 446, 456.
Werder, General v. 120, 123, 124, 137.
Wichern, Dr. 145, 150, 177.
Wilberg 340.
Wilhelm I. 210, 242, 243, 245, 246 Anm., 247, 250, 255, 259, 260, 269, 281 Anm., 363, 367, 368, 386.
— II. 369, 378, 393, 422, 433.
Wilke, Pastor 134.
Wölffing 192.
Wolzogen, Hans v. 44.
Woringen, Cäcilie v. 17.
Würst 340.

Z.

Zell, Catharina 142.
Zeller 395 Anm.
Ziegler v. 86.
Ziehe 86.
Zimmermann, Pfarrer 106.

Sachregister.

A.

Abbazia 422 u. 423.
Abendgottesdienst 319.
Abendmahl 198, 347.
Abendmahlsfeiern 406, 428, 436.
Abschiednehmen 292, 406, 428, 432, 436, 443.
Abschiedspredigt 81, 140, 434, 445.
Agende 319.
Akten 210, 373, 375.
Altlußheim 213.
Amtshandlungen 29, 320 bis 340.
Andachten, liturgische 315.
Andachtsbuch 420.
Antrittspredigt 84. 313.
Armenpflege (in Barmen) 7.
Attentate (auf den Kaiser) 190 u. 191.
Aufführungen (im Hause Frommel) 193, 207, 405, 408, 410.
Aufsatz, deutscher 402.
Augusta-Hospital 381.
Ausflüge 448.

B.

Baukunst (kirchliche) 173 u. 174.
Behörden 373 u. 374.
Bekenntniß (der Kirche) 165, 169, 345.
Bellevue 246.
Berlin 65 u. 66, 76, 373.
Berufswahl (der Söhne) 407.
Berufungen nach:
Altenburg 209.
Baden-Baden 188.
Berlin 72, 73.
Hamburg 152.
Köln 36, 73.
Leipzig 209.
Straßburg 140.
Zum Feldpropst 209.
Zum Hof- und Domprediger 159.
Besuche 339, 357.
Bibelbesprechung (mit Konfirmanden 29, 355.
— (mit den Droschkenkutschern) 295.
Bibelgesellschaft (Barmer) 21.
Bibelkränzchen 21.
Bibelstudium 20, 24.
Bibelstunden 20, 354.
Bilder (in Frommels Zimmer) 274—276.
Bildersprache 306—308, 311—312.
Biographien 389.
Bittschriften 269, 281.
Bosau 446.
Breslau 181.

Briefe (anonyme) 22 u. 23, 30 u. 31, 51, 72.

C.

Casualreden 314, 323.
Cavalierhaus 409 u. 410.
Christoterpe 261, 322, 327, 392, 413.
Civilstandsgesetz 158, 165.

D.

Daheimkalender 217, 240, 389.
Dankgottesdienst 143.
Dekorum (kirchl.) 29, 215.
Demuth 154, 418, 429, 435, 454.
Diogenes 364.
Dreilinden 195.
Droschkenkutscher 294 bis 296.

E.

Ehe 334.
— (Frommels) 228 u. 229, 258, 264, 428.
Einweihungsfeiern 152, 247, 423.
Einzug (in Barmen) 11 bis 13.
— (in Berlin) 83.
— (in Plön) 443.
England 391.
Entkirchlichung 165.
Entlassung 433.
Entstaatlichung (der Kirche) 169.
Erholung 357.
Ernennungen 124, 153, 205, 372, 374, 433.

F.

Familienleben 428 u. 429.
Familienwappen 274.
Feindseligkeiten 57, 72, 188.
Festpredigten 36, 211, 314 u. 315, 378, 414, 415, 421, 423.
Festreden 212, 421, 446.
Fliegende Blätter (des Rauhen Hauses) 177.
Frauenspiegel (Ziethes) 173.
Freiheitssinn 76, 77.
Freikirche 170.
Fremdwörter (in der Predigt) 311 Anm.

G.

Gaishorn 266.
Gastein 242–266, 368, 381, 383.
Gebet 183, 260, 284, 287, 325, 341, 365, 406, 427.
Geburtstag (des Kaisers) 140, 423.
— (Frommels) 136, 404 bis 405.
Gedächtnißfeiern 368, 369, 381.
General-Kirchenvisitation 181—188.
Generalsynode 159, 181.
Geselligkeit 219, 356 bis 366.
Glienicke 195.
Gottesdienstordnung 319.
Grabredner 336, 337.
Gustav Adolf-Feste: 36, 204, 316, 378, 414, 421.

H.

Hausweihe 211, 444 u. 445.
Heimweh 33, 439.
Hochkirchler 3.
Hochzeiten 206, 323 bis 330, 332 bis 334, 408, 410.
Hohenzollern (S. M. Schiff) 422.
Humor 27, 31, 61, 123, 142, 202, 205, 217 bis 219, 223, 229 bis 231, 233, 234, 235, 278, 308, 331, 332, 370, 373, 405, 412, 429, 430, 431, 439, 446, 452.
Hundseck 227.
Husum 422.

I.

Independisten 3.
Iserlohn 378, 379.
Jubiläen 153, 175, 176, 203, 212, 355, 423 bis 426.

K.

Kampf (gegen Rom) 46, 146, 148, 205, 376.
Kapellenblatt 310, 340.
Kapitulation (Straßburgs) 119.
Kapuzinerkapelle 13 Anm.
Karlsbad 179, 236 bis 242.
Karlsruhe 211, 421.
Katechismus (Heidelberger) 346.
Kellnerversammlungen 293.

Kinder 321, 394 u. 395.
Kinderandachten 420.
Kinderfreund (Rinck's) 372.
Kindlichkeit 321, 441.
Kirchbau 32, 59, 72.
Kirchenchor 41, 126.
Kirchenordnung (straßburgische) 131.
Kirchentag (evangel.) 144.
Kirchenverfassung 169.
Kirchweihen 65, 152, 423.
Kleinkinderschule (in Karlsruhe) 212.
Kollekte 144.
Konfirmanden 28, 355 u. 356, 424.
Konfirmandenprüfung 352.
Konfirmandenunterricht 28, 195, 263, 341 bis 351.
Konfirmation 29, 194, 199, 351—353.
Konradswaldau 187.
Konzertbesuch 46.
Krankenbesuche 50, 56, 260, 289.
Krieg (Stellung zu demselben) 363.
Kulturkampf 384.

L.

Laienelement 168.
Landtagseröffnung 313, 423.
Lehrer 398, 403.
Leiden (körperliches) 52, 56, 191, 196, 220, 235, 240, 242, 253, 259, 299, 379, 423, 427, 432, 435, 449.
Litteraturkenntniß 370.
Liturgie 315, 317—319.
Ludwigshafen 213.
Lukas-Evangelium 419, 430, 432, 447, 449.
Luther-Denkmal (in Berlin) 375.

M.

Maria Plein 244.
Menschenthum (wahres) 364.
Mittelpartei 160.
Musik 290, 360, 361, 370, 409, 412.

N.

Naturssinn 229, 244, 263.

O.

Oberkirchenrath 163.
Oktoberkonferenz 144, 171, 389, 395.
Optimismus 313.
Ordensverleihungen 140, 178, 180, 422.
Ordinationstext 178.
Orgel 215.

P.

Parochialeintheilung 31.
Parteilosigkeit 77, 150, 160.
Pietismus (württembergischer) 4.
Pietisten 441.
Pilgerpostille (Max Frommels) 382.
Polterabend 207, 408.
Predigt (Allgemeines) 27, 264, 266, 267, 269, 320, 419, 423, 446.
Predigteintheilung 307, 311.
Predigtinhalt 23, 141, 257, 259, 265, 301 bis 303, 385, 424, 450.
Predigtweise 27, 304 bis 306, 309.
Presbyterium (in Barmen) 7.
Provinzialkirche 167 u. 168.
Provinzialsynode 171.

R.

Rauchen 224, 230, 430.
Reichstagswahlen 385.

S.

Sanssouci 409, 418, 422.
Schlagfertigkeit 226, 370.
Schriften (Frommels):
Aehrenlese 274 Anm.
Beim Ampelschein 214, 236 Anm., 245 Anm.
Blätter von allerlei Bäumen 172.
Chronik eines geistlichen Herrn 214.
Ernstes und Heiteres 245 Anm.
Feldblumen 216, 245 Anm.
Festflammen 287, 315, 392, 393, 418.
Frühlingsmärchen 372.
Heinerle von Lindelbronn 68, 70, 214, 256 Anm., 275.
Aus der Hausapotheke 69, 172, 256 Anm.
Von der Kunst im täglichen Leben 43, 173.
In des Königs Rock 172.

Himmelsschlüssel 229.
Dr. Aloys Henhöfer 35.
Aus zwei Jahrhunderten 214.
Aus einem Kellnerleben 293.
Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben 205.
Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt 173.
Beim Lichtspan 216.
Aus Lenz und Herbst 245 Anm., 253, 287, 353, 355 Anm., 392, 411, 418.
Maria von Lippe-Schaumburg 173.
Nachtschmetterlinge 214, 228, 235 Anm., 245 Anm., 300, 416 Anm., 458.
Pfingstrosen 229.
Rathsschreiber 69.
Aus der Sommerfrische 175, 214, 245 Anm.
Allerlei Sang und Klang 216.
Johann Abraham Strauß 214.
O Straßburg 214.
In drei Stufen 214.
Unterwegs 236 Anm., 245 Anm.
Aus allen vier Winden 216.
Schriftstellerei 34, 153, 171, 172, 213 Anm., 229, 389.
Schrippenkirche 290, 293.
Schule 395, 396—404.
Schwelm 5 Anm.
Seegottesdienste 422.
Seelsorge 238, 253, 258, 259, 260, 261, 263, 268, 269, 270, 284, 285, 286, 287.
Silberhochzeit 54, 191.
Sitzungen 291, 373.
Skaldenlieder (v. Eulenburg) 140 Anm.
Soldatenpfarrer 309, 311, 312, 330.
Sonntagsschule 295.
Soziale Frage 388.
Spöck 213.
Sprechstunde 283.
Stadtmission (Karlsruher) 211.
— (Berliner) 290.

T.

Taufreden 320, 322.
Testament 454.
Textwahl 304, 325.
Tischgespräche 362 u. 363.
Tischredner 331.
Tod (der Mutter) 17.
Todesfreudigkeit 428, 430, 431, 452.
Trauergottesdienst 144.
Trautext (eigener) 191.
Trautexte 325—327.
Trauungen 324—329.

U.

Union 167, 197.
— (positive) 160.

V.

Vereinsarbeit 20, 290, 291, 293, 294.
Versammlung (der Konfirmirten) 355.
Volkskirche 149, 389.
Volkspredigt 306.
Volksthümlichkeit 308.
Vorträge 43, 145, 154, 157, 375, 412.

W.

Weihnachten (in Straßburg) 135 u. 136.
— (im Hause Frommel) 265 u. 266.
Weitherzigkeit 77.
Wichlinghausen 5 Anm.
Wildungen 235, 378, 423.
Wissenschaft 205.
Wittenberg 203.
Wohlthätigkeit (moderne) 216.

Z.

Zandvoort 56.
Zeitausnutzung 283.
Zeitpredigt 385.
Zimmerreise 222.
Zweifel 315.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

FROMMEL, Emil 893
Das Frommel-Gedenkwerk F932fr
herausgegeben von der Familie. 1900
v.2